

WALTER LÜTHI

Johannes

das vierte Evangelium

Wir sahen seine Herrlichkeit

Digitalisierung

Mit freundlicher Genehmigung der Nachkommen des Verfassers (Rechteinhaber).

Eingelesenes Original:

Titel: Johannes, das vierte Evangelium,
wir sahen seine Herrlichkeit
Autor: Walter Lüthi
Verlag: Hänssler, Neuhausen-Stuttgart
Erste Auflage: 1942
Aktuelle Auflage: 1988

Digitale Ausgabe:

Hans Käser, Bern, Schweiz - Version 2022/12
Dateiname: luethi-johannes.pdf

Rechtliches

Die Digitalisierung und die Verbreitung dieses Werkes im Internet bedeutet keineswegs, dass nun auch die Urheberrechte aufgehoben wären. Die Richtlinien für die neue Form der Nutzung und Verbreitung dieses Werkes sind lizenziert auf der Grundlage einer



"Creative Commons-Lizenz 4.0"

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Aus diesen Lizenzbestimmungen möchten wir folgenden Grundsatz unterstreichen: **Das Dokument darf vielfältigt und verbreitet werden, aber ausschliesslich zu nicht kommerziellen Zwecken und unter der Bedingung, dass Inhalt (einschliesslich der Angaben zu Digitalisierung, Rechtlichem und Lizenz), Aufbau, Gliederung und Wortlaut dem unter <http://walter-luethi.ch/> veröffentlichten Original entsprechen.**

Zitate:

Zitate müssen entsprechend gekennzeichnet werden: Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe¹; Zudem: Seitenangabe(n); Lizenzangabe: Creative Commons-Lizenz: CC-BY-NC-ND (Link oben).

Die Absicht dieser Lizenz:

Das angestrebte Ziel besteht darin, einerseits die Texte von Walter Lüthi einer möglichst breiten Leserschaft kostenlos zugänglich zu machen, aber sie gleichzeitig bestmöglich vor jeder Art von Veränderung, Fälschung oder auch Kommerzialisierung zu schützen.

Hans Käser in Absprache mit den Rechteinhabern

¹ Solange der Link zum Dokument funktioniert, genügt dieser für Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe:
<http://walter-luethi.ch/predigtbaende/luethi-johannes.pdf>

Inhalt

VORWORT ZUR ERSTEN AUFLAGE	8
DIE GEBURT CHRISTI.....	1,1-18..... 10
JOHANNES DER TÄUFER	1,19-28..... 19
DAS CHRISTUSZEUGNIS DES TÄUFERS	1,29-51..... 27
DIE HOCHZEIT IN KANA.....	2,1-11..... 38
DIE TEMPELREINIGUNG	2,12-25..... 48
JESUS UND NIKODEMUS	3,1-16..... 57
DAS GLEICHNIS VOM BRÄUTIGAM.....	3,17-36..... 67
JESUS UND DIE SAMARITERIN	4,1-42..... 77
HEILUNG DES SOHNES EINES KÖNIGLICHEN BEAMTEN IN KAPERNAUM	4,43-54..... 88
JESUS HEILT AM SABBAT EINEN KRANKEN AM TEICH BETHESDA.....	5,1-47..... 99
DIE SPEISUNG DER FÜNFTAUSEND.....	6,1-71... 112
JESUS IN JERUSALEM AUF DEM LAUBHÜTTENFEST	7,1-53... 125
JESUS UND DIE EHEBRECHERIN	8,1-59... 139
HEILUNG EINES BLINDGEBORENEN AM SABBAT	9,1-41... 152
DAS GLEICHNIS VON DER TÜRRE ZUM SCHAFSTALL.....	10,1-11... 165
DAS GLEICHNIS VOM GUTEN HIRTEN.....	10,12-21... 177
DAS GLEICHNIS VON DEN SCHAFEN.....	10,22-42... 186
DIE AUFERWECKUNG DES LAZARUS.....	11,1-57... 196
SALBUNG IN BETHANIE UND EINZUG IN JERUSALEM.....	12,1-19... 209
DAS GLEICHNIS VOM STERBENDEN WEIZENKORN	12,20-50... 221

DIE FUSSWASCHUNG	13,1-35....	234
VOM HINGANG ZUM VATER	13,36-14,14....	246
DIE VERHEISSUNG		
EINES ANDEREN BEISTANDES	14,15-25....	258
DAS TESTAMENT DES SOHNES	14,26-31....	268
DAS GLEICHNIS VOM WEINSTOCK.....	15,1-27....	276
DIE ANKÜNDIGUNG		
DER KOMMENDEN LEIDENSZEIT.....	16,1-33....	288
DAS GLEICHNIS VOM WEIB,		
WENN ES GEBOREN HAT	16,20-24....	299
DER HOHEPRIESTER: SEINE PERSON.....	17,1-5....	310
DER HOHEPRIESTER: SEIN DANK	17,6-8....	321
DER HOHEPRIESTER: SEINE FÜRBITTE	17,9-15....	330
DER HOHEPRIESTER:		
SEINE BITTE UM HEILIGUNG.....	17,16-19....	339
DER HOHEPRIESTER: SEINE BITTE		
UM DIE VOLLKOMMENE EINHEIT	17,20-26....	348
JESU GEFANGENNAHME UND VERHÖR.....	18,1-14.19-24....	357
PETRUS VERLEUGNET SEINEN HERRN	18,15-18.25-27....	366
JESUS VOR PILATUS	18,28-38....	374
JESUS ODER BARABBAS	18,39-19,15....	384
DIE KREUZIGUNG JESU	19,16-42....	392
DIE AUFERSTEHUNG CHRISTI.....	20,1-18....	403
DER AUFERSTANDENE		
ERSCHEINT DEN ELFEN.....	20,19-23....	415
DAS THOMASBEKENNTNIS	20,24-31....	424
DIE BEGEGNUNG AM SEE VON TIBERIAS	21,1-14....	434
DIE EINSETZUNG DES PETRUS.....	21,15-25....	444

Johannes

Das vierte Evangelium ausgelegt für die Gemeinde.

«Wie wenig ändern ist Pfarrer Lüthi der Blick aufgegangen für den Vollgehalt des biblischen Wortes und ebenso für die Nöte und Bedürfnisse unserer aufgewühlten Zeit. So ist auch dieser Predigtband über das Evangelium Johannes eine Gabe von ungewöhnlichem Gewicht. Dank der dem vierten Evangelium anhaftenden «göttlichen Fremdheit» wurde es lange in der kirchlichen Verkündigung mit Bewusstsein zurückgestellt, während Philosophen und in neuerer Zeit Theosophen sich seiner mit Vorliebe annahmen. Heute fangen wir wieder an zu verstehen, dass gerade die göttliche Unzeitgemässheit der johanneischen Botschaft wahrhaft zeitgemäss ist. Der Evangelist Johannes will nur eines: Christus in der ganzen Weite und Tiefe seiner göttlichen Sendung uns vor die Seele stellen, und nichts anderes will auch die hier gebotene Auslegung. Sie schöpft nicht nur aus den erzählenden, sondern besonders auch aus den schwerer verständlichen lehrhaften Stücken des Evangeliums Reichtümer zutage, die dem einfachsten wie auch dem gebildeten Leser gleich zugänglich sind. Man wird ganz still vor der Wucht und Eindringlichkeit mancher dieser Predigten.»

Schweiz. Evangelisches Schulblatt

Walter Lüthi's Auslegung des Johannesevangeliums ist auch in englischer, französischer und holländischer Sprache erschienen.

Das Wort ward Fleisch

Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit. Johannes 1,14

In tiefgründiger Weise legt der frühere Schweizer Pfarrer Dr. Walter Lüthi (1901 – 1982) das Johannesevangelium aus, Gottes Rettungshandeln in der Menschwerdung und im Sühnetod Christi am Kreuz von Golgatha ist zentrales Thema dieses Evangeliums. Lüthi gelingt es, dies in seiner Vielfalt rein und unverfälscht zur Sprache zu bringen.

„Wenn wir Lüthi zuhören, dann geht es neu vor uns auf, dass Gottes Wort uns das sagt, was uns allen, was der ganzen Welt fehlt. Wir ahnen wieder, dass eine Macht darin liegt, die einmal alles neu schaffen wird. Wir spüren etwas von dem Sieg über alle unsere Not und Sünde, der sich darin ankündigt.“

Eduard Thurneysen

Vorwort zur ersten Auflage

Es handelt sich hier um Predigten, die in den Jahren unmittelbar vor Kriegsausbruch und vor allem während des Krieges hier in der Grenzstadt Basel, «am Rande des Kraters», gehalten worden sind. Diese besondere Entstehungszeit hat an den Predigten mehr oder weniger deutliche Spuren hinterlassen. Sie sind herausgewachsen aus dem täglichen Umgang mit dem Wort und aus der täglichen Seelsorge an einem verängsteten und dann doch immer wieder sicheren und trotzigen Geschlecht.

Ein auch nur oberflächlicher Blick in die Kapitel lässt jenen Wechsel von bildhafter Erzählung und lehrhafter Rede erkennen, der dem vierten Evangelium so eigen ist. Dabei ist vor allem in den ersten zehn Kapiteln die Anordnung so, dass in der Regel am Eingang des Kapitels eine konkrete Erzählung steht, welcher dann eine oft sehr umfangreiche lehrhafte Rede folgt. Diese Eigenart des vierten Evangelisten bedeutet eine gewisse Gefahr für jeden Bibelleser, vor allem aber auch für den Prediger. Die Versuchung ist gross, dass man, so wie man beim Genuss der Spargel die weiche Spitze genießt und den härteren Schaft weglegt, dass man beim bildhaften Eingang des Kapitels stehen bleibt und den lehrhaften Hauptteil und Schluss liegen lässt. Das ist deswegen ein grosser Schaden, weil sehr oft just vom lehrhaften Teil des Kapitels her das eigentliche, umfassende Licht auf den bildhaften Eingang fällt. Das vierte Kapitel beispielsweise vermittelte auf diese Art lediglich das idyllische Bildchen der Frau am Jakobsbrunnen, nicht aber die Botschaft von Christus, dem «Retter der Welt» (Kap. 4, Vers 42!). Beim neunten Kapitel sah man nur den Blindgeborenen und seine ihm widerfahrne Heilung, nicht aber sah man die umfassende Botschaft von dem, der im lehrhaften Teil des Kapitels von sich sagt: «Ich bin zum Gericht auf diese Welt gekommen, auf dass, die da nicht sehen, sehend werden, und die da

sehen, blind werden» (Kap. 9, Vers 39!). Diese zwei Beispiele könnten ohne viel Mühe vermehrt werden. Die grossen Umrisse und Horizonte werden eben erst dann sichtbar, wenn man nicht bei einer willkürlichen Auslese stehen bleibt, sondern die Kapitel ganz und im Zusammenhang liest. Erst aus dem Zusammenhang heraus geht es einem auf, dass die Botschaft des vierten Evangelisten nicht einfach auf die Pflege individueller Erbauung sich beschränkt, so sehr diese auch auf ihre Rechnung kommt, sondern dass hier, nicht weniger als etwa bei Matthäus, die umfassende Botschaft von der Herrschaft Gottes an alle Kreatur ergeht.

Den direkten Anstoss dazu, mich der Mühsal einer Drucklegung zu unterziehen, erhielt ich nach langem Zögern durch eine kleine Notiz, die im November des vorigen Jahres im Blatt der Kirchgemeinde Trub zu lesen war, worin der dortige Pfarrer seine Gemeindeglieder auffordert: «Wir möchten bitten, zu allerlei Schriften, die auf kirchlichem Boden wachsen, Sorge zu tragen. Werft Wertvolles nicht unbedacht fort!» Wir dürfen im Dienst am Wort in der Tat uns heute noch der gedruckten Veröffentlichung bedienen, während das vielen unserer Glaubensbrüder in der weiten Welt nur noch beschränkt oder gar nicht mehr möglich ist. Wir haben aber keinerlei Garantie dafür, dass nicht auch bei uns der Tag kommen könnte, da in Haus und Gemeinde die gedruckte Auslegung den Pfarrer ersetzen muss. Darum heisst es die Zeit auskaufen.

Basel, im Herbst 1942

Der Verfasser

Die Geburt Christi

¹ Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. ² Dasselbe war im Anfang bei Gott. ³ Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist. ⁴ In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. ⁵ Und das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat's nicht begriffen. ⁶ Es ward ein Mensch von Gott gesandt, der hiess Johannes. ⁷ Dieser kam zum Zeugnis, dass er von dem Licht zeugte, auf dass sie alle durch ihn glaubten. ⁸ Er war nicht das Licht, sondern dass er zeugte von dem Licht. ⁹ Das war das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen. ¹⁰ Es war in der Welt, und die Welt ist durch dasselbe gemacht; und die Welt kannte es nicht. ¹¹ Er kam in sein Eigentum; und die Seinen nahmen ihn nicht auf. ¹² Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Kinder Gottes zu werden, die an seinen Namen glauben; ¹³ welche nicht von dem Geblüt noch von dem Willen des Fleisches noch von dem Willen eines Mannes, sondern von Gott geboren sind. ¹⁴ Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. ¹⁵ Johannes zeugt von ihm, ruft und spricht: Dieser war es, von dem ich gesagt habe: Nach mir wird kommen, der vor mir gewesen ist; denn er war eher als ich. ¹⁶ Und von seiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade. ¹⁷ Denn das Gesetz ist durch Moses gegeben; die Gnade und Wahrheit ist durch Jesus Christus geworden. ¹⁸ Niemand hat Gott je gesehen; der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schooss ist, der hat es uns verkündigt. Johannes 1,1-18

Wenn der Volksmund sagt, aller Anfang sei schwer, dann scheint er das Anfangen immerhin zum Bereich des Menschenmöglichen zu rechnen. Ja es gibt Zeiten, da der Mund

der Völker besonders munter und anspruchsvoll vom Neuanfangen redet. Das Neue und Nochnichtgewesene ist dann zum Schlagwort der Gasse geworden, und dann tönt es je-weilen so, als wären wir Menschen tatsächlich die vermögenden Anfänger und Vollender. Aber aus der Bibel tönt es anders. Hier ist es nicht der Mensch, der Neues denkt und sagt und beginnt; denn aller Anfang ist hier Gottes Sache. Unbekümmert um unser stolzes Reden von «neuer Zeit» wird hier festgestellt, es gebe «nichts Neues unter der Sonne». All dem gegenüber aber, was wir Menschen mit Selbstbewusstsein Anbruch und Neubruch nennen, verhält sich die Bibel auffällig wortkarg. Sie kennt und anerkennt genau genommen überhaupt nur einen einzigen Anfänger und Vollender, und der ist Christus, weil der Vater es ihm gegeben hat, der Erste und der Letzte zu sein. Wenn darum auf dem ersten Blatt der Bibel geschrieben steht: «Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde», dann war, will hier Johannes sagen, schon dort Christus dabei. Sonst fängt das Lebensalter eines Menschgeborenen erst an zu zählen mit dem Eintritt seiner Geburt. Bei Christus aber ist das anders. Christus lebt vor jenem Tage, an dem seine Geburt für uns Menschen fassbares, geschichtliches Ereignis wurde. Er war als Schöpfer und Erlöser tätig, längst bevor die Welt das inneward; denn Christus ist älter als die Kenntnis, die wir Menschen von ihm haben.

Von diesem ewigen Christus redet hier der vierte Evangelist, wenn er seinen Bericht über die Geburt Christi mit den geheimnisvollen Worten einleitet: «Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott.» Er will damit einfach sagen, das Wort, mit dem Gott im Anfang die Welt erschuf, als er sprach: «Es werde!», dieses Schöpferwort sei bereits Christus gewesen. Christus ist das ewige Wort, und «alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist». So ist Christus nach dem Willen des Vaters der Anfänger aller Dinge. Wenn aber auf dem

letzten Blatt der Bibel noch einmal «ein neuer Himmel und eine neue Erde» verheissen wird, dann ist auch mit diesem letzten Neuanfang noch einmal Christus gemeint; denn Christus ist nicht nur der Anfang, sondern er ist auch das Ende. Die Geburt Christi, die zu erzählen der vierte Evangelist sich hier anschickt, greift somit in ihrer Bedeutung über die Erschaffung der Welt hinaus, rückwärts und vorwärts, auch über das hinaus, was man das Ende der Welt nennt. Christus ist eben nicht nur Anfang und Ende, sondern der Herr aller Anfänge und der Herr des Endes, er ist der eine von Gott verordnete Anfänger und Vollender, ist gestern, heute und derselbe auch in Ewigkeit.

Diese Ewigkeit des Christus stellt hier auch der Täufer fest, wenn er «rufet und spricht: Dieser war es, von dem ich gesagt habe: Nach mir wird kommen, der vor mir gewesen ist, denn er war eher denn ich». Und dieser ewige Christus ist es, der von der Erschaffung der Welt an nicht aufgehört hat zu wirken bis auf diese gegenwärtige Stunde. Der vierte Evangelist stellt fest: Ob wir es wussten oder nicht, er war es, dem wir schon immer unser Leben und unsere Rettung verdankten, «aus seiner Fülle haben wir alle genommen, Gnade um Gnade». Von seiner bisher verborgenen Gnadenfülle hat von Anfang an schon alle Kreatur gelebt. Aber nun will diese Gnadenfülle nicht mehr länger verborgen bleiben. Nun hat sie sich im Geheimnis der Weihnacht offenbart. Freilich, es ist der ewige Christus, der da geboren wird. Wenn darum der vierte Evangelist, der uns hier das Ereignis der Geburt Christi erzählt, dabei so weit ausholt, dürfen wir uns nicht wundern. Er hat seinen guten Grund, wenn er, im Unterschied zu den drei übrigen Evangelisten, sein Weihnachtsevangelium mit den Worten beginnt: «Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbe war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist.»

«Im Anfang war das Wort.» Im Anfang war nicht die Tat. Es ist die Eigentümlichkeit des göttlichen Handelns, dass der Tat das Wort vorausgeht. Wenn Gott handelt, dann pflegt er nicht gleichsam «mit der Türe ins Haus zu treten», sondern dann kündigt er seine Tat zuerst an durchs Wort. So ist die ganze Bibel zu verstehen als Gottes Wort, das als Ankündigung und Verheissung auf eine später folgende Tat hin ergeht. So ist immer wieder nicht die Tat, sondern das Wort im Anfang, und wo ein wirklicher Anfang hier unter uns Menschen sich ereignet, da ist vorher Gottes Wort ergangen. So erging das Wort Gottes Jahrhunderte lang, bevor das Ereignis eintrat, von dem hier Johannes sagt: «Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns.» Und so ist es zu erklären, dass Johannes da, wo er von der Geburt des Heilandes berichtet, uns über alle Zeiten hinweg zurückführt bis zum Anfang aller Dinge, ja noch weiter zurück, bis dorthin, wo das Meer der Ewigkeit an unsere Ufer brandet: «Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.» Im prophetischen Buch des Neuen Testaments heisst es einmal: «Ich sah einen Engel fliegen mitten durch den Himmel, der hatte ein ewiges Evangelium zu verkünden.» Wenn man den fürs ganze vierte Evangelium so bezeichnenden Eingang dieses ersten Kapitels hier hört, dann meint man ein Wehen vom Flügelschlag dieses Engels zu verspüren, der «ein ewiges Evangelium zu verkünden hat».

Aber nicht nur zeitlich überschreitet das Weihnachtsevangelium alle Schranken, sondern auch örtlich. Es ist nicht nur ein «ewiges Evangelium», sondern sozusagen auch ein «unendliches Evangelium». Diese allumfassende Weite der geschehenen Rettung deuten übrigens auch die anderen Evangelisten an, Matthäus, wenn er von den Magiern berichtet, die aus dem fernen Dunkel des Orients herbeieilen, um den Erlöser der Welt anzubeten, und Lukas, wenn er von der grossen Freude spricht, die «allem Volk widerfahren ist». Allem Volk! Johannes vollends zeigt uns in seinem

Weihnachtsevangelium Gottes Griff aufs Ganze, wenn wir ihn sagen hören: «Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist», und wenn er vom Wort, das im Anfang war, weiter sagt: «In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen» – einfach das Licht der Menschen! Und vom Täufer sagt er, dieser sei in die Welt gekommen, um zu zeugen für das Licht, «auf dass sie alle durch ihn glaubten». Alle! Und dann noch einmal, «das war das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen». Alle Menschen und alle Dinge! Im Weihnachtsevangelium des Johannes sehen wir gleichsam jenes Christkind, das die Erde wie einen Ball in seinen Händchen hält.

Das ist das ewige und das unendliche Evangelium, dem keine Zeit und kein Ort eine Schranke zu setzen vermag. Umso grösser aber wird unsere Überraschung sein, wenn nun Johannes doch von einer Schranke redet. Diese steht da; Johannes sagt nicht, woher sie kommt, steht da wie aus dem Boden gewachsen. Ein geheimnisvoller, böser Wille steht dem ewigen und unendlichen Retterwillen des Vaters im Himmel entgegen: Es gibt eine Finsternis. «Und das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat's nicht begriffen.» (Nach anderer Übersetzung «nicht überwältigt».) «Es war (zwar) in der Welt, und die Welt ist (zwar) durch dasselbe gemacht. Aber die Welt erkannte es nicht.» Ja der Evangelist muss noch deutlicher werden: Wir, wir Menschen, können diesem Licht zum Hindernis werden. Uns ist die Möglichkeit gegeben, uns dem Evangelium zu öffnen oder zu verschliessen. Was kein Raum und keine Zeit vermochten, das vermag das Menschenherz: «Er kam in sein Eigentum, und die Seinigen nahmen ihn nicht auf.»

«Die Finsternis hat's nicht begriffen.» «Die Welt erkannte es nicht.» «Die Seinigen nahmen ihn nicht auf.» Die Finsternis – die Welt – die Seinigen. Es ist nicht allein eine überirdische dunkle Geistesmacht, die ihm heimlich sich widersetzt,

nein, die «Mächte und Gewalten» nehmen immer auch ganz greifbare und sichtbare Gestalten an in den weltlichen und kirchlichen Zuständen. Die «Welt» ist so sehr dem Licht verschlossen, dass Kaiser Augustus in seinem Eigenglanz das Licht, das mit Christus in die Welt gekommen ist, überhaupt nicht zu beachten scheint; Herodes aber vernimmt die Kunde, erschrickt und holt sofort zum Schlage aus. Und nicht weniger «Welt» sieht Johannes in den kirchlichen Einrichtungen. Mit Herodes zusammen erschrickt die ganze Stadt Jerusalem, die Stadt der Frommen, die auserwählte, die heilige Stadt. Gerade dort, wo er daheim wäre, in seiner Kirche, in seinem Eigentum, wird Christus am bewusstesten abgelehnt: «Die Seinigen nahmen ihn nicht auf.»

Aber nun ist Christus ganz und gar nicht gewillt, vor dieser dreifachen Mauer des Widerstandes, vor Finsternis, Welt und den Seinigen, haltzumachen. Mag die Finsternis es nicht begreifen; das Licht scheint doch! Keine Finsternis vermag es zu überwältigen. Mag die Welt ihn nicht erkennen, so erkennt doch er die Welt. Mögen die Seinigen keinen Raum für ihn haben in der Herberge, so hindert ihn das nicht, dennoch zu ihnen, und gerade zu ihnen, zu kommen. Kein Herodes, kein Gastwirt und kein Hohepriester vermag zu hindern, dass Christus «zu Bethlehem, in Davidsstadt, wie Micha das verheissen hat», geboren wird. Mit diesem Hinweis auf den Widerstand, der von Anfang an dem Erlöser entgegensteht, lässt uns Johannes jenen hier schon wetterleuchtenden «heimlichen Krieg» erkennen, der durchs ganze vierte Evangelium in immer neuen steilen Zusammenstößen und jähem Auseinandersetzungen bis zum Endkampf wiederkehrt. Es ist Gott selber, den wir hier kämpfen sehen um eine Welt, die von Anfang an ihm gehört und die er nie und unter keinen Umständen gedenkt an einen Fremden abzutreten. So ist es Gottes unnachgiebige Liebe, die wir hier am Werke sehen, denn Gott hat beschlossen, die Welt, die er erschaffen hat, auch zu erhalten und wenn nötig zu retten, koste es, was

es wolle. Muss es sein, so wird er sie erretten mit dem letzten Einsatz. Und siehe, es muss sein! Gott wirft seinen letzten Einsatz in den Kampf gegen Finsternis, Welt und die Seinigen, Gott lässt sein Bestes sich kosten, und das ist derjenige, der von Anfang an bei ihm gewesen ist, sein Sohn: «Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns.»

«Das Wort ward Fleisch», ausgerechnet Fleisch! Das Fleisch ist der Ort, wo wir Menschen dem Leben und dem Licht den stärksten Widerstand entgegensetzen, denn zum Fleisch gehört auch unsere Seele, auch unsere «fromme Seele» mit all ihren Irrungen, Ahnungen und Hintergründen. Das Fleisch ist nicht nur der Glutherd unserer Leidenschaften und die Stelle, wo wir am augenfälligsten dem Tod erliegen müssen; das Fleisch ist auch die Wohnung des Irrtums und der Dämonen. Und gerade da, wo die Finsternis ihre stärksten Bollwerke aufgerichtet hat, gerade da, wo die Welt am meisten Welt ist und wo auch die Seinigen Welt sind, gerade da gefällt es Gott, einzugehen in die Zeit. Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns. Dieser Einbruch des Himmels in die Erde ausgerechnet da, wo sie am erdigsten ist, kommt einer Kampfhandlung gleich. Gott holt hier sozusagen aus zum Entscheidungsschlag. Aber siehe, nicht um zu vernichten, sondern um zu erlösen. Seine Fleischwerdung ist gleichsam ein Gewaltstreich der Liebe. Darum eben wird das Wort ausgerechnet Fleisch, damit Gott sich des ganzen Menschen mitsamt seinen dunkelsten Dunkelheiten erbarme. In diesem «heiligen Krieg» scheut Gott kein Blut, scheut nicht das Blut seines Sohnes.

Der es gegen Finsternis, Welt und «Kirche» hat Weihnachten werden lassen, steht über aller Zeit, auch über der heutigen und ihrem eigenwilligen Lauf. Niemals ist sein Weihnachten abhängig von günstigeren oder weniger günstigen Umständen. Das lässt euch doch sagen, ihr alle, die ihr jetzt unter dem Druck besonderer Verhältnisse nicht glaubt, Weihnachten feiern zu dürfen: Das Licht, das in der

Finsternis scheint, steht in majestätischem Erbarmen über allen Zeiten, über den dunkleren und über den helleren, über den guten und bösen. Das lasse sich jener bekümmerte Vater sagen, der vor vier Monaten seinen einzigen Sohn verlor und letzthin einen Brief also anfang: «Weihnachten, der Tag schmerzlicher Erinnerungen für uns.» Es ist dennoch Weihnacht geworden; die Finsternis hat das Licht nicht zu überwältigen vermocht. Das gilt auch für jene Mutter, die gestern buchstäblich vom schön geschmückten und bereiteten Weihnachtsbaum hinweg ihr Erstgeborenes nach dreistündiger Lebensdauer wieder hat hergeben müssen. Auch in solche Finsternis hinein scheint das Licht. «Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes voller Gnade und Wahrheit.» Diese Frohbotschaft gilt, auch wenn wir an all die zerbrochenen Ehe- und Familienverhältnisse denken, die sich nie wie gerade auf die «heiligen Zeiten» hin in aller Schärfe zuzuspitzen pflegen. Und gar das zerbrochene Verhältnis der Völker –! Wer könnte heuer, wenn Weihnachten abhängig wäre vom Zustand dieser Welt, das Wort vom Licht, das in der Finsternis scheint, überhaupt reden und hören? Aber gerade jetzt wollen wir es uns sagen lassen: Sollte das Wort, das im Anfang war, jetzt nicht gelten? Sollte der Erlöser darum weniger Erlöser sein, weil die Welt jetzt so unweihnachtlich aussieht? Sollte derjenige, der war, noch ehe die Stürme brausten, sich nach dem Winde richten müssen, der eben zufällig über die Felder weht? Auch wenn wir jetzt gar nichts schauen vom ewigen Licht, warum sollten wir es nicht glauben? Der im Anfang das Wort hatte, der das erste Wort hatte, der wird auch das letzte Wort haben. Sollen wir das nicht glauben? Warum eigentlich nicht? Ja, der im Anfang das Wort nicht nur hatte, sondern selber, in eigener Person das Wort war, der wird dieses Wort sein und bleiben bis in Ewigkeit. Das glauben wir. So sagt uns Johannes gleich hier, auf der ersten Seite seines

Evangeliums, was er in der Folgezeit immer von neuem sagen wird, das eine, was uns not tue, sei der Glaube: «Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen – glauben.»

Johannes der Täufer

19 Und dies ist das Zeugnis des Johannes, da die Juden sandten von Jerusalem Priester und Leviten, dass sie ihn fragten: Wer bist du? 20 Und er bekannte und leugnete nicht; und er bekannte: Ich bin nicht Christus. 21 Und sie fragten ihn: Was denn? Bist du Elia? Er sprach: Ich bin's nicht. Bist du der Prophet? Und er antwortete: Nein! 22 Da sprachen sie zu ihm: Was bist du denn? Dass wir Antwort geben denen, die uns gesandt haben. Was sagst du von dir selbst? 23 Er sprach: Ich bin eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Richtet den Weg des HERRN!, wie der Prophet Jesaja gesagt hat. 24 Und die gesandt waren, die waren von den Pharisäern. 25 Und sie fragten ihn und sprachen zu ihm: Warum taufst du denn, so du nicht Christus bist noch Elia noch der Prophet? 26 Johannes antwortete ihnen und sprach: Ich taufe mit Wasser; aber er ist mitten unter euch getreten, den ihr nicht kennt. 27 Der ist's, der nach mir kommen wird, welcher vor mir gewesen ist, des ich nicht wert bin, dass ich seine Schuhriemen auflöse. 28 Dies geschah zu Betanien jenseits des Jordans, wo Johannes taufte. Johannes 1,19-28

«Ich bin nicht Christus.» «Ich bin nicht Elias.» «Ich bin nicht der Prophet.» «Ich bin die Stimme eines Rufers in der Wüste.» «Ich taufe mit Wasser.» «Ich bin nicht wert, dass ich seine Schuhriemen auflöse.» Das tönt ja fast, wie wenn uns Gott hier Gelegenheit geben wollte, die ganz grosse Bescheidenheit des Täufers gebührend zu bewundern. Vielleicht war der Täufer tatsächlich ein persönlich bescheidener Mann. Vielleicht aber war er es auch nicht. Die Bibel selber verliert kein Wort darüber. Vielleicht haben die Menschen, die es mit diesem Mann zu tun bekamen, sein Wesen eher als arrogant und anmassend empfunden. Jedenfalls seine Feinde haben sicher gerade auf seine Bescheidenheit nicht grosse Stücke gehalten. Aber wie dem auch sein mag, etwas

bescheidener oder weniger bescheiden, darum geht es ja hier gar nicht! Wer darum meint, aus dem, was sich hier ereignet, hurtig eine kleine Moral für die Kinderstube ableiten zu sollen, der mag das ruhig tun, aber er wird weit davon entfernt sein, erfasst zu haben, um was es hier geht. Johannes der Täufer hat jetzt anderes zu tun, als seine Bescheidenheit bewundern zu lassen. Christus ist gekommen. Christus ist da. Er hat ihn bereits gesehen. Zur Taufe ist er gekommen, und es hat sich ereignet, dass er, Johannes, ihn erkannt hat. «Er ist mitten unter euch getreten.» Freilich ist er dann wieder gegangen. Im Moment ist er nicht mehr da. Er weilt jetzt irgendwo in der Wüste, wohin ihn der Geist nach der Taufe getrieben hat. Aber das ändert jetzt nichts mehr an der Tatsache, dass Christus gekommen ist und sich dem Täufer, vorläufig nur ihm, zu erkennen gegeben hat: «Er ist mitten unter euch getreten, den ihr nicht kennt.»

Wenn Christus kommt, dann ist alles anders geworden. Dann wird so vieles, wovon wir vorher meinten, die Welt müsste untergehen, wenn's nicht so wäre, seltsam unwichtig. Wie fallen da unsere kleinen Komplimente von selber dahin! Wenn Christus gekommen ist, und der Täufer weiss, er ist nun gekommen, wer mag dann auch nur noch eine Sekunde länger sich beim Täufer aufhalten?

Wissend darum, dass nun Christus gekommen ist, sagt der Täufer dreimal hintereinander sein Nein: Ich bin nicht Christus, ich bin nicht Elias, ich bin nicht der Prophet. Es ist das wie ein ehrfürchtiges «drei Schritt zurück», das man dem höchsten König schuldet. Ein sonderbares Christuszeugnis, das darin besteht, dass ein Bekenner dreimal beteuert: Ich nicht. Das aber ist gerade das Erkennungszeichen, sozusagen die Echtheitsmarke allen wahren Christuszeugnisses. Diesem dreimaligen «ich nicht» entspricht ein dreimaliges «aber Er». «Bereitet dem Herrn den Weg.» «Er ist mitten unter euch getreten, den ihr nicht kennt.» «Er ist's, der nach mir kommen wird, der vor mir gewesen ist.» Darum, weil

der Täufer Christus gesehen und erkannt hat, darum kann er jetzt sagen «nicht ich». Es ist ganz falsch, wenn wir immer wieder meinen, diese drei Schritte zurück seien für ihn ein gewaltiges Opfer gewesen. Noch so gern macht er dem, der da kommen soll, Platz. Ja, der Täufer brennt ja geradezu darauf, dass alle Welt nicht mehr ihm nachlaufe, sondern zu dem hinströme, der ja der Grössere ist. Wenn der Sommer kommt, oh, dann stellt man noch so gern den eigenen Ofen ab und lässt ihn erkalten. Dann verzichten wir noch so gern auf die arme Wärme, die wir von innen machen können, dann öffnen wir noch so gern die Fenster und lassen die grosse Wärme, die von aussen und von oben kommt, hereinfluten, jene reiche Wärme, die uns der Himmel selber schenken will. Weil der Täufer dreimal sagen kann: Er, Er, Er, darum kann er auch dreimal sagen: Nicht ich.

So ergibt sich die sonderbare Tatsache, dass unser Ja zu Christus immer auch begleitet ist von einem Nein zu uns selber und zur Welt. Das versteht die Welt nicht, weil sie Christus nicht kennt. Die Welt meint immer, wir Christuskgläubige hätten eine teuflische Freude am Neinsagen und am Heruntermachen alles Grossen, Schönen und Edlen. So hat man schon den Christen in den ersten Jahrhunderten vorgeworfen, sie seien Welt- und Menschenverächter, und hat sie des allgemeinen Menschenhasses beschuldigt. Tatsächlich gibt es solch ein negatives, solch ein stets nur und ausschliesslich verneinendes Christentum. Das aber ist ein Zerrbild. Die wahre bekennende Gemeinde sagt nein nicht aus Freude, menschliche Grösse herabzusetzen, sondern aus Freude an Gottes Grösse und Herrlichkeit. Was kann einer dafür, wenn er die eine köstliche Perle gefunden hat, dass halt dann die anderen Perlen, die ja auch gut waren und die er jahrzehntelang als echt angestaunt hat, dass er dann die halt nicht mehr als echt anstaunen mag? Wer den Schatz im Acker entdeckt hat, der kann dann eben nicht mehr anders als zu den anderen Schätzen sein Fragezeichen setzen, und

dann heisst es eben: «Und er ging hin vor Freude über denselben und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte den Acker.»

Aber, fragen wir weiter, wie kommt man denn überhaupt damals dazu, den Täufer sozusagen im Verdacht zu haben, er sei Christus, er sei Elias, er sei der Prophet, der verheissen ist für die Endzeit? Wie konnte denn diese irriige Meinung, gegen die wir hier den Täufer kämpfen sehen, sich überhaupt bilden? Wir haben uns da daran zu erinnern, dass immerhin einiges geschehen ist um den Täufer herum. Es hat da Vorkommnisse gegeben, die den Rahmen eines normal-kirchlichen Lebens weit sprengten. Eine Art Gottesschreck hat sich unter der Predigt des Täufers auf die Gemüter gelegt. Es hat in jenen Tagen ein Geist zu wehen begonnen, den man nicht mehr gewohnt war in der Kirche. Hartes und altes Eis fing darüber zu schmelzen an. Den Leuten wurde der wahre Zustand ihrer Herzen aufgedeckt. Sie sahen sich überführt und im Gewissen gestraft. Sie drängten sich in Aufsehen erregenden Haufen zur Sündertaufe. Eine vorläufig noch unabhsehbare Bewegung ist um den Mann am Jordan unten entstanden. Alle Volksschichten sind davon erfasst. Lauter Zeichen, die immerhin aufhorchen lassen. Kein Wunder, drängt sich der Gedanke an eine hereinbrechende Gotteszeit auf. Kein Wunder, fangen die grossen, die ganz grossen und letzten Hoffnungen des Volkes, die so lange zwischen den Buchstaben der alten Prophetenschriften geschlummert haben, an zu erwachen. Kein Wunder, fällt da und dort bereits der Name Elias, der wieder kommen soll vor dem Messias am Ende der Zeit. All das ist nicht aus der Luft gegriffen.

Aber zu all diesen grossen Dingen darf der Täufer hinzufügen: Das alles ist es noch nicht. Wenn ihr mich reden hört, auch wenn es in der Tat anders tönen mag als bei den Pharisäern und Schriftgelehrten, dann redet noch nicht Christus. Es ist das erst die Stimme eines Predigers in der Wüste, der euch zuruft: «Bereitet dem Herrn den Weg.» Und nicht

einmal das rufe ich euch von mir aus zu. Ich habe es nur übernommen von einem anderen und sage es ihm nach. Es ist der Prophet Jesaja, der es zuerst gesagt hat. Und wenn ich mit Wasser taufe, dann ist's auch das noch nicht. Und auch diese grosse Tauf- und Bussbewegung da ist nur ein Vorbote, ist nur eine Ankündigung dessen, «des ich nicht wert bin, dass ich seine Schuhriemen auflöse». Damit will der Täufer sagen: Verwechselt doch nicht den Diener mit dem Herrn, den Herold mit dem König! Gebt euch doch nicht zufrieden mit dem, was ihr bis jetzt gehört und gesehen habt! Schraubt doch eure Erwartungen nicht so herab und seid nicht so bescheiden in eurer Hoffnung! Gebt euch nicht zufrieden mit dieser Wassertaufe! Lasst euch nicht genug sein mit dieser Volksbewegung, mag sie auch noch so imposant sein und die Gemüter beschäftigen. Wenn der andere kommt, dann, dann werdet ihr ganz andere Augen machen! Ich bin nicht Christus.

Und nun eine Frage: Ist dieses Christuszeugnis des Täufers etwa für uns Christen heute hinfällig geworden, ist es für uns überholt und ausser Geltung, weil wir ja Christus kennen? Warum steht denn dies Wort als Predigttext im Kirchenjahr? Es ist bedeutungsvoll und darf von uns nicht übersehen werden, dass auch die Christengemeinde von ihrem Herrn die Weisung hat, Advent zu feiern. Die Gemeinde Christi steht auch nach Weihnachten wieder im Advent. Sie tauft mit Wasser. Aber wenn sie das recht tut, dann tut sie es in Erwartung dessen, der mit dem Heiligen Geiste und mit Feuer tauft. Sie ruft zum Tisch des Herrn, bricht das Brot und reicht den Kelch. Aber wenn sie das Abendmahl recht feiert, dann tut sie es einerseits in Erinnerung an das einmalige Opfer am Kreuz, dann aber zugleich in Erwartung des grossen Abendmahls, das am Ende die Gemeinde, aus allen Völkern zusammengerufen, versammelt. So feiern wir auch das Abendmahl im Advent: «Ich werde von nun an nicht mehr von diesem Gewächs des Weinstocks trinken, bis dass ich es neu

trinken werde mit euch in meines Vaters Reich.» Die Gemeinde predigt. Aber wenn sie das recht tut, dann vergisst sie nie, dass jetzt noch etliches auf den Weg fällt und etliches aufs Steinige und etliches unter die Dornen und nur etliches auf guten Boden. Es wächst jetzt noch Unkraut zusammen mit dem Weizen. Darum predigt die Kirche mit dem Ausblick auf die neue Erde und hält Ausschau nach dem neuen Jerusalem, in dem kein Tempel mehr stehen wird und keine Kanzel, weil dort kein Bruder mehr den andern lehren wird. So ist die lehrende und verkündigende Kirche eine Stimme eines Predigers in der Wüste. Wir sind auch als Christen nicht am Ziel, sind noch nicht eingezogen ins gelobte Land, sind Gäste und Pilger hier und unterwegs. Die Kirche ist als solche eine Kirche der Wüste.

Es will mich in den letzten Jahren oft eine leise Sorge überkommen im Blick auf die bürgerliche Gestalt, in der wir jetzt die Kirche Christi sehen, wir könnten uns da wohnlich niederlassen und uns zufrieden geben und heimelige Festchen feiern in behaglichem Glanz und vergessen, dass wir ja im Advente stehen. Es ist mir eine grosse Beunruhigung, zu wissen, dass die Ärmsten und Elendesten in unserem Volk den Weg zu dieser Kirche oft gerade nicht finden. Und wenn noch einer hin und wieder einen Anlauf nimmt, dann kommt er einmal, zweimal zu uns, um dann enttäuscht zu merken, dass er nicht zu uns passt, weil er ja ein Hungernder und Dürstender ist, einer, der nach der neuen Erde lechzt. Bei uns aber muss er oft den Eindruck erhalten, als hätten wir's und als vermöchten wir's und als wären wir's. Die Allerelendesten sollten es doch in einer Kirche Christi hören, riechen sollten sie es: Das alles ist's noch nicht. Hier ist man nicht satt und daheim. Hier ist man Gast. Hier ist zwar die Stimme eines Predigers, der Christus verkündet, aber in der Wüste.

Und schliesslich noch ein letzter Hinweis. Unser Bericht über das Auftreten und die Predigt des Täufers schliesst mit den Worten: «Dies geschah zu Betanien jenseits des Jordan,

wo Johannes taufte.» Das tönt, wie wenn der Evangelist hier ein ganz besonders gewichtiges und denkwürdiges Datum festhalten wollte. «Das geschah zu Betanien.» Man möchte fragen: Was ist es denn eigentlich, was hier geschah? Geschah denn da wirklich etwas? Was Weltbewegendes kann denn geschehen, wenn einer dreimal sagt: «Ich bin es nicht», «ich bin ein Rufer in der Wüste», «ich taufe mit Wasser»? Freilich geschieht da etwas. Wo eine Kirche mit Ernst anfängt, die Stimme eines Rufers in der Wüste zu sein, da kann sich Folgendes ereignen:

«Die Juden sandten aus Jerusalem Priester und Leviten, dass sie ihn fragten: «Wer bist du?» «Die Juden», das heisst, die Behörden aus Jerusalem senden Priester und Leviten. Wir würden heute sagen, vereidigte Beamte, Sachverständige, die über den Täufer, seine Person und seine Bewegung, Erhebungen zu machen haben, um nötigenfalls ein Verfahren gegen ihn einzuleiten. Also eine Art Haussuchung beim Täufer. Der Täufer steht hier regelrecht vor Gericht, vor einem Gericht, das jede Strafe, auch die Todesstrafe, zu beantragen die Möglichkeit hat. Und es ist ein hartnäckiges und beschwerliches Verhör. Man stellt den Mann im härenen Gewand unter ein wahres Kreuzfeuer von Fragen. Wie ein Hergelaufener, der von der Polizei aufgefordert wird, seine Papiere vorzuweisen, so steht der Wegbereiter Christi hier vor seinen Verhörrichtern aus der Hauptstadt. Es sind bereits die Schatten des Kreuzes, die hier deutlich sich abzuzeichnen beginnen. Und der Täufer gibt Antwort. Der Evangelist scheint das nicht zum vornherein als selbstverständlich anzunehmen. Er scheint auch mit der anderen Möglichkeit zu rechnen, dass man auf solche Fragen unter Umständen die Antwort verweigern könnte. Darum erwähnt er extra: «Und er bekannte und leugnete nicht.»

Solches ereignet sich mit einer Kirche, die nichts anderes mehr zu sein begehrt als Kirche, und die sich für keine so genannten «Nebenzwecke» mehr will missbrauchen lassen.

Solch eine Kirche wird ernst genommen, so ernst, dass sie wichtig genug erachtet wird, beobachtet und überwacht und verfolgt zu werden. Solches geschieht, wo die Kirche nichts anderes mehr will als mit Wasser taufen und die Stimme eines Predigers in der Wüste sein, die an den gekommenen und an den wiederkommenden Christus glaubt. Diese Kirche hat aufgehört, harmlos zu sein. Sie wird mit Recht sorgfältigst gehütet, denn sie ist eine Fremdlingskirche, in welchem Volk immer sie leben mag. Wir ahnen jetzt, warum der Evangelist seinen Bericht so feierlich mit den Worten schliesst: «Dies geschah zu Betanien, jenseits des Jordan, da Johannes taufte.» Er will damit sagen: Dort erfolgte der erste Zusammenstoss mit Jerusalem. Beim vierten Evangelisten stehen wir gleich von Anfang an mitten in der Passion. Dies wird uns bald noch deutlicher werden.

Das Christuszeugnis des Täufers

²⁹ Des andern Tages sieht Johannes Jesus zu ihm kommen und spricht: Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt! ³⁰ Dieser ist's, von dem ich gesagt habe: Nach mir kommt ein Mann, welcher vor mir gewesen ist; denn er war eher denn ich. ³¹ Und ich kannte ihn nicht; sondern auf dass er offenbar würde in Israel, darum bin ich gekommen, zu taufen mit Wasser. ³² Und Johannes zeugte und sprach: Ich sah, dass der Geist herab fuhr wie eine Taube vom Himmel und blieb auf ihm. ³³ Und ich kannte ihn nicht; aber der mich sandte, zu taufen mit Wasser, der sprach zu mir: Auf welchen du sehen wirst den Geist herabfahren und auf ihm bleiben, der ist's, der mit dem heiligen Geist tauft. ³⁴ Und ich sah es und zeugte, dass dieser ist Gottes Sohn.

³⁵ Des andern Tages stand abermals Johannes und zwei seiner Jünger. ³⁶ Und als er Jesus sah wandeln, sprach er: Siehe, das ist Gottes Lamm! ³⁷ Und die zwei Jünger hörten ihn reden und folgten Jesus nach. ³⁸ Jesus aber wandte sich um und sah sie nachfolgen und sprach zu ihnen: Was sucht ihr? Sie aber sprachen zu ihm: Meister, wo bist du zur Herberge? ³⁹ Er sprach zu ihnen: Kommt und sehet's! Sie kamen und sahen's und blieben den Tag bei ihm. Es war aber um die zehnte Stunde. ⁴⁰ Einer aus den zweien, die von Johannes hörten und Jesus nachfolgten, war Andreas, der Bruder des Simon Petrus. ⁴¹ Der findet am ersten seinen Bruder Simon und spricht zu ihm: Wir haben den Messias gefunden (welches ist verdolmetscht: der Gesalbte), ⁴² und führte ihn zu Jesu. Da ihn Jesus sah, sprach er: Du bist Simon, Jona's Sohn; du sollst Kephas (Fels) heißen.

⁴³ Des andern Tages wollte Jesus wieder nach Galiläa ziehen und findet Philippus und spricht zu ihm: Folge mir nach! ⁴⁴ Philippus aber war von Bethsaida, aus der Stadt

des Andreas und Petrus. ⁴⁵ Philippus findet Nathanael und spricht zu ihm: Wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben, Jesum, Joseph's Sohn von Nazareth. ⁴⁶ Und Nathanael sprach zu ihm: Was kann von Nazareth Gutes kommen? Philippus spricht zu ihm: Komm und sieh es! ⁴⁷ Jesus sah Nathanael zu sich kommen und spricht von ihm: Siehe, ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist. ⁴⁸ Nathanael spricht zu ihm: Woher kennst du mich? Jesus antwortete und sprach zu ihm: Ehe denn dich Philippus rief, da du unter dem Feigenbaum warst, sah ich dich. ⁴⁹ Nathanael antwortete und spricht zu ihm: Rabbi, du bist Gottes Sohn, du bist der König von Israel! ⁵⁰ Jesus antwortete und sprach zu ihm: Du glaubst, weil ich dir gesagt habe, dass ich dich gesehen habe unter dem Feigenbaum; du wirst noch Grösseres denn das sehen. ⁵¹ Und spricht zu ihm: Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Von nun an werdet ihr den Himmel offen sehen und die Engel Gottes hinauf und herab fahren auf des Menschen Sohn. Johannes 1,29-51

Wenn dem so ist, dass Gott die Sünde der Welt trägt, wie wir da aus dem Zeugnis des Täufers eben gehört haben, dann mag man des Lebens wieder ein wenig froh werden. Es hat eine Zeit gegeben, da hat ein Geschlecht gelebt, das seine Lebensfreude reichlich besass. Das war ein Geschlecht, das sich einfach freute an der Welt, ein Geschlecht, das nicht genug denjenigen bewundern konnte, der diese Welt so schön, so reich, so zweckmässig, so geordnet erdacht und erschaffen hat. Wir bringen heute diese direkte Schöpfungsfreude nicht mehr so recht auf. Es ist nicht mehr schön auf der Welt. Sie ist arm geworden, so arm, dass sie jetzt ihren ursprünglichen Zweck überhaupt verfehlt zu haben scheint. Anstelle der Ordnung ist die Unordnung getreten. Und vor allem, wenn wir aufs schönste, reichste, zweckmässigste und geordnetste aller Geschöpfe schauen, auf den Menschen, ach, wie ist doch jetzt dieser Mensch heruntergekommen! Man

könnte jetzt, wenn man nur auf den Schöpferglauben angewiesen wäre, tatsächlich verzweifeln. Dieser direkte, lichte, frohmütige Schöpferglaube ist uns jetzt zerbrochen. Wer nur mit diesem Glauben die Fahrt begann, musste daran Schiffbruch leiden. Es gibt jetzt vielen solch schiffbrüchigen Glauben.

Aber nun steht da ein Wort, das einen aufhorchen macht, sofern man die Gnade hat, es zu hören und zu fassen. Es ist das Wort von einem Gott, der die Welt trägt, und zwar, oh, beachtet das jetzt wohl!, nicht die schöne Welt, sondern die verwüstete Welt trägt er, nicht die reiche Welt, sondern die Welt, die ihren ursprünglichen Zweck vergessen und verlassen und verfehlt hat, trägt er. Und nicht die geordnete, sondern die völlig und von Grund aus in Unordnung geratene Welt ist dieser Gott bereit zu tragen. An einen solchen, an einen solch erstaunlichen Gott dürfen wir glauben, an jenen Gott, welcher «der Welt *Sünde* trägt». Wenn dem aber so ist, dass Gott die verlotterte und verluderte Welt trägt, dann, nicht wahr, dann ist nicht alles verloren. Dann dürfen wir sogar wieder ein wenig Hoffnung haben, Zuversicht für diese Welt. Und dann dürfen wir uns sogar wieder ein wenig freuen darüber, dass wir Menschen sind, denen für diese Erde ein Leben geschenkt worden ist. Ja man wagt es dann sogar wieder ein wenig, an eine Zukunft dieser Welt zu glauben, die Zukunft liegt dann nicht mehr so weglos und vernagelt vor uns. Gott trägt die Welt. Das wissen wir alle. Es gibt kein Volk, das so etwas nicht weiss oder wenigstens ahnt. Aber dass Gott die sündige Welt trägt, das steht nun freilich weder in den Sternen am Himmel noch in den Herzen der Menschen geschrieben, nein, das vernehmen wir nur an einem Ort, da, in diesem Bibelbuch, das miteinander aufzuschlagen wir heute hier zusammengekommen sind. In dieser Bibel steht es. Das ist die frohe Botschaft, das Evangelium. Gott trägt die untragbar gewordene Erde. Gott trägt der Welt *Sünde*.

Dass Gott die Sünde richtet und schlägt, das hat der Täufer bis dahin machtvoll verkündet. Der nach mir kommt, hat er gesagt, ist grösser als ich. Der wird die Tenne fegen. Mit eisernem Besen wird er daher fahren zu einem grossen Reine-machen. Der Täufer sieht die Wurfschaufel in seiner Hand. Er wird die Spreu vom Weizen scheiden. Ja, er kommt mit einem Schlaginstrument, mit der Axt wird er kommen und Kahlschlag machen unter den Menschen. «Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt.» Gott schlägt die Sünde der Welt. Wir verstehen jetzt den Täufer ein wenig, dem über die Menge der Sünden graut. Greift nicht dieses Grauen in letzter Zeit auch nach uns? Will uns nicht der Eindruck sich aufdrängen, das Gefäss der Langmut Gottes sei jetzt voll, voll bis zum Überlaufen? Hängt nicht der Stein ganz lose am Abhang, der Stein, der, wenn er ins Rollen kommt, die ganze Welt erfüllen wird? Geht es uns nicht, weil wir um Gottes Heiligkeit wissen, oft kalt den Rücken hinunter, so dass wir erwarten: Im nächsten Augenblick wird ein Blitz vom Himmel fahren und treffen, wo er treffen muss? Ertappen wir uns jetzt nicht oft über dem Gedanken, so wahr zwei mal zwei vier ergeben, so wahr gibt es eine göttliche Gerechtigkeit, und so wahr es eine göttliche Gerechtigkeit gibt, wird sie nicht hingehen lassen, was jetzt scheinbar so ungehemmt geschehen darf? Dass wir den heiligen und gerechten Gott fürchten müssen, und mit Recht und Grund fürchten, das ist's, was unser Leben so gestaltet, dass wir geduckt und mit eingezogenem Nacken dahingehen, darum ist unser Herz so voll Angst, und darum sind wir so leicht und rasch allen Schrecken hingegeben. Aber nun ist dem Täufer noch eine andere Erkenntnis aufgegangen, eine Erkenntnis, die ihn selber gewaltig überrascht. Und da heisst es nun: Gott trägt die Sünde der Welt. Er trägt sie! Er schlägt die Sünde nicht nur, er trägt sie auch. Dass Gott Sünde schlägt, das wissen die Heiden auch. «Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen.» Das ist durchaus ein Wort der

allgemeinen Weltweisheit. Ja, dass Gott die Sünde schlägt, das wissen auch die Teufel und zittern. Aber dass Gott der Welt Sünde trägt, das steht nun eben hier in dieser Bibel und nur hier. Und einzig und gerade das zu hören, hat es sich gelohnt, den Weg zur Kirche einzuschlagen. Davon leben wir, dass wir diese Botschaft jetzt hören dürfen. Wenn wir das eines Tages nicht mehr hören könnten, dann hätten wir die letzte frohe Stunde gehabt und müssten uns in Angst verzehren. Aber nun steht es da: Gott trägt die Sünde der Welt. Gott trägt die Sünde Europas, Gott trägt die Sünde Amerikas, Gott trägt die Sünde Asiens, Gott trägt die Sünde der Schweiz, Gott trägt die Sünde Russlands, Gott trägt die Sünde Deutschlands, Gott trägt die Sünde dieser Stadt und dieses Hauses. Gott trägt die Sünde der Welt, wie hier der Täufer bezeugt, und nun dürfen wir noch einmal leben. Nun dürfen wir den eingezogenen Nacken, der jeden Augenblick den Schlag von oben erwartete, noch einmal strecken, dürfen die Häupter erheben und uns freuen, freuen einfach darüber, dass Gott die Sünde der Welt tragen will.

Aber nun, wie geht das zu? Wie schlägt Gott die Sünde? Das wissen die Völker alle. Ihre Wunden beweisen es, dass Gott die Sünde schlägt. Aber wie trägt Gott die Sünde? Und wie tut er beides zusammen, schlagen und tragen zugleich? Das sieht man nun freilich dieser Welt und ihren Wunden niemals an. Dazu, um das zu erkennen, mussten schon andere, ganz andere Wunden zu bluten anfangen. Es kommt da niemand mehr «nach», nicht einmal der Täufer selber. Aber er sagt es, sagt es, weil er es sagen muss und wie es ihm in den Geist und auf die Zunge gelegt wird: «Siehe», sagt er, «siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.»

Ein Lamm sieht der Täufer jetzt, ein Schlachtthier, eines, das vornehmlich beim Opfern darhalten muss. Und dabei muss der Finger des Täufers auf jenen Menschen zeigen, der Jesus heisst, ein Sohn Marias ist und aus Nazareth stammt, gestern ist er zum Täufer gekommen. Der Täufer weiss selber noch

nicht, was er damit sagt, wenn er Jesus von Nazareth das Lamm nennt, welches der Welt Sünde trägt. Aber er sagt es. Er bezeugt es im Gehorsam des Berufes, der ihm auferlegt ist. Ja er, der Täufer, ist selber übernommen von einem überwältigten Staunen darüber, dass Gott beides tun will, schlagen und tragen, und dass er es offenbar durch den seltsamen Mann zu tun gedenkt, der gestern hier zur Taufe gekommen ist und über dem sich dann der Himmel aufgetan hat und dem die Stimme galt, die rief: «Dieser ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.» Der Täufer kommt uns sonst eher vor wie eine Krafnatur. Aber, habt ihr's geachtet, was für eine merkwürdige, fast verduzte Unbeholfenheit hier an ihm sichtbar wird? Zweimal sagt er, fast entschuldigend: «Ich habe ihn nicht gekannt.» Als wollte er sagen: Ich wusste gestern nicht, dass ich heute so etwas sagen würde, hätte es mir selber niemals träumen lassen. Aber nun bezeuge ich es, weil ich es bezeugen muss. Macht damit, was ihr wollt, der ist's. «Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.»

So schlägt und trägt Gott zugleich die Sünde der Welt, so, dass er den in die Welt sendet, den er liebt und den er schlagen lässt und tragen heisst bis zum Gehorsam am Kreuz. Wer kann das fassen? Wer kann sich anders zu diesem Christus bekennen als eben wie der Täufer, der hier sagt: «Ich kannte ihn nicht», aber jetzt kenne ich ihn, weil er mir von oben, von ganz oben her, durch die Wirkung des Geistes, gezeigt worden ist! Wir alle kannten ihn ja nicht. Und bei uns allen musste der gnadenreiche Tag kommen, da wir sagen durften: Jetzt kenne ich ihn, weil er mir durch den Geist bezeugt worden ist.

Wir alle? Nein, nicht alle. Es gibt auch welche unter uns, die trauernd und hungernd dasitzen, wie in einem Fasten drin, und denken: Ach, könnte ich doch endlich auch einmal bekennen, ich kannte ihn nicht und jetzt kenne ich ihn! Und es gibt andre unter uns, die müssen ehrlicherwise zugeben: Ich

kannte ihn einmal besser als jetzt, und dann habe ich mich ihm entfremdet, dem Mann, der die Welt trägt. Und als ich ihn einmal aus dem Blick verloren hatte, da ist es wieder gar dunkel geworden, und ich musste wieder immer nur noch den Mann sehen, der schlägt und straft. Das ist unsagbar traurig, wenn man das Lamm nicht mehr sehen darf, welches der Welt Sünde trägt. Der Friede und jede Freude sind dann wie unter einem tödlichen Raureif. Aber dazu, um die Botschaft von dem Gott, der trägt und schlägt, zu hören, dazu sind wir ja heute hierher gekommen. Euch, die ihr ihn noch nicht kennt, dürfen wir es bezeugen: Gott trägt die Sünde. Und euch, die ihr es verloren habt, dürfen wir es neu bezeugen: Gott trägt die Sünde dadurch, dass er sich schlagen lässt. Und euch, die ihr ihn kennen dürft, wollen wir es neu bestätigen und für den Kampf der kommenden Woche versiegeln: «Seht, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.» Und wenn heute Morgen ein einziger dort hinten wieder hinausgeht und sagen darf, jetzt erkenne ich's, dann hat der Heilige Geist eingegriffen und ein Wunder gewirkt, das weit über unsre Köpfe hinausgeht.

Wenn aber Gott die Sünde der Welt trägt, dann heisst das, dass du, dass wir, dass jeder arme Sünder sie nicht mehr tragen muss. Gott nimmt die Sünde auf sich, und es kann das Zeugnis des Täufers tatsächlich auch übersetzt werden mit: «Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde hinweg trägt.» Wir dürfen die Sünde auf ihn legen, dürfen sie auf ihn werfen. Du musst den gerechten, aber oft so dunklen Zorn, der etwa beim Zeitungslesen jetzt in dir aufwallt, nicht an Frau und Kindern oder an Nebendarstellern auslassen, du darfst ihn auf das Lamm legen. Musst den gerechten Hass über erlittenes Unrecht, der in dir glüht und schwelt und der bis in die Mitternachtsstunde hinein an dir nagt und dir den Schlaf von den Augen scheucht, nicht bei dir behalten, du darfst ihn ablegen. Ja die Sünde, die als dunkles Geheimnis über deinem Leben lastet und die du in Stunden der

Zermürbung als Fluch empfindest, liegt auf ihm. Und die Sünde, die als Sinnengier und Habsucht und als Ehrgeiz uns die Augen trübt und den Gang durchs Leben schwankend macht, auch sie hat ihren Platz gefunden auf dem Rücken des Lammes, das der Welt Sünden *hinweg trägt*.

Wie haben doch letzthin während des plötzlichen Schneefalls bei tausend Männer den schmutzigen Schnee auf Wagen geschaufelt und vor die Stadt hinausgeführt! Ach, hätten sie doch den andern Schmutz, der nicht vor den Häusern liegt, auch mitgenommen! Aber den haben sie nicht weg-schaukeln können. Der wartet auf einen anderen, auf *einen* Mann, und dieser eine Mann trägt ihn hinaus vor die Stadt auf seinem Rücken. Und dieser eine Mann nimmt jenen anderen Schnee hinweg, der alt und dreckig, kalt und hart auf unseren Herzen liegt und da alles Leben, alle Liebe und jede grüne Saat erstickt und jede Frucht schon in der Knospe tötet. Er will ihn mitnehmen «vor die Stadt hinaus», auf seinem Rücken will er ihn mitnehmen, den schmutzigen Schnee vom letzten und vom vorletzten Jahr, der noch auf unserer Seele liegt, auf unserer Ehe und Familie, auf unserem Vaterland, auf unserem Arbeiten und auf unseren Ruhestunden; er will und kann ihn mitnehmen «vor die Stadt hinaus», den Schnee, der schon so lang dein Leben öd und winterlich gestaltet und verhindert, dass je ein Frühling anbrechen will, dass nie ein liebes Vögelein pfeift und nie ein Blümlein blüht. Siehe, er kann es mitnehmen, all dies Alte, Eisige und Harte, das dein Dasein in einen Dauerwinter hüllt mitten in einer Welt, da «die Liebe in vielen erkaltet» und da die Ungerechtigkeit knietief die Strassen bedeckt; er will und kann es mitnehmen «hinaus vor die Stadt». Und so will er dein Leben neu segnen, so dass dein Bäumlein Früchte ansetzen kann und einem wohltätigen Herbst entgegenreifen. Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde hinweg trägt.

Fang an! Fang an vor deiner Tür! Denk nicht, der Nachbar habe noch nicht angefangen, darum wollest du nicht so dumm sein. Nein, einige müssen immer anfangen, einige müssen die ersten sein, und wenn noch die ganze Erde weit herum zugedeckt ist von der eisigen Last, einige müssen anfangen und den Schnee wegschaufeln und auf den werfen, der ihn «vor die Stadt hinausträgt», Weglein bahnen zur Tür des Nachbars hinüber, von Haus zu Haus, von Strasse zu Strasse. Solang einige immer wieder das Weglein zu den anderen bahnen und die Sünde auf den Heiland werfen, solange kann diese Welt, mag es noch so kalt und traurig werden in ihr, nicht völlig einwintern. Und es gibt nicht nur Weglein von Haus zu Haus, sondern immer wieder auch von Volk zu Volk, von Land zu Land. Hört nicht auf zu schaufeln, es hat Sinn und Verheissung, seitdem der Täufer sagte: «Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde hinweg trägt.» Gott will die Welt nicht einer alles vernichtenden Eiszeit entgegenführen, sonst hätte er ihr nicht den Erlöser lassen geboren werden. Siehe da, siehe da, es gibt eine Hoffnung für diese Welt, weil es ein Gotteslamm gibt, das Sünde hinweg trägt. Und wenn wir etwa Menschen sehen oder ganze Völker sehen, die wie von einer Lawine verschüttet sind – habt ihr denn nicht gelesen in der vergangenen Woche, wie Kameraden andere Kameraden, die von der Lawine überrascht worden sind, herausgeschaufelt haben? Hast's vielleicht gelesen, hast's vielleicht bewundert. Wie billig ist doch Bewunderung! Hast vielleicht der Frau das Zeitungsblatt hingehalten und gesagt: Schau da, so etwas nennt man Kameradschaft! Und hast dabei nicht gemerkt, dass neben dir ein Hausgenosse sitzt, der unter der Lawine seiner Sünde stöhnt und sehnlichst darauf wartet, dass du dich zu ihm hindurchschaufelst, weil Er, der die Sünde der Welt trägt, nicht will, dass wir einander ersticken und erfrieren lassen. Solch eine Wirklichkeit ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde hinweg trägt. Er ist das Weglein durch den tiefen Schnee. Er

ist die Brücke übers tiefste Meer. Er ist die Bresche durch die dickste Mauer. Er ist die Bahn durchs Grab. Er ist der Pfad durch die Hölle. Siehe, das ist die Rettung. Das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde hinweg trägt.

An jenem Tag, da der Täufer sein Christuszeugnis ausruft und mit dem Finger auf Jesus von Nazareth deutet, stehen zwei Männer neben dem Täufer. Der eine heisst Andreas, der andere, dessen Name verschwiegen wird, ist der Evangelist Johannes, der nachmalige Lieblingsjünger Jesu. Und nun passiert es diesen beiden, dass sie anfangen, hinter Jesus herzulaufen. Mag uns das jetzt noch wundern? Jesus bemerkt die zwei und fragt sie: «Was sucht ihr?» Sie geben zur Antwort: «Rabbi, wo bist du zur Herberge?» Sie wollen den Ort, wo dieser Mann wohnt, nicht mehr aus dem Blick verlieren. «Und er sprach zu ihnen: Kommt und sehet's! Und sie kamen und sahen's und blieben den Tag bei ihm.» Wundert uns das jetzt noch?

Aber weiter. Die beiden Männer haben Brüder. Johannes hat einen Bruder Jakobus, Andreas hat einen Bruder Simon Petrus. Und beide sagen's ihren Brüdern weiter. Wenn man das Lamm entdeckt hat, welches der Welt Sünde hinweg trägt, wundert es uns dann noch, dass man's bald dem Bruder weitersagt, dass er's auch wisse? Wer könnte da noch schweigen? Andreas findet zuerst seinen Bruder Simon und spricht: Wir haben den Messias gefunden. Und führte ihn zu Jesus. Wenn man den Messias gefunden hat, kann man dann auch nur eine einzige Stunde zuwarten, ohne den Bruder auch zu ihm zu führen?

Und noch hört's nicht auf. Sie werden förmlich hingezogen, diese Männer. «Am andern Tag trifft Jesus den Philippus und sagt ihm:

Folge mir nach!» Philippus ist ein Nachbar des Petrus und Andreas. Sie stammen aus Bethsaida, der kleinen

Fischerstadt am oberen See. Warum wird das hier so sorgfältig erwähnt?

Zum Schluss noch zwei Einzelheiten. Kleinste Einzelheiten sprechen, wenn Gottes Stunde schlägt. Einmal fällt auf, dass der Evangelist jene Bemerkung macht: «Es war aber um die zehnte Stunde.» Johannes erinnert sich der Stunde, da er Jesus zum ersten Mal sah. Es war zwei Stunden vor Sonnenuntergang. Unvergesslich hat sich dieser Umstand in sein Gedächtnis eingegraben. Wundert uns das? Müsste einer eher seinen Geburtstag vergessen, als dass er den Tag vergessen könnte, da er sagen durfte: Ich kannte ihn nicht. Aber jetzt kenne ich ihn. Dann die andere Einzelheit, und die sei vor allem denen mitgegeben, die traurig heimgehen müssen, weil es bei ihnen noch keine solche «zehnte Stunde» gab. Ist's euch nicht aufgefallen? Bei Simon Petrus und bei Nathanael fällt's auf. Die beiden haben Jesus nicht erkannt. Aber er hat sie erkannt, bevor sie ihn erkannten! Das ist's! Jesus kennt euch, bevor ihr ihn kennt. Jesus geht hinter euch her und beobachtet euch, noch bevor ihr ihm nachgeht und ihn beobachtet. «Ehe denn dich Philippus rief, da du unter dem Feigenbaum warst, sah ich dich.»

Die Hochzeit in Kana

¹ Und am dritten Tag ward eine Hochzeit zu Kana in Galiläa; und die Mutter Jesu war da. ² Jesus aber und seine Jünger wurden auch auf die Hochzeit geladen. ³ Und da es an Wein gebrach, spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben nicht Wein. ⁴ Jesus spricht zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. ⁵ Seine Mutter spricht zu den Dienern: Was er euch sagt, das tut. ⁶ Es waren aber allda sechs steinerne Wasserkrüge gesetzt nach der Weise der jüdischen Reinigung, und ging in je einen zwei oder drei Mass. ⁷ Jesus spricht zu ihnen: Füllet die Wasserkrüge mit Wasser! Und sie füllten sie bis obenan. ⁸ Und er spricht zu ihnen: Schöpfet nun und bringet's dem Speisemeister! Und sie brachten's. ⁹ Als aber der Speisemeister kostete den Wein, der Wasser gewesen war, und wusste nicht, woher er kam (die Diener aber wussten's, die das Wasser geschöpft hatten), ruft der Speisemeister den Bräutigam ¹⁰ und spricht zu ihm: Jedermann gibt zum ersten guten Wein, und wenn sie trunken geworden sind, alsdann den geringeren; du hast den guten Wein bisher behalten. ¹¹ Das ist das erste Zeichen, das Jesus tat, geschehen zu Kana in Galiläa, und offenbarte seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn.

Johannes 2,1-11

«Das ist das erste Zeichen, das Jesus tat.» Auch ein Jahresanfang! Es ist «das angenehme Jahr des Herrn», das mit dem Zeichen von Kana beginnt. In seinem Weihnachtsevangelium führt uns der vierte Evangelist an den Anfang überhaupt aller Dinge, dorthin, wo noch niemand ist ausser dem, der immer war und immer sein wird: «Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.» Und Gott schuf mit seinem Wort das Licht und das Meer. «Und», heisst es dort, «der Geist Gottes schwebte über den Wassern.» Dieser Gott, der über den Wassern schwebt und

über den Wassern steht und über die Wasser herrscht, dieser gleiche Gott redet nun auch im Bericht über das Ereignis von Kana zu uns. Wohl nicht von ungefähr geschieht das erste Zeichen, das Jesus tat, an «den Wassern». Es ist ein unbändiges Element, gehorcht dem Zwang seiner eigenen Gesetze. Es sucht sich seinen Weg und findet ihn, und wenn es dabei Felsen wegfressen und Berge versetzen muss. Unsere emmentalischen Vorfahren fürchteten das Feuer; aber sie fürchteten und fürchten heute noch das Wasser viel mehr. Sie sagen, dem Feuer sei leichter beizukommen als dem Wasser; dem Wasser stehe man hilfloser gegenüber, wenn es vom Himmel herunter breche, wenn es von den Hängen herabrolle, Dämme zerstöre, Brücken wegfege und Äcker und Gärten und friedliche Hütten unter sich begrabe. An diesem Element geschieht nun das erste Zeichen, das Jesus tat. Sechs Krüge stehen da, mit Wasser gefüllt bis obenan. Über dieses Wasser spricht er sein Herrenwort. Er handelt hier als der Herr, der «am Anfang bei Gott war» und mit Gott über den Wassern schwebte, und der nun «Fleisch ward und wohnte unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit». Diese seine Herrlichkeit beginnt er zu offenbaren an der Hochzeit zu Kana. Das Wasser in den sechs Krügen muss ihm gehorchen im Namen dessen, der seinen Thron aufgerichtet hat über dem tosenden Meer (Daniel 7), im Namen dessen, der einst sein Volk trockenen Fusses durchs Schilfmeer trug. Jesus verwandelt Wasser in Wein. Wie? Das entzieht sich unserem Verstehen genau so wie das Geheimnis seines Dabeiseins am ersten Schöpfungstag, als er mit dem Vater und mit dem Geist über den Wassern schwebte.

Derjenige aber, der auf der Hochzeit zu Kana Wasser zu Wein verändert, der kann auch noch anderes ändern. Es ist gut, dass wir uns das am Eingang dieses Jahres deutlich von Gott sagen lassen. Das Jahr ist zwar nun neu. Wir aber, das war wohl die schmerzliche Erfahrung dieser ersten acht Tage, wir sind die alten geblieben. Darum, weil wir die alten

geblieben sind, ist das Jahr nicht neu. Denn allein neue Menschen machen neue Jahre. Muss das so sein? Haben wir uns damit abzufinden? Wird es denn nie ein neues, ein wahrhaft neues Jahr geben? Auf diese bedrängende Frage gibt uns Gott im Geschehnis von Kana die Antwort: Es gibt ein neues Jahr. Nicht immer muss es so bleiben, denn derjenige, der Wasser in Wein verändert, der kann auch Menschen ändern. Das Menschenblut ist zwar «ein ganz besonderer Saft». Es ist das ungebärdigste Element, wilder als Feuer, stärker als Wasser. Gewiss! Aber sollte der Herr übers Wasser nicht auch der Herr sein übers Blut? Das ist eine kühne Frage. Ist denn Glaube je anders als eben kühn? Nicht das ist Christenglaube, dass man für wahr hält, Christus habe einmal in Kana anlässlich einer Hochzeit das Wasser von sechs Krügen in Wein verwandelt. Solch blosses Fürwahrhalten vergangener Geschehnisse ist bequem, verdächtig und billig. Nein, der Christ ist ein Mensch, der glaubt, dass Christus zu allen Zeiten und darum auch heute Veränderungen schafft. Nicht am Bestehenden bleiben wir hängen, nein, wir glauben an die Veränderung alles Bestehenden und schaffen an der Umwandlung alles Gegenwärtigen, weil wir an den allmächtigen Veränderer glauben, dessen Geist im Anfang aller Dinge über den Wassern stand.

Dies Wort von der Hochzeit zu Kana, das die Kirche von alters her sicher nicht umsonst am Jahreseingang betrachtet, ist uns ein Labsal und eine Glaubensstärkung, köstlicher als der Wein, von dem der Speisemeister spricht. Wir werden solche Wegzehrung im Jahr, das nun begonnen hat, nötig brauchen. Denn anhaltend wird uns die Glaubenskraft sozusagen vorweg aufgezehrt durch die vielen Kämpfe, Anfechtungen und Enttäuschungen. Man steht manchmal in Gefahr, müde zu werden und die Fackel sinken zu lassen. Das Evangelium von der Hochzeit zu Kana aber will uns aufrichten und ermuntern zu neuem Glauben und zu neuem Wagemut. Christus will uns hier sagen: Es ist nicht nötig, dass es bei

einem einzigen unter uns beim Alten bleibt. Nicht dazu sind wir verdammt, stets die gleichen Tröpfe zu bleiben. Es kann und es darf sich dieses und jenes ändern in diesem neuen Jahr, es darf «ein Jahr des Herrn» werden. Du darfst beherrscher werden in deinen Zornausbrüchen, gehaltener in deinen Mutlosigkeiten, du darfst widerstehender werden in den Versuchungen, die an dich herantreten, dankbarer im Glück, das dir widerfahren ist. Du darfst freier werden zum Dienst am Bruder, darfst allgemein mehr Verständnis bekommen und mehr Zeit für die Nöte anderer. Und wenn wir zehnmal stolpern und zehnmal straucheln, und wenn es uns immer neu wieder hinuntersackt – die sechs Krüge stehen, und sie stehen nicht umsonst da vorn im Johannesevangelium bis auf den heutigen Tag. Sie sind ein Zeichen dafür, dass es ein Aufstehen gibt nach dem Stolpern und nach dem Hinuntersacken, nicht etwa weil wir weiss wie starke, gute und edle Menschen wären, sondern weil Christus lebt, der die Macht hat, Wasser in Wein zu verwandeln.

Wenn es aber einmal passiert ist, liebe Gemeinde, dass bei einem unter uns, wenn auch nicht gleich sechs Krüge, doch wenigstens ein Krüglein, oder vielleicht auch nur ein paar Tröpflein Wassers zunächst in Wein verwandelt wurden, wenn das einmal geschehen ist, dann gibt's neuen Mut. Das gibt dann Freudigkeit, so sehr Freudigkeit und Mut, dass wir dann nicht bei uns persönlich mögen stehen bleiben, dass wir dann auch wieder neue Zuversicht bekommen für andere, sagen wir einmal für unsere Nächsten, für deine Kinder, auch für diejenigen, die dir besondere Schwierigkeiten machen und bei denen du schon lange unter dem lähmenden Eindruck leidest, alles Mahnen, alle Güte und alle Strenge nützt nichts mehr, immer rascher reissen die Fäden, und nichts scheint mehr da, woran man sich halten könnte. Wie viele Eltern haben ihren Mut zu ihren Kindern verloren! Das ist nicht recht, solange die sechs Krüge dastehen, die uns sagen, dass Christus vermögend ist. Es ist etwas und hat einen Sinn,

dass du deine Kinder Tag für Tag neu in Fürbitte dem über- gibst, der, wenn seine Stunde kommt, Wasser in Wein ver- wandelt.

Hier bekommen wir auch wieder Zuversicht zur *Ehe*. Es le- ben viele Eheleute mutlos und glaubenslos nebeneinander, ja auch gläubige Eheleute, welche die Zuversicht zueinander längst schon, vor Jahren schon, verloren haben und sich nun so unter Seufzen, oft unter sehr stillem Seufzen, aber doch unter Seufzen, drein schicken und aufgehört haben, zu glau- ben, dass es doch noch einmal anders werden könnte. So vie- len möchte man anhaltend zurufen: Haltet fest! Lasst nicht los! Lasst euch nicht fallen! Geht nicht zum Fürsprech! Geht nicht zum Eherichter, der schliesslich nichts tut, als eben nach menschlichen, nach sehr menschlichen Erwägungen euch zu scheiden. Oh, geschieden ist bald! Christus aber will nicht scheiden. Geht zum rechten Fürsprecher, der – sicher wiederum nicht von ungefähr gerade an einer Hochzeit – Wasser in Wein verwandelt und uns damit Mut machen will, noch einmal, und dann noch einmal, und wenn's ganz hinun- tergeht bis an den Boden, noch einmal uns aufrichtet und uns Mut gibt zum anderen, auch wenn er umgefallen ist.

«Das ist das erste Zeichen, welches Jesus tat, geschehen zu Kana in Galiläa, und offenbarte seine Herrlichkeit.» An sechs Wasserkrügen offenbart hier Christus seine Herrlich- keit. Sollte er sie nicht erst recht offenbaren an dem, was mehr ist als Wasser, am Menschen, an dem Menschen, der als Krone der Schöpfung erschaffen ist? Seine Herrlichkeit leuchtet auf, sooft an einem Menschenkind sich etwas zum Besseren hin zu verändern beginnt. Es geht ein Jubel und ein Rühmen und ein Glanz durch alle Räume des Himmels, sooft an einem Menschenkind die grösste und geheimnis- vollste Veränderung sich zeigt, dann, wenn Gottes Föhn zu wehen beginnt und wenn das zu Eis gefrorene Wasser in un- sere Herzen anfängt zu schmelzen. Es glänzt Gottes

Herrlichkeit durch alle Himmel, es ist Freude im Himmel über einen Sünder, der Busse tut.

Wenn aber Christus Macht hat, die wilden Wasser in unserem persönlichen Leben, in Ehe und Familie zu zähmen, wie sollte er jemals haltmachen vor den so genannten Verhältnissen? Dürften die sechs Krüge von Kana nicht auch fürs Geschäftsleben eine Bedeutung haben, und für die Politik? Können wir auch nur einen Augenblick an das Ereignis von Kana glauben, ohne morgen schon diesen Glauben mitzunehmen in die Bude und unsere Vorgesetzten und Untergebenen etwas spüren zu lassen von diesem Glaubensmut? Müssten wir, ausgestattet mit diesem Glauben, nicht einfach anders unseren Arbeitsplatz betreten als Ort, wo wir uns nicht abfinden dürfen und nicht nachlassen dürfen, bis dass ein Schimmer der Herrlichkeit Christi offenbar würde dort? Müssten wir, bei uns selber anfangend, nicht ganz anders auf Abstellung von offenbaren Schäden bedacht sein, oder, wenn das nicht in unserer Macht liegt, müssten wir nicht ganz anders durch diese Schäden ins Gebet uns treiben lassen, ins unablässige Schreien um Hilfe zu dem, der auf der Hochzeit zu Kana das Wasser zu Wein verwandeln konnte?

Ja, von diesem Zeichen, das in Kana aufgerichtet wurde, geht eine Hoffnung umfassender Art aus. Wer an das glaubt, was in Kana geschah, der kann es nicht lassen, an eine neue Schweiz zu glauben. Derselbe Christus, der Wasser zu Wein verwandelt, hat auch die Macht, die Herzen der Völker zu lenken wie Wasserbäche, sagen wir es noch konkreter, die Herzen und Gedanken der Grossräte und Regierungsräte, die Herzen der Parteihäupter in und ausserhalb der Kirche, die Herzen der Sekretäre und Wortführer auch auf den Kanzeln und in den hohen und niederen Schulen landauf und landab und der schlichten Stimmbürger, die Herzen der Direktoren und Redaktoren und Finanzleute bis hinunter zum Ausläufer und zum Stift. Wer da zurück krebst mit dem Glauben, wer, sagen wir einmal, aufgehört hat zu glauben, dass Christus

der Herr ist auch über den Verwaltungsrat einer Chemischen oder über den Hauptaktionär einer Brauerei oder über den grossen und kleinen Kriegslieferanten und Rüstungsinteressenten, ihm zur Gnade oder zum Gericht, der hat aufgehört, an das Wunder von Kana zu glauben. Jedenfalls unsere Väter, Huldrych Zwingli, der an ein erneuertes Zürich glaubte, Johannes Calvin, der um ein neues Genf litt und stritt, der junge Luther, der sein Leben wagte an eine Erneuerung der Kirche an Haupt und Gliedern und damit an ein neues Europa glaubte, unsere Väter haben gewusst, was das heisst, an das Wunder von Kana glauben. Seht da! mitten in die Verhältnisse hinein geschieht dieses Wunder! dort, wo das Leben durchfährt, an einer beliebigen Hochzeit, dort, wo man's zuletzt erwartet, dass die Herrlichkeit des Herrn offenbar werde, dort, bei Wein und Musik, dort, wo seit den Tagen der Sintflut, da man schon ass und trank, freite und sich freien liess, wo man es am allerwenigsten erwartet hätte, dass von Gott her sich etwas ändern könnte. Dort, wo die Welt am weltlichsten ist, an einer Hochzeit, geschah zum Verdruss aller katholischen und evangelischen Möncherei das Wunder, von dem es heisst: «Das ist das erste Zeichen, das Jesus tat, geschehen zu Kana in Galiläa (!), und offenbarte seine Herrlichkeit.»

Aber nun enthält der Bericht des Ereignisses von Kana einen Haken. Wer verstanden und angenommen hat, was wir bis dahin haben sagen dürfen, der wird mich vielleicht auch jetzt noch verstehen, vielleicht aber auch nicht. Man kann an diesem Haken elendiglich hängen bleiben. Er besteht darin, dass Christus zwar sechs Wasserkrüge in ihrem Inhalt verändert hat, grosse Krüge (ein Ausleger hat sich ein Vergnügen daraus gemacht, auszurechnen, dass dieser Wein für tausend Mann ausgereicht hätte). Sechs Krüge, aber ach! was sind Krüge? Was bedeuten Krüge im Blick auf Bäche, Ströme, Fluten und Ozeane! So kommt es, dass das, was dort in Kana mit Recht ein Zeichen genannt wird, zwar ein

Zeichen seiner Herrlichkeit ist, aber ach, ein Zeichen nur! Nicht die völlige Herrlichkeit, sondern sozusagen nur ihr leuchtender Rand. Neben und ausser den sechs Krügen flutet noch so viel wildes Wasser und gehen die Wellen noch unheimlich hoch. Es gibt noch so vieles, das sich nun eben doch tatsächlich nicht verändert und das beim Alten bleibt unter der Sonne. Es ist nicht das Letzte, es ist nicht das Endgültige, es ist nicht das Ganze, was in Kana geschieht, es ist nur ein Zeichen, ein Hinweis aufs Letzte, Endgültige und Ganze. Ja ich möchte sagen, wer einmal Augen bekommen hat für die Helligkeit dieses Zeichens, der fängt dann erst recht an zu sehen, wie dick die Finsternis noch ist in dieser Welt. Auch die grössten Taten, die Christus tut, die er auch heute tut und die er zu allen Zeiten tat, sind Zeichen, nichts als Zeichen aufs Letzte hin.

Das ist für seine Gemeinde ein Schmerz, der zum Ärgernis werden kann. Es liegt ein Ärgernis im Evangelium von Kana. Die Mutter Jesu verkörpert dieses Ärgernis, verkörpert diesen Schmerz. Diese Mutter hat schon andere Zeichen gesehen. Und sie hat die Zeichen nicht vergessen, die sie gesehen hat bei der Geburt dieses Kindes. Sie hat sie behalten und in ihrem Herzen still bewahrt. Aber nun möchte sie endlich mehr sehen als nur Zeichen, sie möchte die grosse Stunde sehen und den grossen Tag. Und Maria drängt. Wer kann ihr das verargen? Wer von uns diese Mutter hier nicht begreift, der hat überhaupt noch nicht gemerkt, um was es geht. Liegt nicht in uns allen etwas von diesem Drängen Marias? Christus aber gibt seiner Mutter die sehr beachtenswerte Antwort: «Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Zeit ist noch nicht da!» So pflegt Jesus zu reden, wenn er den Versucher von sich weist. Genau diese Antwort gibt Christus seiner Gemeinde, da, wo diese Zeichen fordernd an ihn herantritt, da, wo sie ihm gar vorschreiben will, was er zu tun oder zu lassen hätte. So lieb ihm seine Gemeinde ist, hier bekommt auch sie das Wort zu hören:

«Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Zeit ist noch nicht da.»

«Noch nicht.» Es gibt ein «noch nicht» über jedem, auch über dem erfülltesten Glaubensleben. Wer dieses «noch nicht» vergisst oder sich darüber hinwegsetzt, verfällt dem Drängen, meint nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist, verleugnet bei allem Glaubenseifer den Glaubensgehorsam und die Glaubensdemut, stürzt in die Schwärmerei, leistet dem Teufel Vorschub und bekommt darum das Wort des Heilandes zu hören: «Meine Zeit ist noch nicht da – *noch nicht!*»

Der Stand des Christenmenschen ist zwischendrin. Auf der einen Seite die sechs Wasserkrüge und alle die Zeichen Christi, die aufs Letzte hindeuten, auf der anderen Seite das «noch nicht», das uns ins Harren versetzt. Auf der einen Seite das Glauben mit Schauen, auf der anderen Seite das Glauben ohne zu schauen. Da zwischendrin stehen wir als Harrende zusammen mit aller Kreatur. Jene Zeichen, ohne die Gott uns nie lässt, sind uns eine Aufmunterung. Ohne solche Zeichen würden wir das Harren gar nicht aushalten können. Mit diesen Zeichen will Gott seine Kinder sozusagen anreizen, nun nicht bei den Zeichen stehen zu bleiben, sondern nun erst recht aufs Letzte zu warten, aufs Ganze, da nicht nur an einigen Menschen einiges anders wird, sondern da ein neuer Himmel und eine neue Erde sein wird, in denen Gerechtigkeit wohnt, da nicht nur das Wasser einiger Krüge verwandelt wird, sondern alles Wasser, da Gott «abwischen wird alle Tränen von ihren Augen», und da es heißen wird «das Meer ist nicht mehr». So steht der Christenmensch zwischendrin in Hoffnung und in Demut, getröstet und gedämpft, erhoben und niedergehalten zugleich. Das heißt glauben. Das meint Johannes, wenn er im Anschluss an seinen Bericht über das Kana-Ereignis bemerkt: «Und seine Jünger glaubten an ihn.»

Weil dem aber so ist, weil zwar die Veränderung begonnen hat, aber die Vollendung noch aussteht, weil zwar dies und das an uns und um uns her sich ändern kann und ändern muss, aber weil die Erde auch im neuen Jahr die alte ist, und weil wir, du und ich, auch die alten Adams sind im neuen Jahr, darum hat Christus allen anderen Zeichen gegenüber noch ein ganz besonderes Zeichen aufgerichtet, nicht ein Zeichen seiner Herrlichkeit, sondern ein Zeichen seiner Niedrigkeit und Schmach: Das ist sein Sünderkreuz. Dort die sechs Wasserkrüge, hier der Abendmahlskelch, zu dem der arme Sünder gerufen ist mit den Worten: «Trinket alle daraus.» Aus diesem Kelch werden wir trinken müssen, bis dass wir ihn einst neu mit ihm trinken dürfen in seines Vaters Reich.

Die Tempelreinigung

¹² Darnach zog er hinab gen Kapernaum, er, seine Mutter, seine Brüder und seine Jünger; und sie blieben nicht lange daselbst.

¹³ Und der Juden Ostern war nahe, und Jesus zog hinauf gen Jerusalem. ¹⁴ Und er fand im Tempel sitzen, die da Ochsen, Schafe und Tauben feil hatten, und die Wechsler.

¹⁵ Und er machte eine Geissel aus Stricken und trieb sie alle zum Tempel hinaus samt den Schafen und Ochsen und verschüttete den Wechslern das Geld und stiess die Tische um ¹⁶ und sprach zu denen, die die Tauben feil hatten: tragt das von dannen und macht nicht meines Vaters Haus zum Kaufhause!

¹⁷ Seine Jünger aber gedachten daran, dass geschrieben steht: Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen. ¹⁸ Da antworteten nun die Juden und sprachen zu ihm: Was zeigst du uns für ein Zeichen, dass du solches tun mögest?

¹⁹ Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Brechet diesen Tempel, und am dritten Tage will ich ihn aufrichten. ²⁰ Da sprachen die Juden: Dieser Tempel ist in Jahren erbaut; und du willst ihn in drei Tagen aufrichten?

²¹ (Er aber redete von dem Tempel seines Leibes. ²² Da er nun auferstanden war von den Toten, gedachten seine Jünger daran, dass er dies gesagt hatte, und glaubten der Schrift und der Rede, die Jesus gesagt hatte.)

²³ Als er aber zu Jerusalem war am Osterfest, glaubten viele an seinen Namen, da sie die Zeichen sahen, die er tat. ²⁴ Aber Jesus vertraute sich ihnen nicht; denn er kannte sie alle ²⁵ und bedurfte nicht, dass jemand Zeugnis gäbe von einem Menschen; denn er wusste wohl, was im Menschen war. Johannes 2,12-25

²⁵ und bedurfte nicht, dass jemand Zeugnis gäbe von einem Menschen; denn er wusste wohl, was im Menschen war. Johannes 2,12-25

Johannes 2,12-25

Es heisst hier von Jesus: «Er machte eine Geissel aus Stricken und trieb sie alle zum Tempel hinaus.» Wir sind ein Geschlecht, das wieder anfängt zu ahnen, dass es tatsächlich einen Gott gibt, der eine Geissel aus Stricken machen und

mit ihr schlagen kann. Wir hören ihr Knallen und Pfeifen über unsern Häuptern. Wir sehen sie niederfahren, jetzt da, jetzt dort auf die Rücken Einzelner und ganzer Völkerschaften. Wir gehen seit Jahren gebeugt und geduckt unsern Weg, mit eingezogenem Nacken, in der steten Erwartung, sie werde eines Tages auch unsern Rücken treffen. Ja wir sind eigentlich alle Morgen neu wieder verwundert darüber, dass solches nicht längst geschehen ist, denn es gibt schlechterdings keinen menschlichen Grund, warum nicht auch unser Volk reif sein sollte für diese Gottesgeißel, die jetzt ein ganzes Geschlecht zu spüren bekommt.

Aber nun hören wir hier etwas, das in keiner Zeitung steht, weil es einzig in der Bibel zu lesen ist. Sonst, wenn Menschen eine Geißel gegen Menschen erheben, dann ist sie ein Instrument der Schändung und der äussersten Schmach. Hier aber hören wir, dass, wenn Gott die Geißel gegen Menschen führt, sie dann einen ganz andern Sinn und Zweck hat: in Gottes Hand ist die Geißel ein Instrument der Reinigung. Mögen die Menschen hundertmal dieses Instrument missbrauchen zur Peinigung, es bleibt dabei, hier haben wir es schwarz auf weiss, Gott braucht es nicht, um die Menschenwürde zu schänden, Gott braucht es zur Reinigung. Wie Unbegreifliches jeweilen mit unterlaufen mag, wenn es wieder einmal so weit ist, dass Gott eine Geißel aus Stricken dreht, lässt euch das nicht nehmen, nehmt es hinein in jeden anbrechenden Tag, in jede kommende Woche, nehmt es mit in dieses nun angefangene Jahr, was immer es an Schlägen bereit hält. Joh. 2 steht geschrieben: Gott braucht die Geißel, um zu reinigen.

Nun aber wird diese Geißel nicht irgendwo gebraucht, sondern an einem ganz bestimmten, an einem besonderen Ort, im Vorhofe des Tempels, im Gotteshaus. Wir müssen also präziser sagen: in Gottes Hand ist die Geißel ein Instrument der Tempelreinigung. Beim Reinigen ist es der Tempel, der zuerst drankommt. Das Gericht fängt an beim Hause Gottes.

Das zunächst deswegen, weil der Ort, wo Gottes Ehre wohnt, da zu seiner Ehre gesungen und gespielt und hoffentlich auch gepredigt wird, verunreinigt, ein ganz besonderes Ärgernis ist. Aber noch aus einem andern Grunde fängt Gott mit dem Tempel, an: weil Gott sich zum Tempel bekennt, deswegen reinigt er ihn. Christus geht an der Kirche, die er in den Tagen seiner Menschheit vorfindet, nicht einfach links vorüber, sondern er geht in diese Kirche hinein und reinigt sie. Ein Gerät, das man flickt, will man noch brauchen, und eine Kirche, die man noch reinigt, will man nicht wegwerfen. Christus will den Tempel im Dienst Gottes sehen. Hier sieht er den Mund, in den sein Vater das Wort gelegt hat, den Kanal, durch den der Vater das «lebendige Wasser» will fließen lassen. Wenn nun dieser Kanal verschlammt ist, muss er eben gereinigt werden. Es ist nicht Hass, der die Gottesgeißel im Tempel schwingt, sondern es ist Liebe. Welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Nicht um zu verwerfen, sondern um zu locken und zu rufen, um anzunehmen wird hier geißelt. Das Wort von der Tempelreinigung ist frohe Botschaft: «Gott stäupt einen jeglichen Sohn, den er annimmt.»

Wir dürfen darum in gar keiner Weise verwundert sein darüber, dass die Gottesgeißel, die jetzt über die Völker saust, auch die Kirchen trifft. Es darf uns nicht anfechten, wenn wir vernehmen, dass z. B. die moderne Kriegführung vor allem die weithin sichtbaren Kirchgebäude trifft. Wenn die Nachricht kommt, ein angesehener Metropolit und Kirchenfürst sei aus seinem Palast vertrieben und wohne jetzt in einer Zweizimmerwohnung, können wir solche und ähnliche Nachrichten anders sehen und hören als eben unter dem Lichte des Evangeliums von der Tempelreinigung? Als am Abend des 11. Juni 1940 die vor einem halben Jahrtausend auf Felsengrund gebaute, 1927-1930 prächtig restaurierte Kirche von Saanen im Berner Oberland durch einen Blitzschlag in Flammen aufloderte, da wurde das mit Recht

weithin in der Berner Kirche wie ein «Zeichen» empfunden, das die ganze christliche Kirche angeht. Der Ortspfarrer schreibt darüber: «Die Heimsuchung führte die Gemeinde nicht nur in Trauer über den Verlust des ehrwürdigen Gotteshauses, sondern auch in Selbsteinkehr und Busse.» Ein Wehrmann, der die Nachricht vom Brand seiner Heimatkirche las, schrieb nach Hause: «Der Kirchenbrand von Saanen gibt uns zu denken. Ist's ein Zeichen von oben? So steigen uns Fragen auf, und die Gewissensbisse bleiben nicht aus. Hüben und drüben gibt das Ereignis Anlass zur Einkehr und Prüfung.» Was immer noch an der christlichen Kirche des Abendlandes mag vom Blitz getroffen werden, was immer noch mag in Flammen aufgehen, lasst es uns hinein nehmen unters Licht des Evangeliums von der Tempelreinigung. Dieses Licht strahlt heller als der Brand aller Kirchen und Synagogen!

Das christliche Abendland, von dem wir herkommen, war so, dass es denen, die sich zu Christus bekannten, gröbere und feinere Vorteile anbot. Die Kirche war weithin nicht nur geduldet, sie war willkommen, geachtet und privilegiert. Die Kirche war reich. Es war zwar mit diesen Vorteilen nicht gerade so krass und so drastisch wie beim Tempel zu Jerusalem. Wir hatten keine Ochsenställe, Schafhürden und Taubenschläge in den Vorhöfen unserer Gemeindehäuser und unter dem Vordach unserer Kirchen. Aber der Geist, der auf Vorteile bedacht ist, war tief in die Kirche hineingewuchert. Wir gingen weithin in die Kirche, um zwar geistig, aber doch um zu profitieren, um, wenn auch geistig, doch zu genießen und «auf die Rechnung zu kommen». Dieser Geist, der unter allen Umständen und vorab auf die Rechnung kommen will, der war nicht nur in den Vorhöfen, der war drinnen in den Sitzreihen und auf den Kanzeln daheim. Und nun ist Christus daran, die Kirche des Abendlandes zu reinigen von diesem Geist des Genießens. Wir sind jetzt allen Ernstes gefragt: Was suchest du in der Kirche? Gott oder dich selber?

Wozu gehst du in die Kirche? Um zu dir selber zu kommen oder aber, um zu Gott zu kommen? Christus will jetzt seine Kirche wieder arm sein lassen. Das Sprichwort «arm wie eine Kirchenmaus» soll wieder Bedeutung erhalten. Er will jetzt, in diesem grossen Reinemachen, das angehoben hat, der Kirche alles nehmen bis auf das, was die Kirche ausmacht, bis aufs Wort. Dieses wird er ihr lassen. Und lassen wird er ihr das Wasser der Taufgnade und das Brot der Abendmahlsgnade. So wird er seine Kirche auf «Wasser und Brot» setzen. Wer aber hier noch profitieren will, dem wird es nicht mehr lange gefallen in dieser Kirche. Eine grosse Abwanderung wird kommen, begonnen hat sie schon, die Abwanderung der Wechsler und Profiteure. Heil der Kirche, der dies passiert! Gereinigt wird sie aus diesen Tagen des Gerichts hervorgehen. Denn die Gottesgeissel ist ein Instrument der Tempelreinigung.

Aber nun schauen wir uns diese mit der Gottesgeissel vollzogene Tempelreinigung noch etwas genauer an. Was hier vor sich geht, ist nämlich gar nicht so leicht zu verstehen, wie man auf den ersten Blick etwa meinen könnte. Es melden sich hier bei näherem Zusehen eine Reihe von Fragen. Wie ist es nur möglich, dass die Viehhändler und Wechselbankhalter sich durch Jesus vertreiben lassen? Und diejenigen, die mit den Händlern und Wechslern offenbar einverstanden sind? Die im Tempel zu befehlen und zu entscheiden haben, die verborgenen, die stillen Anteilhaber an diesem guten Geschäft? Lässt der Mensch seine Interessen, und hier geht es um namhafte Geldinteressen, so kampflos fahren, wie das hier offenbar geschieht? Wäre es dem Tempelkommandanten nicht ein leichtes, den armen Mann aus Nazareth an seinem Kredit schädigenden Tun augenblicklich zu verhindern? Und das Allermerkwürdigste hier: Jesus dreht wohl eine Geissel aus Stricken, aber es heisst nicht, dass er damit auf die Menschen eingeschlagen hätte. Sie wichen, bevor er schlug, sie wichen wie von selber.

Wenn man sich vergegenwärtigt, was das heisst, dass sie alle, sie, die doch die Macht über den Tempel fest genug in ihren Händen haben, dass sie widerstandslos das Feld räumen, dann muss man zur Überzeugung kommen, dass es für dieses Verhalten der Gegner Jesu keine menschlich-natürliche Erklärung gibt. Was hier im Vorhof des Tempels geschieht, ist ein Zeichen. Es wird am Eingang des Kapitels das Wunder von Kana erzählt. Es wird am Schluss dieses Kapitels hingewiesen auf die «Zeichen und Wunder, die Jesus in Jerusalem tat». Was hier in der Mitte des Kapitels über die Tempelreinigung steht, ist nicht weniger ein Zeichen und Wunder. Wenn es am Ende des vierten Kapitels heisst, galiläische Festpilger hätten Jesus in Jerusalem Wunder tun sehen und seien stark dadurch beeindruckt worden, dann wird dabei auch diese Tempelreinigung gewesen sein. So wie Christus auf dem Meer dem Sturme sagt: «Schweig und verstumme», so wie er an anderer Stelle den Dämonen gebietet, auszufahren, so ruft derselbe Christus den Händlern und Wechslern zu, dass sie «ausfahren» sollen. Und sie müssen gehen, ob sie wollen oder nicht. Und so wie Christus aus Menschen den Unzuchtgeist austreibt, so wie er andere Menschen vom Aussatz reinigt, genau auf gleicher Ebene des Wunders reinigt hier Christus den Tempel.

Von hier aus fangen wir nun an, diese Tempelreinigung noch ein wenig in einem helleren Lichte zu sehen. Dies Zeichen hat nämlich mit allen Zeichen und Wundern etwas gemein. Alle Zeichen Christi weisen über sich selber hinaus auf etwas, das grösser und umfassender ist. So ist es auch mit der Tempelreinigung. Sie ist ein Zeichen der Zukunft. Es ist ein recht eigentliches messianisches Geschehen, was sich hier im Vorhofe des Tempels ereignet. Es ist das hier genau wie bei allem, was der Herr tut. Stillt er einen Sturm, dann will das nicht heissen, dass es jetzt nicht mehr stürmen wird, wohl aber, dass er seine Herrschaft aufrichten wird über alle Kreatur. Und reinigt er einen Aussätzigen, dann wird es

fortan wohl immer noch Aussätziges geben, aber Christus hat mit dieser einen Reinigung sein Königszeichen aufgerichtet auf eine Welt hin, da kein Aussatz mehr sein Zerstörungswerk treiben können. Und wenn hier das Zeichen dieser einen Tempelreinigung geschieht, dann weiss Christus gar wohl, dass damit der Tempel noch nicht ein für allemal gereinigt ist. Sobald er dem Tempel den Rücken kehren wird, werden die Wechsler und Händler unter dem Schutze der Tempelwache wieder ihren Einzug halten mit ihren Ställen und Hürden und Schlägen, mit ihren Börsen und Banken, und der Vorhof des Tempels, der nach Gottes Willen ein Vorhof der Heiden ist, ein Vorhof aller Völker, wird von neuem auf diese unrechtmässige Weise besetzt sein. Aber Christus hat mit dieser einen Reinigung des Tempelvorhofs hingewiesen auf jenen Tag, da der Vorhof der Heiden die Fülle der Völker fassen wird.

Jetzt ist die Kirche noch das Netz mit den faulen und gesunden Fischen, der Acker, auf welchem Unkraut und Weizen wächst. Aber wer wird durch diese eine Tempelreinigung hier nicht ins Seufzen hineingetrieben nach einem künftigen Tag, nach jenem Tag des ganzen, des umfassenden Reinemachens? Ja, wer möchte nicht schon jetzt rein werden vom Wechsler- und vom Händlergeist! Wen hungert und dürstet hier nicht darnach, rein zu werden von aller Gier nach Grösse und nach Reichtum, rein, rein drinnen im Herzen und in den Gedanken und Gefühlen, rein und klar in den Willensentschlüssen, rein, nur rein!

Und wer möchte nicht schon jetzt einem gereinigten Volke angehören, einem Volk, das rein, lauter, durchsichtig und offen sein könnte in Handel und Wandel, das nichts zu verheimlichen hätte nach innen und nach aussen, ohne Geheimdiplomatie! Und wer möchte nicht gereinigtes Glied einer an Haupt und Gliedern gereinigten Kirche sein! Einer Kirche, die frei wäre von den bösen Banden, die nach unten und nach hinten binden! Einer Kirche, deren Glieder bereit würden

und ledig und leicht und frei zum Ritt ohne Angst vor Tod und Teufel!

Aber gibt es das, solch eine Kirche? Wird es das je geben? Wird es je ganze, umfassende Reinigung geben, bevor der Jüngste Tag anbricht? Die Antwort, die hier zu geben ist, wird nun freilich nicht von jedermann verstanden werden. Nur diejenigen werden sie hören können, die etwas kennen von jenem Seufzen, von jenem Hungern und Dürsten. Ja, es gibt das, vollendete Reinigung. Es gibt das schon vor dem Jüngsten Tag. Es gibt's an *einem* Ort. Derjenige, der hier den Tempelvorhof reinigt, hat dabei ganz deutlich nicht nur den Jüngsten Tag im Auge, sondern noch einen andern Tag. Er weiss, wie es am Schluss dieses Kapitels heisst, was im Menschenherzen ist, lässt sich nicht täuschen, er weiss, was es braucht, um eine völlige Reinigung zu vollbringen. Er weiss, dass einem solchen Menschengeschlecht und einer solchen Kirche nur eines helfen wird, und das wird die Reinigung in seinem Blute sein. Dort ist die totale Reinigung, dort, wo Christus selber nicht mehr eine Peitsche anfertigen, sondern dort, wo er selber den Rücken erhalten wird. Christus weiss, dass dadurch, dass er die Wechsler peitscht, die Kirche nicht rein sein wird. Aber dadurch, dass er selber sich wird peitschen lassen, wird mitten in dieser Zeit und Welt an diesem einen Ort Reinigung geschaffen. Die Peitsche, die Gott selber treffen wird, sie wird das rechte und wirksame Instrument der Tempelreinigung sein. Ja er lässt sich nicht nur peitschen. Zur völligen Reinigung braucht's noch mehr. Er lässt sich töten. Er redet in diesem Zusammenhang vom Tag, da man «diesen Tempel abbrechen wird», und «in dreien Tagen werde ich ihn wieder aufbauen». Er redet damit im Gleichnis von seinem Leibe. An diesem einen Punkt, da, wo das Kreuz Christi steht, da ist Reinigung. Und diese Reinigung will da mitten in dieser Welt drin sein für alle Menschen, die hungern und dürsten nach einem reinen Herzen.

Darum hat Christus zwar alle Tische in seiner Kirche umgestossen. Aber er hat einen, nur einen einzigen Tisch in die Mitte seiner Kirche gestellt. Das ist der Abendmahlstisch, der uns daran erinnert, dass Christus ein für allemal eine Reinigung geschaffen hat, eine totale Kirchenreinigung. Dieser Abendmahlstisch weist auf den Tag hin, von dem geschrieben steht: «Es wird nicht hineingehen irgendein Gemeines.»

Jesus und Nikodemus

¹ *Es war aber ein Mensch unter den Pharisäern mit Namen Nikodemus, ein Oberster unter den Juden.* ² *Der kam zu Jesus bei der Nacht und sprach zu ihm: Meister, wir wissen, dass du bist ein Lehrer von Gott gekommen; denn niemand kann die Zeichen tun, die du tust, es sei denn Gott mit ihm.* ³ *Jesus antwortete und sprach zu ihm: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, dass jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen.* ⁴ *Nikodemus spricht zu ihm: Wie kann ein Mensch geboren werden wenn er alt ist? Kann er auch wiederum in seiner Mutter Leib gehen und geboren werden?* ⁵ *Jesus antwortete: Wahrlich, wahrlich ich sage dir: Es sei denn dass jemand geboren werde aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen.* ⁶ *Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch; und was vom Geist geboren wird, das ist Geist.* ⁷ *Lass dich's nicht wundern, dass ich dir gesagt habe: Ihr müsset von neuem geboren werden.* ⁸ *Der Wind bläst, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl; aber du weisst nicht, woher er kommt und wohin er fährt. Also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.* ⁹ *Nikodemus antwortete und sprach zu ihm: Wie mag solches zugehen?* ¹⁰ *Jesus antwortete und sprach zu ihm: Bist du ein Meister in Israel und weisst das nicht?* ¹¹ *Wahrlich, wahrlich ich sage dir: Wir reden, was wir wissen, und zeugen, was wir gesehen haben; und ihr nehmt unser Zeugnis nicht an.* ¹² *Glaubet ihr nicht, wenn ich euch von irdischen Dingen sage, wie würdet ihr glauben, wenn ich euch von himmlischen Dingen sagen würde?* ¹³ *Und niemand fährt gen Himmel, denn der vom Himmel hernieder gekommen ist, nämlich des Menschen Sohn, der im Himmel ist.* ¹⁴ *Und wie Mose in der Wüste eine Schlange erhöht hat, also muss des Menschen Sohn erhöht werden,* ¹⁵ *auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige*

Leben haben. ¹⁶ Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Johannes 3,1-16

Nicht verloren gehen! «Alle, die an ihn glauben, sollen nicht verloren gehen.» Das ist uns in diesen Tagen so recht aus dem Herzen gesprochen. Wir, die wir wie am Krater eines Vulkans hier in dieser Stadt geblieben sind, und die anderen, die sich etwas weiter im Landesinneren ein wenig gesicherter vorkommen und darum freiwillig evakuiert haben, wir alle, sie dort und wir hier, haben das eine gemeinsam: Wir möchten nicht verloren gehen. Dies eine treibt uns in solchen Tagen und Nächten um, wir denken es, wir seufzen es, ja, es greift nach uns und schreit aus uns heraus in tiefer Not: Gott im Himmel, wir möchten nicht verloren gehen!

Und nun ist das Evangelium, das von alters her in der Kirche am Sonntag nach Pfingsten gelesen und gehört wird, nun ist diese Frohbotschaft wie eine Antwort Gottes auf unser Flehen: Du sollst nicht verloren gehen! Denn «alle, die an ihn glauben, sollen nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben». Ich erinnere mich, in den vergangenen fünfzehn Jahren dieses Wort vor allem solchen Menschen ins Ohr gerufen zu haben, die, sei es durch Erkrankung der Gehörorgane oder aus anderen Gründen, nicht mehr imstande waren, vieles zu hören, und so möchte ich nun dieses Wort auch heute uns allen, denen jetzt das Hören so schwer fallen will, ins Ohr rufen: Ihr sollt nicht verloren gehen! Ja ich erinnere mich, dieses Wort oft auch an Sterbebetten gesprochen zu haben, als letzten Zuruf, als kürzeste Zusammenfassung unseres Glaubenstrostes; und so möchte ich es jetzt auch euch, die ihr am Rande dieses Kraters lebet und dem Tod ins Gesicht schaut, euch, die ihr anfanget, mit der Möglichkeit des Sterbens zu rechnen, zurufen: Ihr sollt nicht verloren gehen, denn «also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen

eingeborenen Sohn dahingab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben».

Alle! Alle, die an ihn glauben. Die Welt! Also hat Gott die *Welt* geliebt. Nicht nur uns persönlich gilt es, was wir hier hören dürfen. Wir dürfen die Frohbotschaft von der Rettung der Verlorenen hören für alle, für die Welt. Auch für sie, die jetzt zu Zehntausenden unter den Trümmern brennender Städte liegen. Für unser Land, für diesen blutenden Erdteil gilt jetzt das Wort: Also hat Gott die Welt geliebt. Er hat die Welt nicht dazu geschaffen, dass sie verloren gehe. Nie und nimmer und unter gar keinen Umständen ist das Verlorengehen letzter Sinn und endgültiges Ziel, was Gott mit dieser Erde vorhat, denn «also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben».

Er hätte ihn nicht geschickt, er hätte ihn nicht am Pfahl verbluten lassen für eine Welt, die dann doch verloren sein sollte. Nicht für nichts und wieder nichts bringt Gott ein solches Opfer, nicht umsonst «gab er seinen eingeborenen Sohn».

«Alle, die an ihn glauben.» Damit heisst uns jetzt Gott auf den Gekreuzigten schauen. Willst du, willst du wirklich und von ganzem Herzen nicht verloren gehen, dann schau auf ihn. Dort hat es jeder, der jetzt glauben darf – und wie gut sind sie jetzt dran, die Gläubigen! – sichtbar und greifbar vor Augen, dass wir nicht zum Verloren gehen verdammt sind. Von dorthier fällt das Wort in unser verzagtes Herz: Du sollst – Gott hat es so beschlossen – du sollst nicht verloren gehen. Um uns das Kreuz als Ort der Rettung recht eindrücklich vor unser inneres Auge zu stellen, erinnert Jesus in diesem Zusammenhang an eine merkwürdige Begebenheit aus der Geschichte Gottes mit Israel, aus jener Zeit, da das Gottesvolk vierzig Jahre lang zur Strafe für seine Sünde in der Wüste leben müssen. Dort ist es einmal geschehen, dass Gott über sein Volk wegen seiner ständigen Undankbarkeit eine entsetzliche Schlangenplage sandte. Zugleich aber hat

damals Gott jenes seltsame Rettungszeichen aufgerichtet, an das hier Christus erinnert mit den Worten: «Wie Mose in der Wüste eine Schlange erhöht hat, also muss des Menschen Sohn erhöht werden.» Gott züchtigt wohl. Er kann mit Schlangen und Skorpionen ein undankbares Geschlecht züchtigen, aber Gott will nicht, dass wir verloren gehen, sondern gerettet werden. Darum hat er dort in der Wüste jene eiserne Schlange, hoch aufgerichtet auf einem Pfahl, in die Mitte der Unglücklichen gestellt. Und wenn einer im Entsetzen über den Biss der Schlange kein Wort mehr fand, dann durfte er noch Blicke finden, um hinaufzuschauen zum Rettungszeichen. Jetzt hinaufschauen, liebe Gemeinde! Wenn jetzt die Gedanken daherkommen wie Schlangen, vor allem die Gedanken später Reue und Selbstanklage, wenn sie jetzt daher schleichen wie Schlangen und uns würgen wollen, dann hinaufgeschaut, hinauf zum Rettungszeichen, das Gott in Jesus Christus hoch und weithin sichtbar aufgerichtet hat über dieser gestraften Welt. Jetzt hinaufgeblickt zum Zeichen des Kreuzes! Jetzt lasst uns überhaupt keine Gedanken mehr aufkommen, die wir nicht sofort hintragen zum Kreuz und sie dort niederlegen und dort anheften; denn «also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn dahingab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben».

Aber nicht nur nicht verloren gehen sollen wir. Es steht in diesem herrlichen Dreifaltigkeitsevangelium mehr, unendlich viel mehr: Wir sollen leben; «nicht verloren gehen, sondern *das ewige Leben haben*». Wir sollen leben. Und zwar ist nun damit mehr, unendlich viel mehr gemeint als unser kurzer Aufenthalt auf dieser Erde und in dieser Zeit. Wir sollen *ewig* leben. Und damit erkennen wir nun erst recht in der ganzen Tiefe, was das heissen würde, verloren gehen. Es ist denkbar, dass einer sein diesseitiges Leben fristet, und dennoch verloren geht. Und es ist umgekehrt denkbar, dass einer sein bisschen Leben aushaucht, und zu denen gehören darf,

die nicht verloren gehen. Mit andern Worten, sterben ist nicht das Schlimmste, was uns und unseren Kinderchen, was unseren Alten und Gebrechlichen, was unseren Vätern und Brüdern im Aktivdienst widerfahren könnte; schlimm aber, unabsehbar schlimm ist es, wenn man das ewige Leben nicht hat, sei es im Leben oder im Sterben. Nicht verloren aber sind wir erst dann, wenn wir «das ewige Leben haben».

Damit sehen wir uns sofort zu der Frage weitergedrängt: Wie kann man das ewige Leben haben? Wie kann man es, wenn man es noch nicht hat, bekommen? Darauf gibt uns unser heutiges Tagesevangelium die sehr überraschende Antwort: Du kannst es dir nicht selber geben. So wenig du dir dein vergängliches Leben selber hast geben können, so wenig kannst du dir das ewige Leben selber geben. So gut du dir das vergehende Leben durch zwei Eltern aus Gottes Hand musstest schenken lassen, so gut kannst du auch das ewige Leben nur durch eine schenkende Hand erhalten. Auch zum ewigen Leben gelangt man nur durch Geburt. Durch eine Geburt, und weil es sich diesmal nicht um die erste, schicksalhafte, sondern um eine zweite, angebotene Geburt handelt, heisst sie Wiedergeburt; durch eine Wiedergeburt will Gott denen, die an ihn glauben, ein Leben schenken, das keine Granate zu zerfetzen vermag, das *ewige* Leben: «Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, es sei denn, dass jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen.»

Was ist es um diese Wiedergeburt? Wir fragen mit Nikodemus, mit ihm in gleicher Not: «Wie mag solches zugehen?» Und darauf antwortet Christus wiederum: Schau hinauf, übers Kreuz hinauf, noch höher hinauf, zu ihm, dem in Herrlichkeit auferstandenen und erhöhten Herrn. Dort im Geheimnis der Ostern, und dort im Geheimnis der Himmelfahrt Christi, dort ist unsere Wiedergeburt zum ewigen Leben zu suchen. Von dorther sind wir wiedergeboren. Petrus sagt's in seinem ersten Brief: «Wiedergeboren zu einer

lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten.» Und Jesus sagt es hier ebenfalls: «Niemand fährt gen Himmel, denn der vom Himmel heruntergekommen ist, nämlich des Menschen Sohn.» Hinauf zeigt Christus hier, hinauf zeigt die ganze Heilige Schrift, wenn von der Wiedergeburt und vom zweiten Leben die Rede ist. Schau jetzt nicht auf dich. Wenn du auf dich schaust, ach, dann kannst du ja nichts als immer neu wieder verzweifeln am ewigen Leben. Denn an dir siehst du ja immer neu wieder den alten Todesleib. Aber wenn du jetzt an dir auch gar nichts sehen würdest, schau jetzt hinauf. Dort bist du von neuem geboren. Du bist es, weil Christus auferstanden ist von den Toten. Dort, bei ihm, ist dein ewiges Leben gleichsam deponiert und versorgt als ein «unvergängliches, unbeflecktes und unverwelkliches Erbe». Und niemand kann dir dieses ewige Erbe aus der Hand winden oder aus dem Herzen reißen, nachdem du es einmal im Glauben ergriffen hast.

Freilich, das versteht nun der alte Nikodemus nicht. «Wie kann ein Mensch wieder in seiner Mutter Leib gehen, wenn er alt ist?» Nikodemus schaut eben hinunter, statt hinauf. Nikodemus schaut auf sich, auf sein Alter, statt auf Jesus. Jesus will seinem Unvermögen helfen, indem er erklärend hinzufügt: «Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, es sei denn, dass jemand geboren werde aus Wasser und Geist, so kann er nicht ins Reich Gottes kommen.» Geboren werden aus Wasser. Wasser bietet Jesus dem alten Nikodemus an, und zwar nicht Trinkwasser, sondern Wasser zum Waschen. Das ist jenes Wasser, das am Jordan floss, als Johannes der Täufer ein Geschlecht zur Busse und zur Umkehr und zur Vergebung der Sünden rief. Es ist das Wasser der Sündertaufe. Ist denn Nikodemus ein Kind, das sich beschmutzt hat und das nun muss gewaschen werden? Ja, Nikodemus ist ein Kind, das Wasser braucht, Waschwasser. Und er ist sogar ein Kind des Todes, wenn er sich nicht waschen lässt durch dieses

Wasser. Er ist tot, wenn er nicht durch Vergebung seiner Sünden von neuem geboren wird. «Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, es sei denn, dass jemand geboren werde aus Wasser –»; und Geist bietet Jesus ihm an, dem Nikodemus, welcher den hohen Titel trägt: «der Lehrer Israels». Er hat Geist nötig, und zwar radikal nötig, Geist, aus dem heraus er von neuem geboren wird. Ist denn Nikodemus von allen guten Geistern verlassen, dass er von neuem muss geboren werden aus Geist? Ja, er ist es, denn kein Geist kann uns von neuem gebären, kein Geist kann uns zum ewigen Leben wecken, es sei denn der andere Geist, der ewige, Heilige Geist, der von oben kommt. «Es sei denn, dass jemand geboren werde aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen.»

Von neuem geboren werden. Das geschieht in diesen Tagen. Es geschah immer. Aber, dass es auch jetzt geschehen darf, auch jetzt – das ist uns ein ganz besonderes Trostzeichen in diesen Tagen. Oder ist das etwa nicht zum Aufhorchen, wenn Christus in eine Todeswelt hinein ausgerechnet das Wort vom Geborenwerden ruft? Auch jetzt, da für uns Sterbezeit ist, auch jetzt ist für Gott Geburtszeit. Es hat bis in diese letzten Tage hinein nicht aufgehört, Kinder des Glaubens zu geben. Das gehört zu den Lichtblicken in diesen Tagen, dass man sehen kann: Im Reiche Gottes ist noch kein Geburtenrückgang zu konstatieren. Es wird fort und fort ewiges Leben geboren unter uns, Leben aus «Wasser und Geist». Es hat in dieser vergangenen Woche nicht wenig Menschen unter uns gegeben, die ins Nachdenken über ihre Sünden hineingetrieben wurden, die ganz still mit sich ins Gericht gehen liessen, Menschen, die sich haben Wasser anbieten lassen, aber nicht so wie Pilatus, der seine Hände in Unschuld wusch, sondern so, wie es hier Jesus dem Nikodemus nahe legt. Es wird jetzt ewiges Leben sichtbar. Der Gott, der dem Abraham aus Steinen Kinder erwecken kann, er kann ihm auch aus Holz, aus grünem und aus dürrem, er

kann ihm auch aus Stahl und Eisen, aus dieser höllischen Welt Kinder erwecken, Kinder des Glaubens. Man ist jetzt immer wieder erstaunt und dankbar über viel Ewigkeitsleben, das offenbar wird: Wehleidig veranlagte Kranke bekommen den Blick für fremdes Leid, Gleichgültige werden aufgerüttelt, Zaghafte bekommen Mut zum Widerstehen und Beharren. Gewiss trifft man jetzt auch Menschen, die sich sinnlos betrinken, um an nichts mehr denken zu müssen, oder die ebenso sinnlos jammern oder fluchen, aber es werden Gott auch Kinder geboren, es wird etwas bemerkbar von «Sichtbarkeit» des Reiches Gottes: «Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, es sei denn, dass jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht *sehen*.»

Sehen! Es ist einfach nicht wahr, dass jetzt völlige Finsternis eingetreten ist, wie dunkel auch der Weg der Völker für unser Auge sein mag. Das Auge dessen, der aus Wasser und Geist wiedergeboren ist, darf jetzt *sehen*. Auch in diesen finsternen Nächten wird für den, der glauben darf, etwas wie die helle Spur einer Milchstrasse sichtbar am sonst so sterrenlosen Himmel über den Völkern, etwas wie ein weisser Faden, der sich mitten durch die Völker zieht. Freilich ist es zunächst Gericht, das jetzt sichtbar wird, aber es ist doch *Gottes* Gericht, Gericht, das im Zusammenhang steht mit Gottes Herrschaft und Regiment. Was jetzt sichtbar wird von Gottes Regierung, das ist einfach die Tatsache, dass Gott seiner nicht spotten lässt, auch nicht in der Politik der Völker, der kleinen und der grossen. Es ist eben nicht so, dass Gott mit Politik nichts zu tun hätte. Auch da waltet seine Hand und hält er die Fäden zusammen. Und wenn wir auch das Ende seiner Wege noch nicht abzusehen vermögen, was uns oft zur Anfechtung werden will, so können wir doch einen Anfang seiner Wege erkennen, und daraus ersehen wir, dass Gottes Gerechtigkeit waltet und dass er sein Recht nicht beugt. Wie demütigt er doch jetzt den kleinen Eigennutz, der sich unter uns Neutralen schon im letzten Weltkrieg breit

und krautig machte, und der darin gipfelte, dass wir, noch gar nicht so lange her, halfen, einen Negerkönig von Hof zu Hof auf den Bettel zu schicken! Oh, der Geist dieses vertriebenen Negerkönigs ist umgegangen in den vergangenen Wochen und Monaten. Gott ist gerecht. Wenn aber Gott an uns kleinen Ungerechten es so genau nimmt mit unserer eigensüchtigen Politik der vergangenen Jahrzehnte, wie gross wird erst der Sturz der grossen und grössten Ungerechten sein! Kümmert euch nur nicht um Gottes Gerechtigkeit! Wenn wir etwas anfangen zu merken und zu sehen, dann ist es dies: Gottes Gerechtigkeit liegt in guten Händen. Gott hängt nicht die kleinen Diebe und lässt die grossen laufen, wie man das unserer menschlichen Gerechtigkeit mit Grund vorhält. Gott wägt mit rechter Waage. Und der letzte Grosse, der vielleicht über alle Grossen hinaussteigen wird in unvorstellbare Höhe, wird aufgespart sein für den tiefsten Sturz. Ich hörte diese Woche von einer schlichten Gläubigen, die diesen weissen Faden hat fassen können und die nachmittags herumgeht bei ihren Verwandten und Bekannten und ihnen aus ihrem Glauben heraus durch Hinweis auf Gottes Wort Licht und Halt spenden darf. Der du die Gewissheit erhalten hast: «Ich werde nicht verloren gehen, sondern leben», gib diese Gewissheit weiter! Es ist jetzt Samariterarbeit an Verzweifelnden und Fluchenden zu tun. Denn «also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn dahingab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben».

Es geht jetzt mit unserem ganzen Erdteil durch eine Geburt hindurch. Es hat in dieser vergangenen Woche ein steinaltes Mütterchen ein Wort über Europa gesagt, ein Wort, wie man es nicht schlichter und treffender sagen könnte: «Europa ist hoch geworden, es muss herunter.» Ja, Europa ist hoch geworden. Es muss herunter; aber nicht herunter in eine Hölle, nicht herunter in ein Massengrab, sondern nach Gottes Willen dorthinunter, wohin Christus den alten, hohen

Nikodemus führen will: von seinem Katheder (Lehrerpult, -position) herunter zur Neugeburt aus Wasser und Geist. Man sagt von einer Frau, wenn sie gebiert, dass sie «niederkommt». Es geht jetzt ein «Niederkommen» vor mit Europa, wir wissen, es ist ein Niederkommen zu einer Neugeburt. Für den, der glauben darf, ist jetzt Geburtszeit, die durch unsere Tage geht, Geburtszeit von oben her. Es ist jetzt so, wie eine Mutter sagte, es sei ihr in diesen bangen Tagen gewesen wie jeweilen, wenn es auf eine Geburt zugegangen sei und da man spüre: Jetzt gibt es kein Zurück und kein Nebenaus mehr, da muss ich jetzt hindurch! Ja, da muss Europa jetzt hindurch! Aber, hört es, ihr Menschen am Kraterrand, es soll nicht hindurchgehen zum Tod, sondern zum Leben! So ist es Gottes Wille und Beschluss. Und, wer weiss? vielleicht sind das jetzt die Wehen der letzten, der grossen und umfassenden «Niederkunft», deren wir harren dürfen. Denn «also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn dahingab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben».

Nicht verloren gehen!

Das Gleichnis vom Bräutigam

¹⁷ Denn Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, dass er die Welt richte, sondern dass die Welt durch ihn selig werde. ¹⁸ Wer an ihn glaubt, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet, denn er glaubt nicht an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes. ¹⁹ Das ist aber das Gericht, dass das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht; denn ihre Werke waren böse. ²⁰ Wer Arges tut, der hasst das Licht und kommt nicht an das Licht, auf dass seine Werke nicht gestraft werden. ²¹ Wer aber die Wahrheit tut, der kommt an das Licht, dass seine Werke offenbar werden; denn sie sind in Gott getan.

²² Darnach kam Jesus und seine Jünger in das jüdische Land und hatte daselbst sein Wesen mit ihnen und taufte. ²³ Johannes aber taufte auch noch zu Enon, nahe bei Salim, denn es war viel Wasser daselbst; und sie kamen dahin und liessen sich taufen. ²⁴ Denn Johannes war noch nicht ins Gefängnis gelegt. ²⁵ Da erhob sich eine Frage unter den Jüngern des Johannes mit den Juden über die Reinigung. ²⁶ Und sie kamen zu Johannes und sprachen zu ihm: Meister, der bei dir war jenseits des Jordans, von dem du zeugtest, siehe, der tauft, und jedermann kommt zu ihm. ²⁷ Johannes antwortete und sprach: Ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel. ²⁸ Ihr selbst seid meine Zeugen, dass ich gesagt habe, ich sei nicht Christus, sondern vor ihm her gesandt. ²⁹ Wer die Braut hat, der ist der Bräutigam; der Freund aber des Bräutigams steht und hört ihm zu und freut sich hoch über des Bräutigams Stimme. Diese meine Freude ist nun erfüllt. ³⁰ Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen. ³¹ Der von oben her kommt, ist über alle. Wer von der Erde ist, der ist von der Erde und redet von der Erde. Der vom Himmel kommt, der ist über alle ³² und zeugt, was er gesehen

*und gehört hat; und sein Zeugnis nimmt niemand an.
33 Wer es aber annimmt, der besiegelt's, dass Gott wahrhaftig sei. 34 Denn welchen Gott gesandt hat, der redet Gottes Worte; denn Gott gibt den Geist nicht nach dem Mass. 35 Der Vater hat den Sohn lieb und hat ihm alles in seine Hand gegeben. 36 Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben. Wer dem Sohn nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm.
Johannes 3,17-36*

«Wer die Braut hat, der ist der Bräutigam, der Freund aber des Bräutigams steht und horcht ihm zu und freut sich hoch über des Bräutigams Stimme. Diese meine Freude ist nun erfüllt.» Dieses Wort Johannes' des Täufer ist in mehr als einer Hinsicht bemerkenswert. Einmal deswegen, weil es uns, gemessen an dem Bild, das wir vom Täufer zu haben pflegen, seltsam «untäuferisch» vorkommen will. Der Mann, der sich von Heuschrecken und wildem Honig nährt, der Mann im härenen Gewand, der Rufer in der Wüste – ein «Freund des Bräutigams», ein Brautführer? Das will fast ein wenig komisch tönen! Das Gleichnis vom Bräutigam und von der Braut, dies Gleichnis aus dem «Hohenlied», dies zarteste und innigste Gleichnis, das über Gott und seine Gemeinde überhaupt existiert, ausgerechnet aus dem harten Munde des Täufer zu hören, aus dem Munde des Mannes, der uns landauf und -ab hingestellt wird als ein Prediger des Zornes, das ist uns tatsächlich eine Überraschung.

Aber eine Überraschung ist das wohl für uns, nicht für den Täufer selbst. Dass das Kommen des Messias Königs nicht nur das Weltgericht, sondern zugleich auch ein königliches Hochzeitsfest ist, das hat der Täufer immer gewusst. Vom ersten Wort, als er am Jordan draussen zu rufen begann, hat er es so gemeint. Sein Ruf zur Busse war von Anfang an auch ein Ruf zur Rettung, eine Einladung zum Hochzeitsfest. Seine Einladung zur Sündertaufe war immer auch eine Brautwerbung, und der «Zukünftige», der grösser sein wird

als er, wird ein Bräutigam sein. Glaubt nur nicht, der Täufer habe ohne Unterschied jedermann als Otterngezüchte und als Schlangenbrut angeprangert. Der Brautwerber hat gar wohl gewusst, dass es da unter seinen Zuhörern nicht nur Verstockte geben wird, sondern auch solche, die sich demütig und erschrocken sagen lassen, dass die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt ist. Der Täufer hat um die Schar derer gewusst, die sich für den kommenden Bräutigam werden werben und retten lassen. Er weiss um die Gemeinde derer, die dem «Zukünftigen» entgegengieht wie einem Hochzeitsfest. Sonst hätte er nicht sagen können: «Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben», oder noch deutlicher: «Wer an ihn glaubt, der wird nicht gerichtet.» «Denn Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, dass er die Welt richte, sondern dass die Welt durch ihn gerettet werde.»

Das, liebe Gemeinde, wollen wir uns heute Morgen ins Ohr und will's Gott auch ins Herz hineinsagen lassen: Es gibt am Tage des Gerichts eine Rettung. Der Gerichtstag wird für den, der glaubt, ein Hochzeitstag sein. Die Gemeinde darf eine «Freudigkeit haben am Tage des Gerichts». Michelangelo hat in seinem berühmten Gemälde vom Jüngsten Gericht Christus dargestellt wie einen zornigen Athleten, der mit erhobener Hand jeden niederschlägt, der ihm zu nahe kommt. Der Täufer sieht es anders. Der Herr des Jüngsten Gerichts wird ein Bräutigam sein für den, der glaubt. Wer an ihn glaubt, der wird nicht gerichtet. Lasset euch durch die Kühnheit dieses Wortes nicht befremden. Lasset euch auch nicht abschrecken durch den Missbrauch, der mit diesem Wort schon getrieben worden ist. Es gibt, vor allem in Sektenkreisen, immer wieder eine unerlaubte Art, diese herrliche Verheissung als Raub an sich zu reissen, indem es dann etwa heisst: «Wer zu uns gehört, wer bei uns ins Mitgliederverzeichnis eingetragen ist und seinen Zehnten bei uns entrichtet, der wird dem Gericht entrinnen.» Lasset euch durch diesen offenbaren Missbrauch nicht davon abhalten, dieses

Heilswort getrost und zuversichtlich und dankbar anzunehmen. Wer an ihn glaubt, der muss das Gericht nicht mehr fürchten, darf zur Brautgemeinde gehören, darf hinter dem Täufer stehen und horchen und sich über die Stimme des Bräutigams mitfreuen.

Wer an ihn glaubt. Das ist die eine einzige Vorbedingung. Wer von uns möchte diese eine Bedingung nicht erfüllen? Wer möchte nicht zu denen gehören, die da glauben und gerettet werden? Darum ist es für uns jetzt wichtig, zu wissen, was das heisst, «an ihn glauben». Ich will versuchen, es in knappen Worten zusammenfassend darzulegen: Wer sich, wie Luther in seiner ersten These sagt, wer sich jeden Tag neu der Kontrolle Christi unterstellt, sich von ihm den Zustand seines Herzens aufdecken lässt, wer jeden Tag neu Busse tut und dann sich in die Gnade hinein nehmen lässt, die alle Morgen neu ist, und wer sich dabei vergegenwärtigt, was Christus für diese unsere Begnadigung sich hat kosten lassen, und wer für diese Gnade dankbar in den Tag hineingeht, wissend, dass er nun diesen ganzen Tag hindurch Gott danken darf in guten Werken – der glaubt an Christus und der hat das ewige Leben.

Das ewige Leben. Am Leben hängen, ums Leben bangen wir alle. Und wir haben heute auch ganz besonderen Grund dazu. Es hat vor einiger Zeit einer in einer Zeitschrift die Frage gestellt, warum wohl der moderne Mensch, im Unterschied zum mittelalterlichen Menschen, den Tod nicht mehr so fürchte. Es wurde ihm darauf geantwortet: Der moderne Mensch habe auch Angst, nicht weniger als der mittelalterliche, aber es sei das Leben, vor dem und um das er bange. So ist es: die Todesangst ist eine Lebensangst geworden. Wenn diese Lebensangst sich meldet, und sie pocht bei uns allen an, oh, wohl dem, der dann die Gewissheit als Rücken-deckung haben darf: Ich habe ein Leben, das mir keiner mehr nimmt, und es ist nicht nur ein kurzes, diesseitiges, es ist ein ewiges Leben. Dies ewige, dies unzerstörbare Leben hängt

nicht von der Gnade und Gunst irgendeines Menschen oder einer Zeit ab, sondern einzig und allein von der Gnade dessen, der gemeint ist in den Worten: «Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben.»

Und wer an ihn glaubt, der hat auch Schonung im Gericht. Wir ahnen wieder, was das heisst, Gericht. Die Erde bebt unter den Gerichten, die über sie hinweggehen, und die Menschheit zittert unter der Gewalt dieser Gerichte. Die Weltgeschichte ist wieder einmal das Weltgericht. Und nun wird uns hier zugerufen: «Wer an ihn glaubt, der wird nicht gerichtet.» Wer das im Glauben fassen darf, dass auch das schrecklichste Gericht, das die Zukunft bringen wird, ihm nichts mehr anhaben kann, der hat einen Rückhalt und eine Zuversicht in allen zeitlichen Gerichten. Was für ein Schwert, was für eine Blösse, was für eine Kälte, was für ein Feuer, was für eine Schande, was für ein Gefängnis kann uns letztlich noch verderben jetzt, da wir *diesem* Schwert, dieser Blösse, dieser Kälte, diesem Feuer, dieser Schande und diesem Gefängnis entronnen sind? «Nicht verloren gehen», haben wir das letzte Mal gehört. Und jetzt wissen wir in seiner ganzen Tiefe, was das heisst: Nicht ins Gericht kommen, ewig, ewig nicht verloren gehen! Da ist die Wurzel aller Getrostheit. Das Wissen um die Schonung im Jüngsten Gericht, das hat unsere Väter in allen Todesängsten so getrost gemacht und so geduldig und auch so tapfer und standhaft. Wer an ihn glaubt, der darf die Stimme des Richters als Stimme des Bräutigams hören, denn er kommt nicht ins Gericht.

Wer aber *nicht* an ihn glaubt? Wer mit seiner Todesnot und wer mit seiner Lebensangst und wer mit seiner Sündenlast ohne ihn fertig werden will? Von dem steht hier: «der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm». Wer aber nicht an ihn glaubt, der ist schon gerichtet. «Das ist aber das Gericht, dass das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht, denn ihre Werke waren böse.» Beim Ungläubigen

hat das Jüngste Gericht schon begonnen, und Gottes Zorn bleibt über ihm bis zuletzt, ja, hier gibt es kein «zuletzt», der Zorn wird über ihm bleiben bis in alle Ewigkeit. Nur wer an ihn glaubt, der steht unter der ewigen Liebe und nicht mehr unterm ewigen Zorn. Das ist nun freilich wiederum nicht etwa so gemeint, als wäre man «fein raus», als säße man nun im Trockenen und könne es in fleischlicher Weise «schön haben», während es anderen miserabel ergeht. Nein, wer der ewigen Liebe untersteht, der hat wohl noch Anteil an den Schlägen, die über diese Zeit ergehen, der ist noch solidarisch mit dieser armen, gerichteten und geschlagenen Welt. Aber etwas ist bei ihm anders. Dem Gläubigen sind solche Schläge väterliche Schläge, Schläge der göttlichen Erziehung. Wer unter der ewigen Liebe steht, dem müssen alle Dinge zum Besten dienen, auch die Schläge. Wer aber nicht an ihn glaubt, für den sind's Schläge des Zorns, Vernichtungsschläge, Schicksalsschläge, die den, der getroffen wird, zu tierischer Stumpfheit oder zur Verzweiflungstat treiben.

Von hier aus gesehen ist es eigentlich ein Rätsel, dass es Menschen gibt (und wer gehört nicht immer wieder zu ihnen!), welche die Schläge des Zorns den Schlägen der Liebe vorziehen, dass wir immer wieder die Finsternis mehr lieben als das Licht, dass wir unterm Zorn bleiben wollen, und dürften doch unter der Liebe sein. Ich habe gesagt, es sei das ein dunkles Rätsel, aber es ist nicht nur Rätsel und Schicksal, nein, es ist Schuld. Ich behaupte das nicht von mir aus. Im griechischen Urtext steht hier, wo es heisst, «wer *nicht* an mich glaubt», ein Ausdruck, der deutlich von einer menschlichen Willenskundgebung, von hochmütigem Ungehorsam redet. Wer nicht an ihn glauben *will*, wer ihm nicht gehorchen will, der bleibt unterm Zorn.

Damit sind wir heute Morgen ganz plötzlich und unausweichlich vor die Entscheidung gestellt: Will ich, oder will ich nicht? Will ich glauben oder nicht? Will ich unterm Zorn

bleiben, oder unterm Schutz der ewigen Liebe stehen? Freilich ist uns diese Frage hier nicht wie ein Revolver vorgehalten. Gerade an dieser Stelle hier ist sie uns freundlich gestellt, lockend, rufend und werbend. Und der freundliche Werber ist Johannes der Täufer. Er steht und horcht und freut sich hoch über des Bräutigams Stimme. Wer diesen Freudenruf aus dem Munde des Täufers nicht hört, der ist zum Hören überhaupt unfähig geworden und befindet sich im Zustand beginnender Verstockung.

Aber nun sehen wir noch einen zweiten Grund, warum dieser helle Ruf des Täufers so bemerkenswert ist. Es hat mir in der Adventszeit nach einer Predigt jemand die Frage gestellt, er könne nie begreifen, warum Christus den Täufer den grössten aller Weibgeborenen nenne, ja denjenigen, der grösser sei als ein Prophet, dann aber hinzufüge, der Kleinste im Himmelreich sei grösser als er. Wie ist das nun zu verstehen? Die Antwort wird uns hier. Der Täufer selber gibt sie uns, wenn er sagt: «Ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel.» Der Täufer sieht sich vom Himmel her begrenzt. Er sieht zwischen Jesus und ihm, zwischen dem Bräutigam und dem Brautführer, eine geheimnisvolle Schranke aufgerichtet vom Himmel her. Über diese Trennungslinie hinaus darf er nicht gehen. Wohl darf er die Stimme des Bräutigams hören, wohl darf er die Tür zur königlichen Hochzeit geöffnet wissen, wohl freut er sich hoch über des Bräutigams Stimme, aber er freut sich für die anderen, er freut sich für alle, die dem Bräutigam folgen und «eingehen dürfen zu des Herrn Freude». Ihm selber aber ist's nicht, noch nicht, gegeben, hineinzugehen. Er muss noch draussen bleiben, sozusagen von Amtes wegen. Er wird aber in der Ewigkeit ins Himmelreich eingehen und dort als einer der ganz Grossen zu Tische sitzen. Jetzt und hier muss er noch kleiner sein als der Kleinste im Himmelreich, denn «ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel».

Warum das? Warum dies unbegreifliche Draussenbleiben? Warum dies Fasten über dem Täufer? Die Antwort lässt uns tief ins Herz der rettenden Vaterliebe hineinblicken. Israel will nicht. In Jerusalem ist die Tür nach jener Tempelreinigung zugegangen. Ein Einzelner hat ihn des Nachts aufgesucht, Nikodemus. Aber auch dieser Vereinzelte ist zaghaft und schwankend von ihm gegangen. Darum hat Jesus Jerusalem verlassen und «hat jetzt sein Wesen in der jüdischen Landschaft». Um Israels willen muss der Täufer fasten. Weil Israel draussen bleiben will und zögert, hat der Täufer den Auftrag und das Amt, auch draussen zu bleiben. Glaubt nur, der Täufer wäre gern zu Jesus übergegangen. Noch so gern hätte er seine eigene Tätigkeit aufgesteckt, um Jesus nachzufolgen als einer seiner Jünger. Aber um Israels willen hat er noch zurückzubleiben. Er darf dem Feldherrn nicht folgen, muss beim Nachschub bleiben und denselben hüten und betreuen. Er hat die Brautwerbung unter Israel fortzusetzen bis zum letzten Atemzug. So treu ist Gott den Juden. So treu hält er das Wort, das er einst Vater Abraham und Mose gegeben hat. Um der Rettung Israels willen lässt er seinen treuesten Knecht fasten und warten. So wird der Täufer ein leuchtendes Zeichen der Bundestreue Gottes. Bis auf den heutigen Tag zeigt der Täufer für Israel auf den Bräutigam hin und wirbt unter Israel als unermüdlicher Brautführer Gäste fürs Hochzeitsfest und wird werben, solange wir im Advent stehen, wird werben bis zum Jüngsten Tag. Sollen wir, die wir am Täufer die Geduld Gottes sehen Israel gegenüber, etwa nicht auch Geduld üben? Sollen wir Israel schlagen und vernichten, während Gott noch auf Israel wartet und unter Israel wirbt? Leben wir alle schliesslich nicht auch immer wieder von dieser Langmut und Geduld? Wer unter uns hat sie etwa nicht immer wieder nötig, die Stimme des Täufers, der als Brautwerber durch die Jahrtausende wirkt und wirbt?

Und dann ist noch ein Letztes, das die Worte des Täufers bemerkenswert macht. Beachten wir den Zeitpunkt, in dem er hier spricht. Er ist noch nicht ins Gefängnis geworfen. Aber schon hat er angefangen abzunehmen. «Meister, der bei dir war, jenseits des Jordan, von dem du zeugtest, siehe, er tauft auch, und jedermann kommt zu ihm.» Seine Schüler ertragen den Rückgang ihres Meisters nur schwer. Sie werden ängstlich und nervös. Wer begreift das nicht? Wir werden alle nervös, wenn es anfängt, mit uns bergab zu gehen. Nichts in der Welt ist unserer Natur derart zuwider wie das Abnehmen. Der Täufer aber bleibt in der Stunde des Abnehmens ein freudiger Bote. «Er muss wachsen, ich aber abnehmen.» So begreiflich das menschlich gesprochen wäre, es wäre verkehrt, hier Wehmut oder gar Eifersucht herauszuhören. Er stellt diese Tatsache nicht widerwillig fest, ja nicht einmal still ergeben, sondern freudig. Noch so gern sieht es der Täufer, dass der Bräutigam wächst. Gerade das ist ja seine Freude, dass der andere, von dem er von Anfang an zeugte, jetzt wachsen muss. Aber die Freude des Täufers hat ihren Ursprung nicht bei ihm selber. Er ist und bleibt ja ein fastender, ein entbehrender Bote. Seine Freude hat ihren Anfang und Grund beim Bräutigam. So wie ein dunkler Berggipfel vom Strahl der Morgensonne beleuchtet wird, so strahlt die Freude des Täufers vom Bräutigam herüber. Und der Täufer steht und horcht, er steht draussen, aber er freut sich hoch über des Bräutigams Stimme, und seine Freude ist jetzt erfüllt, d. h. das Mass der Freude, das ihm beschieden war, ist jetzt voll geworden.

«Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen.» Wir versagen es uns bewusst, aus diesem Wort eine kleine Moral für uns abzuleiten, etwa in dem Sinne, dass auch wir uns freuen sollen, wenn wir abnehmen müssen. Wir hätten zwar jetzt gerade allen Grund zu solchen Überlegungen, denn was abnehmen heisst, das müssen wir jetzt tatsächlich in besonderer Weise anfangen zu lernen. Es geht jetzt ein gewaltiges

Abnehmen durch alle Völker, auch durch alle Kirchen. Wie gehemmt sind doch nun die Kirchen geworden in ihrer Bewegungsfreiheit! Aber das ist jetzt nicht wichtig für uns. Sollte es der Mitternacht entgegengehen, sollte die Nacht kommen, da niemand wirken kann, dann wissen wir das eine: Der Bräutigam kommt. Nie wird ein menschliches Abnehmen ihn daran hindern, zu wachsen. Er wird wachsen, bis dass das Senfkorn zum grossen Baum aufwächst, der die ganze Erde füllt, denn, heisst es hier dreimal hintereinander: «Alles ist ihm in seine Hand gegeben», alles, zur Gnade oder zum Gericht.

Jesus und die Samariterin

¹ Da nun der HERR inneward, dass vor die Pharisäer gekommen war, wie Jesus mehr Jünger machte und taufte denn Johannes ² (wiewohl Jesus selber nicht taufte, sondern seine Jünger), ³ verliess er das Land Judäa und zog wieder nach Galiläa. ⁴ Er musste aber durch Samaria reisen. ⁵ Da kam er in eine Stadt Samarias, die heisst Sichar, nahe bei dem Feld, das Jakob seinem Sohn Joseph gab. ⁶ Es war aber daselbst Jakobs Brunnen. Da nun Jesus müde war von der Reise, setzte er sich also auf den Brunnen; und es war um die sechste Stunde. ⁷ Da kommt ein Weib aus Samaria, Wasser zu schöpfen. Jesus spricht zu ihr: Gib mir zu trinken! ⁸ (Denn seine Jünger waren in die Stadt gegangen, dass sie Speise kauften.) ⁹ Spricht nun das samaritische Weib zu ihm: Wie bittest du von mir zu trinken, so du ein Jude bist, und ich ein samaritisch Weib? (Denn die Juden haben keine Gemeinschaft mit den Samaritern.) ¹⁰ Jesus antwortete und sprach zu ihr: Wenn du erkennst die Gabe Gottes und wer der ist, der zu dir sagt: "Gib mir zu trinken!", du hättest ihn, und er gäbe dir lebendiges Wasser. ¹¹ Spricht zu ihm das Weib: HERR, hast du doch nichts, womit du schöpfest, und der Brunnen ist tief; woher hast du denn lebendiges Wasser? ¹² Bist du mehr denn unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben hat? Und er hat daraus getrunken und seine Kinder und sein Vieh. ¹³ Jesus antwortete und sprach zu ihr: Wer von diesem Wasser trinkt, den wird wieder dürsten; ¹⁴ wer aber von dem Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten; sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt. ¹⁵ Spricht das Weib zu ihm: HERR, gib mir dieses Wasser, auf dass mich nicht dürste und ich nicht herkommen müsse, zu schöpfen! ¹⁶ Jesus spricht zu ihr: Gehe hin, rufe deinen Mann

*und komm her!*¹⁷ *Das Weib antwortete und sprach zu ihm: Ich habe keinen Mann. Jesus spricht zu ihr: Du hast recht gesagt: Ich habe keinen Mann.*¹⁸ *Fünf Männer hast du gehabt, und den du nun hast, der ist nicht dein Mann; da hast du recht gesagt.*¹⁹ *Das Weib spricht zu ihm: HERR, ich sehe, dass du ein Prophet bist.*²⁰ *Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet, und ihr sagt, zu Jerusalem sei die Stätte, da man anbeten solle.*²¹ *Jesus spricht zu ihr: Weib, glaube mir, es kommt die Zeit, dass ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten.*²² *Ihr wisset nicht, was ihr anbetet; wir wissen aber, was wir anbeten, denn das Heil kommt von den Juden.*²³ *Aber es kommt die Zeit und ist schon jetzt, dass die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit; denn der Vater will haben, die ihn also anbeten.*²⁴ *Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.*²⁵ *Spricht das Weib zu ihm: Ich weiss, dass der Messias kommt, der da Christus heisst. Wenn derselbe kommen wird, so wird er's uns alles verkündigen.*²⁶ *Jesus spricht zu ihr: Ich bin's, der mit dir redet.*

*27 Und über dem kamen seine Jünger, und es nahm sie wunder, dass er mit dem Weib redete. Doch sprach niemand: Was fragst du? oder: Was redest du mit ihr?*²⁸ *Da liess das Weib ihren Krug stehen und ging hin in die Stadt und spricht zu den Leuten:*²⁹ *Kommt, seht einen Menschen, der mir gesagt hat alles, was ich getan habe, ob er nicht Christus sei!*³⁰ *Da gingen sie aus der Stadt und kamen zu ihm.*³¹ *Indes aber ermahnten ihn die Jünger und sprachen: Rabbi, iss!*³² *Er aber sprach zu ihnen: Ich habe eine Speise zu essen, von der ihr nicht wisset.*³³ *Da sprachen die Jünger untereinander: Hat ihm jemand zu essen gebracht?*³⁴ *Jesus spricht zu ihnen: Meine Speise ist die, dass ich tue den Willen des, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk.*³⁵ *Saget ihr nicht: Es sind noch vier*

Monate, so kommt die Ernte? Siehe, ich sage euch: Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld; denn es ist schon weiss zur Ernte. ³⁶ Und wer da schneidet, der empfängt Lohn und sammelt Frucht zum ewigen Leben, auf dass sich miteinander freuen, der da sät und der da schneidet. ³⁷ Denn hier ist der Spruch wahr: Dieser sät, der andere schneidet. ³⁸ Ich habe euch gesandt, zu schneiden, was ihr nicht gearbeitet habt; andere haben gearbeitet und ihr seid in ihre Arbeit gekommen. ³⁹ Es glaubten aber an ihn viele der Samariter aus der Stadt um des Weibes Rede willen, welches da zeugte: Er hat mir gesagt alles, was ich getan habe. ⁴⁰ Als nun die Samariter zu ihm kamen, baten sie ihn, dass er bei ihnen bliebe; und er blieb zwei Tage da. ⁴¹ Und viel mehr glaubten um seines Wortes willen ⁴² und sprachen zum Weibe: Wir glauben nun hinfort nicht um deiner Rede willen; wir haben selber gehört und erkannt, dass dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland. Johannes 4,1-42

«Wir haben selber gehört und erkannt, dass dieser ist wahrlich Christus, der Retter der Welt.» Dies Wort aus dem Munde der Samariter zeigt am deutlichsten, um was es in diesem gewaltigen Kampf geht. Darum geht es, dass hier Menschen zu der Erkenntnis kommen: Dieser Jesus ist wahrlich der Christus, der Retter der Welt, oder wie Luther übersetzt hat, «der Welt Heiland». Es ist keine Selbstverständlichkeit, dass ein Mensch das erkennt. Wo es geschieht, da handelt es sich ums Wunder aller Wunder, um das Wunder des Glaubens. Und eben dies Wunder passiert in diesem Kapitel. Und wenn wir diesem Wunder des Gläubigwerdens hier nun gleichsam beiwohnen dürfen, wie sollten wir das anders können als eben unter stillem Seufzen darum, es möchte doch um Gottes willen auch an uns sich ereignen, an mir persönlich, dass auch ich bald erkennte: «Christus ist der Retter der Welt!» Und wenn es sich an mir schon ereignet hat, dann geht unser Bitten dahin, es möchte uns heute

Morgen die Erkenntnis Christi als Retter der Welt neu bestätigt und gestärkt werden. Denn nicht nur alle Sonntage, sondern alle Morgen neu bedarf unser Glaube der Stärkung in einer Welt, die so beschaffen ist wie diese. Und nicht nur wir persönlich, sondern alle Menschen haben ihn nötig, um leben und sich freuen zu können, den Glauben an einen Retter der Welt. Wir denken an Nächste, an Allernächste, die mit uns unterm gleichen Dach wohnen, zur gleichen Stubentür aus- und eingehen und am gleichen Tisch essen. Ja unser Bitten und Seufzen geht noch weiter. Wir denken an Fernste, denken an Menschen, die uns das Leben, wir wissen nicht wie und warum, einmal in den Weg gestellt hat, an Menschen, sie wohnen vielleicht heute am anderen Ende des Wohnquartiers oder gar am anderen Ende des Erdteils. Bis an die «Enden der Erde» geht unser Bitten, Christus möchte doch bald allem, was Menschenantlitz trägt, bekannt werden als Retter der Welt, so wie er den Menschen bekannt geworden ist, die uns dies vierte Kapitel zeigt. Nur, wenn diese Welt einen Retter hat, kann man sich wieder freuen. Ohne dies Wissen dünkt mich, sollte man sein Leben lang nicht mehr lachen können im Blick auf den Zustand, in dem wir die Welt jetzt sehen müssen. Aber nun hat sie einen Retter. Und von diesem Retter her bekommt alles, was uns jetzt als Not niederdrücken will, einen anderen Sinn. Nicht, dass sie uns ohne weiteres weggenommen würde, die Not, die es zu tragen gilt. Aber sie bekommt gleichsam ein anderes Gesicht vom Moment an, da du fassen kannst: Christus ist der Retter. Du kannst nun keine Not mehr für sich betrachten, losgelöst vom Retter. Wenn ein Retter lebt, und, Gott sei Dank, er lebt, dann hat Not kein Eigenleben und kein Eigenrecht mehr neben Christus. Ich darf dann auch meine ganz persönlichen Nöte, ja, sagen wir nur gleich, die Nöte dieser vergangenen Woche, getragen und hinein genommen und umfassen wissen durch die erbarmende Hand, die sich dir heute Morgen aus diesem Evangelium heraus entgegenstreckt. Heil allen,

die jetzt hier mit bekennen dürfen: «Wir haben selber gehört und erkannt, dass dieser ist wahrlich Christus, der Retter der Welt.»

Dass diese Menschen hier in Jesus den Retter der Welt erkennen, das ist aus zwei verschiedenen Gründen ein Wunder. Einmal im Blick auf Jesus selber, dann aber im Blick auf die Menschen, an denen das Wunder geschieht.

Es ist eine Tatsache, dass man es Jesus wahrhaftig nicht «von weitem» ansieht, wer er ist. Für die Samariterin ist er ein Fremdling, der unterwegs ist und Rast macht. Für sie ist er ein Mensch; und dazu noch ein ermüdeteter Mensch, hungrig und durstig. Kein sterbliches Auge vermag an ihm in jenem Moment auch nur eine Spur dessen zu erraten, was er ist. Es ist zunächst auch gar keinem Menschen etwa übel zu nehmen, wenn er in solcher Unkenntlichkeit alles andere vermutet, aber nur nicht den Christus und Retter der Welt. Wenn einer ein Schattenplätzchen aufsuchen muss, um nicht gestochen zu werden vom Strahl der Sonne – Retter der Welt? Wenn einer seine Gesellen nach Speise ausschicken muss, weil ihm der Magen knurrt – Retter der Welt? Wenn einer bitten muss: «Gib mir zu trinken!», weil ihm die Zunge am Gaumen klebt – das soll der Retter der Welt sein? Wahrlich, das ist alles andere, nur nicht weltrettermässig, wie Christus hier auftritt. Aber so sind wir im Grund mit Christus dran, wenn wir nach unserem Augenschein urteilen wollten. Er zeigt sich uns in seiner Verhüllung und Niedrigkeit, als einer, der Mensch geworden ist, in einem kleinen Landstädtchen aufgewachsen, mit seinen Kirchenbehörden in Konflikt geriet und dann schliesslich auf jämmerliche Art und Weise am Schandpfahl sein Leben aushauchte. Wer noch nie beunruhigt war durch dieses Ärgernis seines Kreuzes und seiner schmachvollen Niedrigkeit, der weiss überhaupt noch nichts vom Glauben an Christus. So sind jene Menschen dran mit Christus, und so sind wir mit ihm dran. Wer zum Glauben an ihn gelangt, bei dem ist's nur durchs Wunder

hindurchgegangen. Es hat ein offenbarender Eingriff stattgefunden an unseren Herzen und Augen, wenn wir dazu kommen zu bekennen: «Dieser ist wahrlich Christus, der Retter der Welt.»

Aber nicht nur im Blick auf Jesus, erst recht im Blick auf den Zustand der Menschen, die hier zum Glauben kommen dürfen, ist dieses Bekenntnis ein Wunder. Da steht allen voran das samaritanische Weib. Wir haben von dieser Frau am Jakobsbrunnen alle schon manches Erbauliche gehört, was wir hier nicht zu wiederholen brauchen. Aber einiges müssen wir doch erwähnen. Dieses Menschenkind ist für Jesus völlig und in jeder Hinsicht verschlossen. Sie sucht an jenem heissen Mittag nicht den Retter der Welt beim Jakobsbrunnen, nein, ihre Bedürfnisse sind viel primitiver, viel gewöhnlicher. Sie hat bei dieser Sommerzeit Durst und möchte sich am Jakobsbrunnen einen kühlen Trunk holen, nichts als das. Aber auch ein Blick in ihre Religiosität zeigt einen völlig primitiven Zustand. Sie hat wohl einen Glauben, aber eben den Glauben der Samariter. Und dieser Glaube ist gebunden, gebunden an den Jakobsbrunnen, gebunden an den Garizim. Hier am Jakobsbrunnen hängt für sie das Heil, und hier am Garizimberg wird recht angebetet, sonst nirgends. So ist ihr Glaube an die Überlieferungen dieser Orte gebunden, wie ein Blatt Papier an ein Brett genagelt ist. Aber auch ihre Moralität weist auf tiefste Gebundenheiten hin. Ein Ausleger macht darauf aufmerksam, dass sie das Wasser am Mittag hole, bei der grössten Hitze, und nicht in der Kühle des Abends, wie die anderen Frauen und Töchter ihres Wohnorts; dieses Einzelgängertum sei ein Hinweis auf ihre verkommene Vergangenheit. Sie sei um ihres schlechten Lebenswandels willen eine verfemte (verachtete) und verpönte und allgemein gemiedene Person gewesen.

Auf all diese tiefen und verborgenen Gebundenheiten weist die Art und Weise hin, wie sie sich Jesus gegenüber benimmt. Sie trifft beim Jakobsbrunnen unerwartet einen

Mann. Das ist für sie schon Grund genug zum höchsten Misstrauen. Was Männer sind, das weiss sie, hat schlimme Erfahrungen genug gemacht mit ihnen. Schon mancher hat sie weggeworfen, wie man einen abgetretenen Schuh wegwirft. Dazu ist er Jude. Damit geht bei ihr die Tür völlig zu. Sie verwehrt dem Fremdling den Trunk, um den er sie bittet, und fragt abweisend, wie er als Jude nur auch dazu kommen könne, von ihr als Samariterin einen Dienst zu erbitten. Kein Jude hält seine Lippen ans Trinkgefäss, von dessen Rand vorher ein Samariter trank. Wir konstatieren völlige Gemeinschaftslosigkeit. Diese Frau hat sich Jesus gegenüber, und wohl nicht nur ihm, sondern den Menschen überhaupt gegenüber verschlossen wie ein verfolgter Igel. Und nun geschieht es, dass Jesus den völlig verschütteten Weg zu diesem zertretenen Menschen sucht und findet. Nun geschieht es, dass er die Gebundenheiten geduldig löst, so wie man schwere Knoten mit viel Mühe lösen mag. Er löst ihr Glauben vom Wasser, das in diesem Brunnen fliesst, um ihr dann anderes, «lebendiges Wasser» anzubieten. Er löst ihre Glaubens-Vorstellungen vom Jakobsbrunnen und vom Garizim, um ihr dann schliesslich das Himmelreich anzubieten, indem er ihr sagt: «Ich bin's.» Ich bin derjenige, den ihr und den wir und den alle Welt nötig hat und ersehnt, ich bin der Erwartete, ich bin der Retter der Welt. So hat diese Frau den Retter gefunden. So geht es zu, wenn einer den Erretter findet. Es ist der Retter, der den Weg zu uns sucht, und nicht wir sind's, die den Weg zu ihm suchen würden. Er findet uns, nicht wir ihn. Darum ist er unser Retter, darum eben, weil er das Unmögliche, das Verlorene sucht. Er, er selber tut die Türe auf, die wir nicht mit hundert Rossen aufbrächten, die Tür des Glaubens. Darum ist Glaube ein Wunder.

Und nun beachtet doch noch, wie Christus sich zu erkennen gibt und wie er in dieser Verlorenen das Wunder des Glaubens schafft! Er bietet hier, ganz ähnlich wie bei Nikodemus im Kapitel zuvor, das Glaubensgeschenk damit an, dass er

die Schuldfrage anschneidet. Mit der Aufforderung: «Gehe hin, rufe deinen Mann», rührt er zart an den wunden Punkt dieses Lebens. Sie wehrt und windet sich, indem sie ihm eine Antwort gibt, die eine Halbwahrheit ist und darum eine Halblüge. «Ich habe keinen Mann.» Er verurteilt sie deswegen nicht, prangert sie auch nicht mehr an, als unbedingt nötig ist, aber er beharrt auf der völligen Abdeckung ihrer Lebensschuld: «Du hast recht gesagt, ich habe keinen Mann. Fünf Männer hast du gehabt, und den du nun hast, der ist nicht dein Mann.» Ein Abgrund von Lebensschuld und Elend, den Jesus damit aufdeckt. Jesus deckt auf, deckt ganz auf, um dann zuzudecken, ganz zuzudecken. Wenn Jesus uns von unserer Schuld befreien will, dann pflegt er uns zu sagen: «Gehe hin, rufe deinen Mann.» Jesus will auch diejenigen dabei haben, die sich an uns versündigt haben und mit denen zusammen wir schuldig geworden sind. Er will uns nicht allein retten, sozusagen als Privatpersonen. Er weiss, dass wir in Gemeinschaft wohnen. Und menschliche Gemeinschaft ist Gemeinschaft des Sündigens. Darum, weil er um unsere Gemeinschaft der Sünde weiss, darum will er uns auch eine Gemeinschaft der Rettung geben. Darum, wo immer Jesus seine rettende Hand ausstreckt und das Wunder des Glaubens an den Retter schafft, da pflegt es durch den Engpass hindurchzugehen, wo es zuerst hiess: Gehe hin, rufe deinen Mann, gehe hin, rufe deine Frau, gehe hin, rufe deinen Nachbar. Gehe hin, rufe deinen Dienstboten, gehe hin, rufe deinen Arbeitgeber, gehe hin, rufe deinen Kollegen. So will uns Christus zeigen, dass er der Retter der Welt ist, so, dass er uns zuerst zeigt, dass er unser persönlicher Retter ist, dann aber sofort den Mann herzu ruft oder die Frau oder den Nachbar oder den Kollegen. Zuerst offenbart er sich uns als Retter unserer kleinen, persönlichen Welt, dann aber sofort als Retter der Umwelt, als Retter des Ganzen. Und wie Christus vom Einzelnen aufs Ganze wirkt, zeigt er uns einzigartig wiederum an dieser Samariterin. Sie darf die

Botschaft vom Retter der Welt an ihre ganze Gemeinschaft, an ihre Stadt weitergeben, gerade sie, die vorher Gemeinschaftslose und Ausgestossene. Eben noch ein räudig Schaf, darf sie nun bereits Hirtendienste an den anderen tun. Sie, eben noch ein angesteckter Apfel, Fäulnis verbreitend, wo immer sie hintrat, sie darf nun mit der Botschaft in ihre Stadt zurückgehen: «Ich habe den Messias gefunden.» Sie darf Botin werden und ihre Mitbürger dazu führen, dass sie ausrufen: «Wir haben selber gehört und erkannt, dass dieser ist wahrlich Christus, der Retter der Welt.»

Und nun bleibt uns noch ein Blick auf die Jünger. Sie sind die zweite Gruppe, die uns dieses Kapitel zeigt. Es gibt noch eine dritte darin, wie wir das nächste Mal sehen werden. Die Jünger sind auf ihre Weise für die Sache des Weltheilandes nicht weniger vernagelt als dieses Weib. Uns ein Trost. Auch die Jünger sind ausgezogen, um der leiblichen Notdürftigkeit willen. Sie waren in die Stadt gegangen, um Speise zu kaufen. Und wie sie nun zurück kommen und Jesus mit diesem Weibe sprechen sehen, verwundern sie sich darüber. Aber bald soll ihre Verwunderung noch grösser werden. Wie sie ihm nämlich das Essen hinstellen, rührt er nichts an. Und wie sie ihn auffordern: «Rabbi, iss!», gibt er ihnen zur Antwort: «Ich habe eine Speise, von der ihr nichts wisset.» Jesus mag tatsächlich nicht essen. Es ist hier etwas von dem eingetreten bei ihm wie dort nach der Taufe am Jordan, wo er 40 Tage und 40 Nächte ohne zu hungern keiner Speise bedarf. Aber was ist es, das ihn hier von jedem Essbedürfnis, das doch vorher bei ihm vorhanden war, befreit?

Vergegenwärtigen wir uns einen Augenblick, was hier geschehen ist. Jesus hat von Jerusalem, von Judäa, vom Tempel wegziehen müssen an Orte, die für ihn sicherer sind, ins nördliche Galiläa, weil er in Jerusalem die völlige Ablehnung schon jetzt innewird. Und nun kommt er auf seinem Weg nach Norden durch Samaria. Dieses Samaria ist ein Herd und Bollwerk der Finsternis. Ein gar steiniger Acker in

Gottes Weinberg. Samaria gilt für völlig unfruchtbar. Und nun, siehe, nun geschieht es, dass Jesus auf diesem steinigen Acker Frucht findet. Und zwar ist es der härteste all dieser Steine, den er hat erweichen dürfen, jenes Weib, von all diesen Verachteten der Verachtetste. Jesus sieht in dieser unerwarteten Frucht ein Zeichen, das die Jünger jetzt noch nicht erkennen. Vor seinem Blick liegt in diesem Moment der ganze Acker Gottes, vom ersten Anfang bis zum Ende der Erde; er schaut, wie hier vor uralter Zeit – vielleicht durch Mose oder der Propheten einen – ein Samenkörnlein in die samaritanische Erde gesenkt worden ist. Es ist nicht beachtet worden. Und jetzt ist die Stunde gekommen, da er über die Jahrhunderte hinweg hat Frucht nehmen dürfen von dem, was einst andere streuten. Eine Tür ist aufgegangen am verschlossenen Ort. Und mit dieser einen Tür sieht Jesus alle verschlossenen Türen der Zukunft aufgehen. In Jerusalem, im frommen Juda, will die Tür nicht aufgehen, aber sie geht dafür hier auf, bei diesen Halbheiden. Sollte sie da nicht auch bei den Ganzheiden aufgehen können? Eine unabsehbare Ernte, die hier sein Blick schaut. Kein Wunder, vergeht ihm das Essen über dem, was er schauen darf. Er schaut aufs Ende, auf die Vollendung: «Meine Speise ist die, dass ich tue den Willen dessen, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk.» Er hat einen Erstling, er hat eine Ähre schauen dürfen, und nun schaut er bereits die ganze Ernte, das ganze wallende reife Feld: «Saget ihr nicht: es sind noch vier Monate, so kommt die Ernte? Siehe, ich sage euch: Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld; denn es ist schon weiss zur Ernte.»

Die Jünger sehen noch fast nichts von Ernte. Für sie liegt die Reife noch in weiter, weiter Ferne. Noch vier Monate wird's dauern, bis dass der Erntewagen kommt und die Schnitter ausgehen. Jesus aber schaut da, wo sie nichts sehen, das Feld weiss und reif zum Schnitt. Wenn eine Samariterin zum Reiche kommt und wenn Samariter anfangen, ihn zu bitten, er

solle bei ihnen bleiben – wie unabsehbar ist da die Ernte, die dem Vater auf dieser Erde heranreift!

Mit diesem Blick in die Zukunft schaut der Retter der Welt auch unsere Zeit an und sagt: Gottes Acker ist bestellt. Sein Acker ist nicht verschlossen und unfruchtbar geworden, mag es in diesen Tagen noch so sehr den Augenschein haben. Seine Ernte reift. Auch wenn der Acker jetzt noch so hoffnungslos hölzern scheint, er wird dennoch seine Frucht geben zu seiner Zeit. Wenn sogar das magere Äckerlein dort in Samaria Frucht trägt, dann kann's nicht fehlen. Gottes Ernte reift heute heran in jedem Volk auf Erden. Mag das Wetter in der Welt für die Saaten Gottes noch so ungünstig scheinen, mögen Hagelschläge und Platzregen darüber gehen und der Kornbrand Verheerung anrichten, Gottes Ernte reift dennoch heran. Auch wenn wir jetzt nur da und dort ein mageres Hälmlin sehen können, von wenigem dürfen wir in solchen Zeiten auf vieles, aufs Ganze schliessen. «Hebet eure Augen auf und sehet!» Wir dürfen uns jetzt von Christus, dem Retter der Welt, den Reichsblick, den Blick aufs Ganze, schenken lassen und mit Reichsgottesaugen in die Welt hineinschauen. Dann werden wir im Glauben erkennen, was uns froh und zuversichtlich machen kann: Noch sind es vier Monate bis zur Ernte, aber der Vater im Himmel sieht seinen Weizen gilben und reifen. Er sieht das Feld schon reif zur Ernte.

Man möchte dann auch dabei sein und möchte zum Weizen gehören, wenn die Engelknechte kommen und das Unkraut in Bündlein binden und verbrennen, die Garben aber in die ewigen Scheunen fahren. Bis dahin lässt uns warten und glauben in Geduld. Und wirken, solange es Tag ist.

Heilung des Sohnes eines königlichen Beamten in Kapernaum

⁴³ Aber nach zwei Tagen zog er aus von dannen und zog nach Galiläa. ⁴⁴ Denn er selber, Jesus, zeugte, dass ein Prophet daheim nichts gilt. ⁴⁵ Da er nun nach Galiläa kam, nahmen ihn die Galiläer auf, die gesehen hatten alles, was er zu Jerusalem auf dem Fest getan hatte; denn sie waren auch zum Fest gekommen. ⁴⁶ Und Jesus kam abermals gen Kana in Galiläa, da er das Wasser hatte zu Wein gemacht. ⁴⁷ Und es war ein Königlicher, des Sohn lag krank zu Kapernaum. Dieser hörte, dass Jesus kam aus Judäa nach Galiläa, und ging hin zu ihm und bat ihn, dass er hinab käme und hülfe seinem Sohn; denn er war todkrank. ⁴⁸ Und Jesus sprach zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubet ihr nicht. ⁴⁹ Der Königliche sprach zu ihm: HERR, komm hinab, ehe denn mein Kind stirbt! ⁵⁰ Jesus spricht zu ihm: Gehe hin, dein Sohn lebt! der Mensch glaubte dem Wort, das Jesus zu ihm sagte, und ging hin. ⁵¹ Und indem er hinab ging, begegneten ihm seine Knechte, verkündigten ihm und sprachen: Dein Kind lebt. ⁵² Da forschte er von ihnen die Stunde, in welcher es besser mit ihm geworden war. Und sie sprachen zu ihm: Gestern um die siebente Stunde verliess ihn das Fieber. ⁵³ Da merkte der Vater, dass es um die Stunde wäre, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebt. Und er glaubte mit seinem ganzen Hause. ⁵⁴ Das ist nun das andere Zeichen, das Jesus tat, da er aus Judäa nach Galiläa kam. Johannes 4,43-54

Weil Jesus lebt, darum ist das, was wir da eben miteinander gehört haben, nicht nur eine Geschichte. Mit andern Worten: was hier erzählt wird, dass es, sagen wir einmal im Jahre 30 unserer Zeitrechnung zwischen Kana und Kapernaum geschah, das trägt die Möglichkeit in sich, im Jahre 1941 auch in Basel zu geschehen. Dazu wurde diese Geschichte

überhaupt aufgeschrieben und auf uns Nachkommen überliefert, damit wir daran gestärkt werden, damit wir daran neuen Mut fassen und neue Hoffnung gewinnen, Hoffnung auf den Jesus, der heute nicht weniger lebt und wirkt als in den Tagen seiner Menschheit.

Und *was* ist es nun, das hier zwischen Kana und Kapernaum geschieht? Was ist es nun, das infolgedessen, eben weil Christus lebt, auch hier in Basel geschehen kann, wenn es Gottes Wille ist? Sehen wir uns den Bericht so sorgfältig wie möglich an:

Von Jerusalem herkommend hat sich Jesus zwei Tage lang in Samaria aufgehalten und steht nun im Begriff, in jenen Landesteil hineinzugehen, den man im engeren Sinn sein Vaterland nennen könnte, in dem er aufgewachsen ist, in dem er daheim ist, in den Landesteil Galiläa. Dort kennt man ihn am besten, wenigstens von seiner menschlich-bürgerlichen Seite her. Aber Jesus weiss, dass ihm gerade deswegen in diesem Landesteil besondere Widerstände warten: «Denn er selber, Jesus, zeugte, dass ein Prophet daheim nichts gilt.» Und dennoch, ja vielleicht gerade darum geht er nun nach Galiläa. Freilich, etwas hat man auch bei ihm daheim in Galiläa bereits von seiner ausserordentlichen Bedeutung vernommen. Galiläische Festpilger haben von Jerusalem her die überraschende Kunde mitgebracht, dieser Jesus von Nazareth, dieser Landsmann, könne sozusagen mehr als andere Leute. Da gab es Galiläer, die bezeugen konnten, dass sie in Jerusalem mit eigenen Augen hätten sehen können, wie unter dem Wort und unter der Hand dieses Jesus Kranke gesund geworden seien. Der Ruf eines Krankenheilers und Wundertäters ist Jesus bereits nach Galiläa vorausgeeilt.

Jesus hat diesen Ruf nicht nur in Galiläa, er freut sich dieses Rufes auch heute unter uns. Dass er heilen und helfen könne, weil er lebt, dieser Ruf ist ihm durch alle Jahrhunderte der seither verflossenen Kirchengeschichte hindurch

nachgegangen. Es hat gerade bei uns in Basel noch immer eine stattliche stille Gemeinde, die seinerzeit bei Johann Christoph Blumhardt diesen heilenden und helfenden Christus am Werke gesehen und die Blumhardt noch persönlich gekannt haben. Und eben in diesen Wochen geht bei uns das Buch eines Genfer Arztes von Hand zu Hand, in welchem bezeugt wird, dass Jesus heute heilt und hilft, weil er heute lebt. Wenn auch nur ein Viertel der Fälle, die in diesem Buch angeführt sind, wirkliche Heilungen Jesu sind, dann ist das schon ein mächtiges Zeugnis dafür, dass Jesus in allerlei Nöten zu heilen und zu helfen vermag.

Zwei Aussagen sind nun hier über die Galiläer gemacht, einmal: «Da er nun nach Galiläa kam, nahmen ihn die Galiläer auf, die gesehen hatten alles, was er in Jerusalem auf dem Fest getan hatte.» Zugleich aber bezeugt Jesus von den Galiläern: «Ein Prophet gilt nichts daheim.» Das ist nur scheinbar ein Widerspruch. Die Galiläer nehmen ihn auf, und nehmen ihn doch nicht auf. Mit offenen Armen nehmen sie den Wundertäter, den Heiler von Kranken und den Helfer in allerlei Not auf. Aber als Prophet, als Messias, als Heiland und Erlöser gilt er nichts daheim. Wir stossen damit auf die sehr beunruhigende Tatsache, dass, wenn man Jesus auch als Nothelfer angenommen hat, dass das dann noch lange nicht sagen will, dass man Jesus als Erlöser angenommen hat. Man kann Jesus gleichsam «galiläisch» aufnehmen, so wie man ihn in den Städten am See, wo so grosse Taten geschahen, in Kapernaum, in Chorazin und Bethsaida, sehr gern aufnahm, aber eben nur weil und solange er vorhandene Wünsche erfüllte. Wenn wir auch dankbar erkennen und anerkennen, dass Jesus heute lebt und heilt und hilft, so müssen wir doch die Mahnung hinzufügen: Pass auf, dass du nicht unter das Wort fällst: «Ein Prophet gilt nichts daheim»; meine Heilungen wollt ihr, aber mein Heil wollt ihr nicht. Weil nämlich Jesus lebt, darum tut er nicht nur heilen und helfen, darum vergibt er Sünden und errettet vom ewigen

Tod. Sagt dir dieser Jesus auch etwas, wenn er für dich am Kreuz hängt? Ist dir Christus auch Christus, wenn er deine Sünden mit seinem Blut bedeckt, wenn er dich erlöst ins ewige Leben? Sagt dir das Abendmahl etwas? Oder ist er dir gerade gut genug als Wundertäter?

Der Ruf nun, dass Jesus heilen und helfen kann, ist schliesslich bis in ein notvolles, stilles Krankenzimmer gedrungen. In Kapernaum in Galiläa lebt ein hoher Beamter des Königs Herodes. Dessen einziger Sohn ist auf den Tod krank. Der Vater dieses Knaben hat von Jesus gehört, hat vernommen, dass er eben unterwegs nach Galiläa sei und in Kana weile. Er legt den Weg von 30 Kilometer zurück und sucht Jesus auf mit der Bitte, «dass er hinab käme und hülfe seinem Sohn». Jesus sieht zunächst in diesem Mann einen typischen Galiläer, der Heilung will, aber nicht das Heil. Darüber fährt er den Bittsteller mit den Worten an, die nicht nur ihm, sondern über ihn hinaus allen «Galiläern» gelten bis auf den heutigen Tag: «Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht.»

Aber der Mann lässt sich durch diese Antwort in seinem Schmerz um sein Kind weder kränken noch abschrecken, sondern bittet noch einmal in Demut, diesmal mit den Worten: «Herr, komm herab, ehe denn mein liebes Kind stirbt.» «Mein liebes Kind!», so kann man hier übersetzen. Es steht im Urtext ein Wort von grosser Zärtlichkeit. Man spürt diesem Wort gleichsam den angstvollen Pulsschlag des gequälten Vaterherzens an. «Herr, komm herab, ehe denn mein liebes Kind stirbt.» Ist es der Jammer dieses Vaters, der nun Jesus berührt und bewegt? Kann sein. Jesus hat sich je und je rühren und bewegen lassen, ist er doch von absoluter Menschlichkeit. Aber man fragt sich doch: Ist es nicht noch etwas anderes, das ihn hier berührt und bewegt? Er hat ein Wort gehört aus dem Munde dieses Mannes, ein Wort, das sonst so gar nicht «galiläisch» klingt. Vielleicht ist es, abgesehen von seinen Jüngern, der erste Galiläer, den er dies

Wort ihm gegenüber sprechen hört. Er traut seinen Ohren kaum. Und dieses Wort heisst: «Herr», «Kyrie», «Herr»! «Herr, komm herab, ehe denn mein liebes Kind stirbt.»

Herr! hat der gerufen! Das kann nun mehr sein als schmarotzende Wundersucht und egoistisches Begehren. Das tönt ja wie nach Glauben! Und Jesus stellt den Mann auf die Probe, wie er es meine, dieses «Herr»! Es ist eine harte Probe. Der Mann hat nur einen sehnlichen Wunsch, dass Jesus herabkomme, ans Totenbett seines Kindes. Jesus versagt ihm diesen Wunsch und schickt den Mann weg mit den Worten: «Geh! dein Knabe lebt!» Mit einem Wort schickt er ihn weg. Mit einem Wort speist er ihn ab. Hätte er ihm wenigstens ein Fläschlein Medizin oder eine Salbe mitgegeben, aber nein! nicht einmal das! nur ein Wort hat er für ihn! Wird er sich abspesen lassen? Wird er wirklich gehen, nur mit einem Wort? Daran entscheidet sich's, ob es Glaube war, wenn dieser Vater Jesus anrief mit «Herr»! Sekundenlang hängt die Entscheidung über dem Mann. Dann fällt sie. Der Mann ist bereit zu gehorchen. Er hat geglaubt. Mit masslosem Erstauen stellt der Berichterstatter fest: «Der Mensch glaubte dem Wort, das Jesus zu ihm sagte, und ging.» Und dieser Mensch ist ein Galiläer, dieser Mensch, der aufs Wort glaubt, glaubt, ohne zu schauen, ein Angehöriger jenes Volkes, von dem Jesus hat klagen müssen: «Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubet ihr nicht.»

Und nun müsste der Mann, wenn es so weiterginge, wie man erwartet, noch am gleichen Tag nach Hause eilen zu seinem lieben Kind. Er könnte Kapernaum noch erreichen, denn es ist erst um die siebente Stunde, erst die erste Nachmittagsstunde. Aber der Mann eilt nicht nach Hause. Er nimmt sich merkwürdig Zeit. Erst am anderen Tag nimmt er den Heimweg unter die Füße. Erst am anderen Tag sagen ihm die Knechte, die ihm entgegenkommen: «Gestern um die siebente Stunde verliess ihn das Fieber.» Seltsam! Vom Moment an, da es von diesem Manne heisst, er habe an Jesus

den Herrn, an Jesu Wort geglaubt, tritt sein krankes Kind sichtlich in die zweite Linie, als wäre nun ein anderer in die erste Linie und in den Mittelpunkt gerückt.

Am Sohn dieses Beamten des Herodes ist ein grosses Wunder geschehen. Er darf genesen und leben. Aber am Vater ist ein noch grösseres Wunder geschehen. Er darf nun an Jesus glauben. Dieser Mann ist von zu Hause ausgezogen, klein und erbärmlich, so wie wir eben sind, wenn wir dran sind wie er. Jesus aber hat an die Stelle seiner Erbärmlichkeit den Glauben gesetzt. Als dieser Vater auszog, da hat er in der weiten Welt nichts mehr gesehen als nur eine kleine Krankenstube und darin ein Sterbebett und auf dem Sterbebett sein liebes Kind. Das ist menschlich nur zu begreiflich. Aber nun kehrt dieser Mann zurück und sieht wieder eine Welt, eine weite Gotteswelt und einen weiten Himmel drüber. Von König Saul im Alten Testament wird erzählt, er sei ausgezogen, um die Eselinnen seines Vaters zu suchen, und habe ein Königreich gefunden. Dieser Mann da ist ausgezogen, um für sein sterbendes Kind den Doktor zu holen, und hat den Herrn gefunden, den Herrn aller Herren und den König aller Königreiche, den König der Zeit und der Ewigkeit. Er ist ausgezogen, um für einen kleinen Patienten im Haus Heilung zu suchen, und siehe, er hat für Vater und Mutter und Kind, für Diener und Dienerinnen, fürs ganze Haus das ewige Heil gefunden und die zeitliche Heilung des Kindes obendrein. Das ist der Höhepunkt dieser Geschichte, nicht die Heilung des Sohnes, sondern der Jubelruf, bei dem die Engel in den ewigen Räumen mitjubeln: «Und er glaubte mit seinem ganzen Hause.» «Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat: Der dir alle deine Sünde vergibt und heilet alle deine Gebrechen. Der dein Leben vom Verderben erlöst und der dich krönt mit Gnade und mit Barmherzigkeit!» (Psalm 103.)

Aber noch in anderer Hinsicht geht das, was hier geschieht, dann über den Kopf dieses galiläischen Königsbeamten

hinaus. Es ist zu Jesus gekommen, wie er sich in seiner Beamtensprache etwa ausdrücken könnte, «in rein privater Angelegenheit», als Familienoberhaupt und als Vater eines kranken Knaben. Er hat für diesen Knaben Hilfe gesucht, eine kleine Hilfe, und hat eine ungeahnt viel grössere Hilfe erhalten. Dadurch aber erhält dieser Mann eine Bedeutung, die er weder je geahnt noch beabsichtigt und gesucht hat, eine Bedeutung weit über seine eigene Person und über sein eigenes Haus hinaus. Habt ihr's nicht beachtet, was für eine breite Rolle es von Anfang an gespielt hat, dass Jesus hier nach Galiläa zieht und dass dieser Beamte ein Galiläer ist? Es mag nicht wenigen von uns fast überflüssig vorgekommen sein, dass wir das so eingehend erwähnten. Aber in Gottes Wort ist nichts überflüssig. Gerade das ist nämlich von entscheidender Bedeutung. Jesus sieht in diesem Mann sofort einen Vertreter Galiläas. Und so wie er dort beim Jakobsbrunnen in der Samariterin einen Erstling Samarias schaut, so schaut er in diesem Beamten hier, ganz abgesehen von seinen Jüngern, eine Frucht aus den Feldern Galiläas. Nicht nur in seiner anfänglichen Wundersucht, sondern auch in seinem nachherigen Glauben sieht Jesus hier den Galiläer. Es ist etwas Unerhörtes für Galiläa geschehen hier, dadurch, dass dieser Beamte und sein ganzes Haus nun an Christus glaubt. Mit dem Glauben dieser einen Familie ist in den Boden Galiläas ein Weizenkorn gesät, das dreissig-, sechzig-, hundertfältig Früchte tragen kann. Wenn Jesus einen Menschen aus seinem Volke heraus in seine Schar hinein nimmt, dann ist für dieses ganze Volk eine Entscheidung gefallen. Wenn ein Hindu zum Glauben kommt, dann bedeutet das etwas für Indien, wenn ein Neger an Christus glaubt, dann ist für Afrika etwas geschehen, und wenn ein Franzose oder ein Deutscher oder ein Schweizer zum Glauben kommt, dann ist das nie nur eine Privatsache, nein, dann bedeutet das etwas für dieses ganze Volk. Jesus erlöst keine Privatleute, keinen Herrn und keine Frau Soundso. Wenn er Einzelne erlöst,

dann sind das Erstlinge ihrer Völker, denen sie gehören. Wenn Jesus einen Menschen aus seinem Volk heraus auswählt wie diesen Galiläer da, dann ist das, wie wenn wir als Kinder einen Weizenhalm aus der Erde zogen. Es kam immer damit eine ganze Erdscholle, die am Weizenkorn hängen blieb. So ist es mit den Erlösten des Herrn. Sie sind nie nur für sich erlöst. Sie sind erlöst für ihr Haus und für ihr Volk.

Und nun, liebe Gemeinde, sind wir so weit, dass wir begreifen, warum die Evangelische Kirche diesen Abschnitt von der Heilung des Beamtensohnes von alters her als Predigttext über den Tag der Reformationsfeier gesetzt hat. Hier erhalten wir viel Licht zum Verständnis dessen, was Reformation war und ist und sein wird. Die Reformatoren waren Männer, die in einer Zeit leben mussten, da besonders viel Krankes und Sterbendes herumlag. Ihr ganzes Volk und ihre ganze Zeit waren krank und sie selber damit. Die ganze Welt war eine einzige Krankenstube und ein einziges Sterbezimmer. Und nun sind diese Männer mit ihrer Not wie der Beamte da zu Jesus gelaufen. Sie haben zunächst erkannt, dass kein anderer Arzt und keine Salbe und kein Pflaster mehr helfen kann, dass da nur der eine Arzt noch helfen könnte. Und sie sind mit ihrer eigenen Not und mit der Not ihrer Zeit zu Jesus gegangen und immer wieder zu Jesus gegangen. Und hier ist an ihnen geschehen, was an diesem Beamten da. Sie haben in Jesus nicht nur einen Nothelfer und Wunderkünstler erkannt, sondern sie haben in ihm den Erlöser Leibes und der Seele gefunden. Und sie haben angefangen, Jesus auf sein Wort hin zu glauben. Und sie haben von Jesus die Zusage erhalten, dass er helfen wolle. Diese Botschaft haben sie in ihr Geschlecht hineingerufen: Jesus kann helfen. Aber wie dieser Beamte da haben sie erkannt, dass die Hilfe Jesu viel umfassender ist, als sie es zuerst gewollt haben. Und so sind sie Boten und Herolde der umfassenden, der ganzen Gotteshilfe geworden. Einiges ist dann auch, wie bei

diesem Beamten da, gesund geworden. Oh, die Reformation hat viel vorher Krankes gesund gemacht und viel vorher Sterbendes zu neuem Leben gerufen. Aber die Botschaft der Reformatoren ging weit über diese kleinen, vergänglichen Gesundheitigen hinaus. Sie riefen die ewige Gesundheit aus, das ewige Heil. Aber meinet nur ja nicht, dieser Glaube aufs Wort sei bei den Reformatoren ohne Anfechtung und Kampf gewesen. Wir stellen uns in unserer fleischlichen Torheit die Reformation immer so sieghaft und strahlend vor, als eine reine Erfolgswegung. Oh, das ist falsch gesehen. Diese Männer mussten aufs Wort glauben und einen Weg gehen, noch bevor sie die Erfüllung haben sehen können, genau wie dieser Beamte hier. Nicht umsonst war der 12. Psalm ein Liebling Luthers: «Hilf, Herr, die Heiligen haben abgenommen, und der Gläubigen sind wenige geworden.» Nicht umsonst war ein Calvin einmal aus seinem Amt vertrieben, nicht umsonst starb Zwingli auf dem Feld einer verlorenen Schlacht und hat uns das Lied erhalten: «Herr, nun selbst den Wagen halt, bald abseits geht sonst die Fahrt.» Diese Männer haben nicht einfach Erfolg gehabt. Vollends wenn wir heute mit Erfolgsmassstäben ihr Werk anschauen, vergeht es uns gründlich, von Erfolg zu reden. Aber sie haben geglaubt aufs Wort. Und in diesem Glauben sind sie ihren Weg gegangen. Und dieser Glaube erhielt, ohne dass sie es beabsichtigten, eine Bedeutung hoch über ihre Köpfe hinweg, eine Bedeutung für die ganze Welt und für viele Jahrhunderte. Sie sind den Weg zuerst auch gegangen als Privatleute. Aber sie haben ungeahnt und ungewollt für ganze Völker Bedeutung erhalten, Luther für Deutschland, Calvin für den damals weltweiten französischen Einflussbereich, Zwingli für die Schweiz. So ist Reformation geworden, weil da ein paar Männer aufs Wort glaubten und in diesem Glauben, ohne zu schauen, Luther sagt einmal «wie ein blinder Gaul», den Weg gingen.

Und von hier aus fällt schliesslich ein helles Licht auf unsere heutige Lage. Krankes und Sterbendes fehlt auch heute wahrlich nicht. Auch wir, jeder persönlich, kommen von Krankenbetten und von Sterbebetten her. Der eine bangt um sein einziges Kind, der andere um seine Kinderschar, der eine hat Sorge im Herzen für seine kleinen Kinder, der andere um seine Erwachsenen, oder du hast eine kranke Ehe daheim, oder ein krankes Geschäft, oder trägst einen bösen Bresten im eigenen Leib; es ist nicht zum Ermessen, wie viel Not sich so unter einer Kanzel in einer Predigt zusammenzufinden pflegt. Und wir dürfen all diese persönliche Not gewiss zu Jesus bringen, weil er lebt und heilt und hilft, wenn es sein Wille ist. So lässt euch denn auch heute Morgen aus aller dumpfen Mutlosigkeit heraus das Wort zurufen: «Geh, dein Sohn lebt!» Fass neue Hoffnung zu dem Jesus, der zu heilen und zu helfen vermag. Aber jener Vater musste 24 Stunden warten, bis dass er die Erfüllung und Bestätigung dieser göttlichen Zusage hat schauen dürfen. Es kann sein, dass wir 24 Tage warten müssen, oder dass uns Gott eine Wartezeit von 24 Monaten auferlegen will oder gar von 24 Jahren. Darum kommt es auch bei uns aufs Glauben an, auf jenes Glauben ohne zu schauen, kommt drauf an, dass es auch von uns heisse: «Und der Mensch glaubte an das Wort, das ihm Jesus gesagt hatte, und ging.»

Ja, unsere ganze Zeit, in der wir jetzt leben, ist in unerhörter Weise ein Krankheitsfall. Es wird jetzt gestorben, gestorben in unabsehbaren Ausmassen. Unser ganzes Geschlecht, will uns scheinen, sei jetzt dieser Knabe da auf dem Sterbebett, und wenigstens Europa ist jetzt ein einziges Sterbezimmer geworden. Und auch im Blick auf diese Gesamtnot dürfen wir uns durch den Herrn der Völker Hoffnung schenken und Glauben erwecken lassen. Wir dürfen glauben und hoffen, nicht nur als Privatleute, sondern als Schweizer. Und als Schweizer glauben und hoffen, heisst jetzt an den Sieg und an ein Wiederaufstehen all dessen glauben, was jetzt so

darnieder liegt. Als Schweizer an Christus glauben heisst jetzt für uns, Europäer sein und Europäer bleiben, Europäer, die um Christi willen, und wenn es noch 24 Monate geht, und wenn es noch 24 Jahre ginge, an die Wiederherstellung der geschändeten Menschenwürde und des zertretenen Völkerrechtes glauben.

Aber das Wort Gottes geht ja mit seinen Verheissungen weit hinaus über all unsere zeitlichen Nöte und gegenwärtigen Verlegenheiten. Die Verheissungen, die uns in Gottes Wort gegeben sind, sie gehen aufs Ganze, sie meinen den ganzen Menschen nach Leib und Seele, sie reden vom neuen Himmel und von der neuen Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt. Und wenn es hier gälte, noch 24 Jahrhunderte zu warten – tausend Jahre sind vor Gott wie ein Tag –, Christus lebt. Und weil Christus lebt, darum kann er heilen und helfen. Aber er kann mehr als das. Er kann retten und erlösen. Er kann aus der ewigen Hölle retten und aus dem Tod erlösen in Ewigkeit. «Der Mensch glaubte dem Wort, das Jesus zu ihm sagte, und ging.» Ja, glauben aufs Wort, und gehen! So wird Reformation.

Jesus heilt am Sabbat einen Kranken am Teich Bethesda

¹ Darnach war ein Fest der Juden, und Jesus zog hinauf gen Jerusalem. ² Es ist aber zu Jerusalem bei dem Schaftor ein Teich, der heisst auf hebräisch Bethesda und hat fünf Hallen, ³ in welchem lagen viele Kranke, Blinde, Lahme, Verdorrte, die warteten, wann sich das Wasser bewegte. ⁴ (Denn ein Engel fuhr herab zu seiner Zeit in den Teich und bewegte das Wasser.) Welcher nun zuerst, nachdem das Wasser bewegt war, hinein stieg, der ward gesund, mit welcherlei Seuche er behaftet war. ⁵ Es war aber ein Mensch daselbst, achtunddreissig Jahre lang krank gelegen. ⁶ Da Jesus ihn sah liegen und vernahm, dass er so lange gelegen hatte, spricht er zu ihm: Willst du gesund werden? ⁷ Der Kranke antwortete ihm: HERR, ich habe keinen Menschen, wenn das Wasser sich bewegt, der mich in den Teich lasse; und wenn ich komme, so steigt ein anderer vor mir hinein. ⁸ Jesus spricht zu ihm: Stehe auf, nimm dein Bett und gehe hin! ⁹ Und alsbald ward der Mensch gesund und nahm sein Bett und ging hin. Es war aber desselben Tages der Sabbat. ¹⁰ Da sprachen die Juden zu dem, der geheilt worden war: Es ist heute Sabbat; es ziemt dir nicht, das Bett zu tragen. ¹¹ Er antwortete ihnen: Der mich gesund machte, der sprach zu mir: "Nimm dein Bett und gehe hin!" ¹² Da fragten sie ihn: Wer ist der Mensch, der zu dir gesagt hat: "Nimm dein Bett und gehe hin!"? ¹³ Der aber geheilt worden war, wusste nicht, wer es war; denn Jesus war gewichen, da so viel Volks an dem Ort war. ¹⁴ Darnach fand ihn Jesus im Tempel und sprach zu ihm: Siehe zu, du bist gesund geworden; sündige hinfort nicht mehr, dass dir nicht etwas Ärgeres widerfahre. ¹⁵ Der Mensch ging hin und verkündete es den Juden, es sei Jesus, der ihn gesund gemacht habe. ¹⁶ Darum verfolgten die

Juden Jesus und suchten ihn zu töten, dass er solches getan hatte am Sabbat.

¹⁷ Jesus aber antwortete Ihnen: Mein Vater wirkt bisher, und ich wirke auch. ¹⁸ Darum trachteten ihm die Juden viel mehr nach, dass sie ihn töteten, dass er nicht allein den Sabbat brach, sondern sagte auch, Gott sei sein Vater, und machte sich selbst Gott gleich. ¹⁹ Da antwortete Jesus und sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Der Sohn kann nichts von sich selber tun, sondern was er sieht den Vater tun; denn was dieser tut, das tut gleicherweise auch der Sohn. ²⁰ Der Vater aber hat den Sohn lieb und zeigt ihm alles, was er tut, und wird ihm noch grössere Werke zeigen, dass ihr euch verwundern werdet. ²¹ Denn wie der Vater die Toten auferweckt und macht sie lebendig, also auch der Sohn macht lebendig, welche er will. ²² Denn der Vater richtet niemand; sondern alles Gericht hat er dem Sohn gegeben, ²³ auf dass sie alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren. Wer den Sohn nicht ehrt, der ehrt den Vater nicht, der ihn gesandt hat. ²⁴ Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurch gedrungen. ²⁵ Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Es kommt die Stunde und ist schon jetzt, dass die Toten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören; und die sie hören werden, die werden leben. ²⁶ Denn wie der Vater hat das Leben in ihm selber, also hat er dem Sohn gegeben, das Leben zu haben in ihm selber, ²⁷ und hat ihm Macht gegeben, auch das Gericht zu halten, darum dass er des Menschen Sohn ist. ²⁸ Verwundert euch des nicht, denn es kommt die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern sind, werden seine Stimme hören, ²⁹ und werden hervorgehen, die da Gutes getan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Übles getan haben, zur Auferstehung des Gerichts. ³⁰ Ich kann nichts von mir selber tun. Wie ich höre,

so richte ich, und mein Gericht ist recht; denn ich suche nicht meinen Willen, sondern des Vaters Willen, der mich gesandt hat. ³¹ So ich von mir selbst zeuge, so ist mein Zeugnis nicht wahr. ³² Ein anderer ist's, der von mir zeugt; und ich weiss, dass das Zeugnis wahr ist, das er von mir zeugt. ³³ Ihr schicktet zu Johannes, und er zeugte von der Wahrheit. ³⁴ Ich aber nehme nicht Zeugnis von Menschen; sondern solches sage ich, auf dass ihr selig werdet. ³⁵ Er war ein brennend und scheinend Licht; ihr aber wolltet eine kleine Weile fröhlich sein in seinem Lichte. ³⁶ Ich aber habe ein grösseres Zeugnis; denn des Johannes Zeugnis; denn die Werke, die mir der Vater gegeben hat, dass ich sie vollende, eben diese Werke, die ich tue, zeugen von mir, dass mich der Vater gesandt habe. ³⁷ Und der Vater, der mich gesandt hat, derselbe hat von mir gezeugt. Ihr habt nie weder seine Stimme gehört noch seine Gestalt gesehen, ³⁸ und sein Wort habt ihr nicht in euch wohnend; denn ihr glaubt dem nicht, den er gesandt hat. ³⁹ Sucht in der Schrift; denn ihr meint, ihr habet das ewige Leben darin; und sie ist's, die von mir zeuget; ⁴⁰ und ihr wollt nicht zu mir kommen, dass ihr das Leben haben möchtet. ⁴¹ Ich nehme nicht Ehre von Menschen; ⁴² aber ich kenne euch, dass ihr nicht Gottes Liebe in euch habt. ⁴³ Ich bin gekommen in meines Vaters Namen, und ihr nehmet mich nicht an. So ein anderer wird in seinem eigenen Namen kommen, den werdet ihr annehmen. ⁴⁴ Wie könnet ihr glauben, die ihr Ehre voneinander nehmet? Und die Ehre, die von Gott allein ist, sucht ihr nicht. ⁴⁵ Ihr sollt nicht meinen, dass ich euch vor dem Vater verklagen werde; es ist einer, der euch verklagt, der Mose, auf welchen ihr hofft. ⁴⁶ Wenn ihr Mose glaubtet, so glaubtet ihr auch mir; denn er hat von mir geschrieben. ⁴⁷ So ihr aber seinen Schriften nicht glaubt, wie werdet ihr meinen Worten glauben? Johannes 5,1-47

Hier ist die Hülle, die der Menschgewordene trägt, durchscheinend dünn. Die Majestät des Herrn, die sonst nach Gottes Willen unserem sterblichen Auge verborgen ist, kann in diesem Kapitel beinahe nicht mehr übersehen werden. Dies Aufleuchten der Herrlichkeit ist in der Art, wie der vierte Evangelist von Jesus zeugt, auch sonst auffällig; aber in diesem Kapitel ist die Hoheit Christi, ich möchte es gewagt und kühn sagen, beinahe mit Händen zu greifen. Man muss schon mit Blindheit geschlagen sein, wenn man hier nicht sieht; muss schon keine Ohren zum Hören haben, um hier nicht zu hören. Dabei ist beides, was hier geschieht und was hier gesprochen wird, zu beachten. Wir pflegen in der Regel diese ersten Kapitel des vierten Evangeliums gleichsam nur «anzubeissen», so wie man einer Spargel die zarte Spitze wegbeisst und den zäheren Rest weglegt. Diese Art der Auslegung ist nicht erlaubt, denn sehr oft fällt das hellste Licht von der weniger anschaulichen Rede her zurück auf den erzählenden Anfang des Kapitels.

Aber nicht nur die Hoheit des Herrn, in diesem fünften Kapitel wird uns auch in besonderer Weise unsere Niedrigkeit und unser menschliches Elend aufgedeckt. Gleich am Eingang werden wir hier an einen erbärmlichen Ort geführt. Ein Teich draussen vor der Stadt. Ein Badeteich am Fuss einer Stadtmauer! Den Anforderungen moderner Hygiene gegenüber eine nicht unbedenkliche Sache. Kranke, die darin gebadet haben, sind durch Gottes Hilfe schon gesund geworden. Aber das konnte nur geschehen, wenn von Zeit zu Zeit die Wasser des Teiches sich bewegten und den Schlamm aufwühlten, der Volksmund sprach von einem Engel, der das tue, aber das geschah sehr selten. Wer weiss, wie lange diese Kranken alle hier wartend zugebracht haben! So kam es, dass viel Elend am Rand dieses Siechenteichs sich anzusammeln pflegte. Die Öffentlichkeit hat dann eingegriffen und zuerst eine Halle, und als diese nicht mehr genügte, eine zweite, dritte, vierte und fünfte Wartehalle gebaut. Und alle

füllten sich. Viele Kranke, heisst es, sind da, Lahme, Blinde, Verdorrte. Ein Zeichen, dass selten einer geheilt weggeht. Und diese geringe Möglichkeit wird noch dadurch verkürzt, dass, wenn die Quelle endlich einmal in Tätigkeit kommt, dass dann jeweilen nur ein einziger von allen hinein steigen kann, sei es, dass die Quelle nur kurz tätig ist, sei es wegen ihrer geringen Stärke. Kurz, ein Bild grenzenloser Ärmlichkeit, das uns hier aufgerollt wird. Wie dünn sind doch die Strohhalme, an die wir Menschen in der Not uns klammern! Das war nicht nur damals so. Wie man bei Hungersnot von Wurzeln und Rinden lebt, so gibt es auch geistige Hungersnöte, wo man sich mit kleinen Hilfsmöglichkeiten begnügen muss. Und dabei ist Jesus so nah, er, von dem wir im letzten Kapitel hörten, er sei der Retter der Welt!

Wenn man an die geringe Chance dieser Elenden denkt, wird man dabei nicht an eine Erscheinung unserer Tage erinnert, die uns ein ähnliches Bild von Dürftigkeit zeigt? Ich meine das, was man jetzt mit einem Schlagwort Lotterie-Unwesen nennt. Wie weit muss es mit einem Geschlecht schon gekommen sein, wenn grosse Kreise desselben unter behördlicher Bewilligung, ja sogar mit behördlicher Unterstützung, wochenlang ihr Warten und Bangen an einen Lotteriefetzen hängen, in der Hoffnung, es könnte dann vielleicht das nächste oder übernächste Mal ein kleines Glück daraus werden! Ein solcher Hoffnungsschwund, ein solches Hoffnungssterben charakterisiert auch unser Geschlecht.

Solch ein erbarmungswürdiger Zustand geistiger Dürftigkeit wird dort am Teich Bethesda, vor der Stadtmauer Jerusalems, offenbar. Und nun kommt, wir wissen nicht wie und warum, er an diesen Ort, er, der Retter der Welt. Er, auf den der Täufer hingewiesen hat als die eine grosse Zukunft, er steht nun da. Es ist, als wollte der vierte Evangelist uns sagen: Es gibt keinen noch so hoffnungslosen Ort, der ihm unzugänglich wäre und den er etwa vergessen hätte. Moses und die Propheten haben nicht umsonst gehofft. Da steht er nun,

der Mann, auf den die Schriften des Alten Bundes mit hundert Fingern zeigen, da steht sie nun, hat Fleisch und Blut angenommen, die Hoffnung der Väter: «Wenn ihr Moses glaubtet, so glaubtet ihr auch mir, denn von mir hat er geschrieben.» «Ihr sucht in der Schrift, denn ihr meint, ihr habet das ewige Leben darin, und sie ist's, die von mir zeuget.» Aber seht! Nun er dasteht, nun, da die grosse Hoffnung eingetroffen ist, nun gibt es hier Priester, mit der Bibel in der Hand, und diese erkennen ihn nicht. Das ist's, was Johannes immer wieder sagen muss, was schon im ersten Kapitel uns begegnete: «Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf.» Dann ist das Elend in einem Volk und Geschlecht an seinem Tiefpunkt angelangt, wenn es in diesem Volk eine Kirche gibt, die nur mehr papierene Hoffnungen hat. Die Hoffnungslosigkeit ist das eigentliche Elend der Menschen.

Jesus lässt sich mit einem der Elenden am Teich Bethesda näher ein. Warum gerade mit diesem und warum nur mit diesem einen, steht nicht da. Was er von ihm vernimmt, lässt in einen Abgrund blicken. Der Mann hat Erfahrung. Er liegt seit 38 Jahren da. Er ist alleinstehend, oder genauer gesagt, alleinliegend: «Herr, ich habe keinen Menschen.» Man könnte vermuten, die Elenden unter sich hätten doch wenigstens eine schöne Kameradschaft, um nicht zu sagen Gemeinschaft. Man möchte hoffen, die Not bringe uns Menschen einander näher und vermöchte die Gegensätze zu überbrücken. Aber wir vergessen, wie sehr die Not aller Art mit Unart aller Art kann verbündet sein. Unter den Siechen am Teich Bethesda herrscht ein gewisses Faustrecht, ein Recht des Stärkeren gilt unter diesen Schwachen. Kampf ums Dasein unter den Gesunden drinnen in der Stadt, Kampf ums Dasein auch im Siechenhaus vor den Toren. Wenn wieder einmal der Teich ins Wallen kommt, dann stelle man sich die herzerreissenden Szenen vor, wenn es dann so zu und her geht, wie hier der Mann Jesus klagt: «Herr, ich habe

keinen Menschen, wenn das Wasser sich bewegt, der mich in den Teich lasse; und wenn ich komme, dann steigt ein anderer vor mir hinein.»

An diesem einen beweist Christus seine Hoheit und Vollmacht. Aber wie? So beweist der Sohn seine Hoheit, dass er sich völlig dem Vater unterstellt. So beweist der Sohn seine Vollmacht, dass er bezeugt, der Vater allein ist mächtig und vermögend. Durch dieses ganze Kapitel hindurch geht wie ein roter Faden immer wieder die Aussage: Nicht ich, nicht ich, sondern der Vater. Vierzehnmal ist hier vom Vater die Rede: «Mein Vater wirkt bisher, und ich wirke auch.» «Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Der Sohn kann nichts von ihm selber tun, sondern was er sieht den Vater tun; denn was dieser tut, das tut gleicherweise auch der Sohn.» So steht Christus hier in völlig abhängigem Sohnesgehorsam. Das ist seine Hoheit, dass er völlig ja sagt zu seiner Niedrigkeit. Das ist auch der einzige Grund, warum Jesus nicht den ganzen Elendshaufen dort beim Siechenteich ausräumt. Christus weiss, dass die Zeit, da alle Krankheit und aller Tod und alles Elend aufhören wird, nach dem Plan und Ratschluss des Vaters noch nicht gekommen ist. Darum muss er sich in Sohnesgehorsam bescheiden. Darum beschränkt er sich auf gewisse Exempel, die er statuiert, auf gewisse Zeichen, die er aufrichtet, auf einzelne Rettungen. Um dem Vater gehorsam bleiben zu können, zieht er sich nach der Heilung dieses Mannes fluchtartig von dem Ort zurück. Er will der Panik jäh aufflammender Hoffnungen, die in den fünf Hallen ausbrechen wird, aus dem Wege gehen. Dazu ist hoher Feiertag in Jerusalem. So wie ein Königssohn beim Gang durchs Reich seines Vaters in ein Elendsquartier kommt, vom Erbarmen gepackt wird und dem Elendesten, der gerade vor seinen Füßen liegt, alles in den Schoss wirft, was er gerade bei sich trägt und worüber er gerade verfügen darf vom Vater her, so greift hier der Retter der Welt diesen einen heraus. Einer der Elendesten ist er schon! Er ist gleichsam die

Hoffnungslosigkeit in Person. Der Elendsgeist dieses Ortes hat sich seiner Seele völlig bemächtigt. Die Hoffnungslosigkeit ist ihm zur zweiten Natur geworden.

Aber nun steht Jesus da, die Hoffnung in Person. Nun steht derjenige da, der, wie wir beim samaritanischen Weib am Jakobsbrunnen sahen, den Weg findet durch den tiefsten Schutt hindurch. Jesus redet ihn an mit den etwas kräftig zupackenden Worten: «Willst du gesund werden?» Die Frage kommt dem Elenden begreiflicher Weise derart unerwartet, dass er gar nicht darauf eingehen kann und völlig vergisst, ja zu sagen. Stattdessen fängt er an, seine Krankengeschichte zu erzählen, so wie er sie schon hundertmal vorher erzählt hat. Sie ist ihm zur Platte geworden, die er jederzeit wie ein Leierkastenstück kann laufen lassen. Aber da steht nun einmal einer, der geht nicht auf diese Krankengeschichte ein, sondern spricht kurzerhand zu ihm: «Stehe auf, nimm dein Bett und gehe hin! Und alsobald ward der Mensch gesund und nahm sein Bett und ging hin.» Dieses Bett! Schaut es euch doch an! Achtunddreissig Jahre lang war es das Zeichen seines Elends, und jetzt soll er es auf den Rücken nehmen und triumphierend als Zeichen seiner Rettung durch die Gassen tragen! Es liegt fast etwas von göttlichem Humor in diesem Befehl des Herrn, als wollte er etwa sagen: Vertauscht jetzt einmal eure Rollen. Es hat dich jetzt lang genug getragen, es soll sich jetzt einmal von dir tragen lassen. So etwa wie der Zahnarzt dem Kind den ausgezogenen Zahn in einem Schächtelchen mitgibt, damit es den Bösewicht, der ihm so grausam weh getan hat, allen Menschen triumphierend zeige, so sagt der Herr hier dem Manne: «Stehe auf, nimm dein Bett und gehe hin.» Aber dieser Befehl zeigt nicht nur die Freude dieses Mannes an, sondern ist zugleich ein Zeichen der Freude, die auch der Retter der Welt hier empfindet. Ein Jubel bricht aus diesem Befehl heraus, der bis in die Räume der Ewigkeit hinein seinen Widerhall findet, bis dorthin, wo die Engel «Tag und Nacht gebeuget

dienen». So, so über alles Begreifen vollmächtig geht es zu, wenn «der Vater wirkt und durch den Vater nun auch der Sohn»: «Stehe auf, nimm dein Bett und gehe hin!»

Aber nun ist gerade Sabbat. Und da läuft in Jerusalem kein Mensch, nicht einmal mit einer Mappe unterm Arm, geschweige denn mit einem Bett auf dem Rücken, herum. Der Mann kommt darum nicht weit mit seiner triumphierenden Last. Er wird von der Ordnungspolizei bald arretiert und verhaftet. Es hat da Fromme, die dem lieben Gott vorschreiben, wann er einen Elenden retten darf und wann nicht, die den Engeln im Himmel befehlen, wann sie jubeln dürfen und wann sie schweigen sollen. Diese Schriftgelehrten haben es bald heraus, wer der eigentliche Anstifter des «Unfugs» ist. Und Jesus wird mit dem Tode bedroht, denn auf gröbliche Sabbatschändung steht die Todesstrafe. Es gibt tatsächlich eine Blindheit und es gibt eine Taubheit, und die beiden sind mit Frömmigkeit gepaart. Passen wir auf zu unserer Frömmigkeit. Wenn Christus uns wachen und beten heisst, dann meint er dabei nicht nur Wachsamkeit nach aussen, der Welt gegenüber, nein, er meint da in erster Linie Wachsamkeit nach innen. Darum passen wir auf mit unserer Frömmigkeit, dass sie uns nicht zur Sicherung und zum Hochmut und zur Selbstgerechtigkeit werde. Frömmigkeit kann unfähig machen, die Taten zu erkennen, die der Vater wirkt und durch den Vater auch der Sohn. Und dann wirken eben Vater und Sohn an der Frömmigkeit vorbei, anstatt mit ihr und durch sie. Man kann vor lauter Aufpassen darauf, was die anderen «lätz» machen, völlig daneben stehen, wenn die Stunde schlägt, da die Engel im Himmel jubilierten darüber, dass der Vater wirkt und durch ihn der Sohn. Eine Frömmigkeit, die vergisst, dass wir einen Gott bekennen und einen Erlöser haben, der wirkt, wird ein Hindernis im Reiche Gottes.

Aber gerade dieses fromme Hindernis, das sich da Christi Wirken entgegenstellt, muss dazu dienen, dass seine Hoheit und die Herrlichkeit seines Wirkens nun erst recht offenbar

werden muss. Christus kommt nun mit der Frömmigkeit ins Gespräch. Und was er den Pharisäern und Schriftgelehrten von Jerusalem hier eröffnet, das gehört zum Herrlichsten im ganzen Evangelium. Aus diesen hohen Worten heraus sehen wir den Königsmantel Christi leuchten durch seine Niedrigkeit hindurch. Was hier an diesem Mann geschehen ist, das sagt nun Christus, das ist klein und geringfügig dem gegenüber, was noch geschehen wird. Es ist das nur gleichsam ein Vorbote von etwas viel Grösserem. Das Leben, das diesem Manne hier geschenkt worden ist, dies bisschen diesseitiges Leben, ist nur ein geringer Hinweis auf das ewige Leben, das der Retter der Welt zu bieten und zu vergeben hat. Es werden Tote seine Stimme hören. Ihr Frommen von Jerusalem, die ihr nicht hört und seht, die Stimme wird in die Gräber dringen, und an den Toten wird das Wirken des Vaters und des Sohnes offenbar werden: «Der Vater hat den Sohn lieb und zeigt ihm alles, was er tut, und wird ihm noch grössere Werke zeigen, dass ihr euch verwundern werdet. Denn wie der Vater die Toten auferweckt und macht sie lebendig, also auch der Sohn macht lebendig, welche er will. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurch gedrunen. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Es kommt die Stunde und ist schon jetzt, dass die Toten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören; und die sie hören werden, die werden leben. Denn wie der Vater das Leben hat in ihm selber, so hat er dem Sohn gegeben, das Leben zu haben in ihm selber.»

Und dann stehen in diesem Kapitel Worte, die uns noch höher hinaufschauen lassen. Aber vorher, bevor wir zu diesen höchsten Bergen, von denen uns Hilfe kommt, hinaufschauen dürfen, müssen wir noch einmal einen Augenblick rückwärts in die Tiefe sehen und zu dem Geheilten zurück kehren. Christus begegnet ihm bald darauf beim Tempel

wieder und grüsst ihn mit den seltsamen Worten: «Sieh zu, du bist gesund geworden, sündige hinfort nicht mehr, dass dir nicht etwas Ärgeres widerfahre.» Was könnte dieses Ärgere wohl sein? War denn das, was ihm widerfahren war, nicht schon arg genug? Gewiss, es war arg. Es ist das menschlich gesprochen überhaupt der ärgste Fall von allen Fällen, über welche die Evangelien berichten. Das Weib mit dem Blutfluss hat zwölf Jahre gelitten, dieser Mann da 38 Jahre. Der Blinde trägt sein Leiden von Geburt an. Aber er ist umsorgt von Vater und Mutter. Der Gichtkranke von Kapernaum liegt auch elend auf seinem Lager. Aber er wird von vieren zu Jesus getragen. Der da hatte keinen Menschen, der ihn trug. Es ist Ärgstes, das er hat tragen müssen. Umso verwunderlicher ist nun das Wort des Herrn: Pass auf, gesund geworden bist du jetzt, sündige hinfort nicht mehr, dass dir nicht etwas noch Ärgeres zustosse.

Krankheit und Tod sind arge Dinge. Aber das Ärgere, das ist das unversöhnte Verharren in der Sünde. Achtunddreissig Jahre lang daliegen als Gelähmter, das ist ein alter arger «Fall». Aber es gibt nicht nur alte Fälle von Krankheit, es gibt auch alte Fälle des Sündigens, und die sind ärger. Das Ärgere ist das undankbare Weitersündigen der Gesunden. Da ist ein alter Fall von Alkoholismus, dort ein alter Fall von Unzucht, von Ehebruch, von Erpressung und Geiz, von Lüge und von Brutalität. An diesen alten Fällen der Sünde, nicht nur an Krankheit und an Tod, will der Vater wirken und durch den Vater auch der Sohn. An ihnen will der Vater durch den Sohn die höchste Herrlichkeit offenbaren. Nicht nur zeitliche Gesundheit und ewiges Leben will der Vater durch den Sohn den Menschen bringen, sondern die Versöhnung des armen Sünders. Um einen Vergleich aus dem menschlichen Leben zu gebrauchen: Der König hat seinem Sohn nicht nur das Sanitätsdepartement übergeben, sondern auch noch das Justizdepartement, das Amt des Richters und Versöhners. Der Vater hat «alles Gericht dem Sohn

übergeben». «Er hat ihm Macht gegeben, auch das Gericht zu halten, darum, dass er des Menschen Sohn ist.» «Verwundert euch dessen nicht, denn es kommt die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern sind, werden seine Stimme hören, und werden hervorgehen, die da Gutes getan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Übles getan haben, zur Auferstehung des Gerichts.»

Da ist nun das Erlöserherz Christi vor uns geöffnet. Das Herrlichste besteht nicht darin, obschon es herrlich genug ist, dass der Mann am Teich Bethesda nach 38 Jahren Siechtum aufsteht, sondern darin, dass es für den armen Sünder um Christi willen eine Auferstehung zum Leben geben wird. Umgekehrt aber besteht das Ärgste nicht darin, dass einer 38 Jahre lang auf dem Schragen liegen muss, sondern darin, dass es eine Möglichkeit gibt, dass Leib und Seele verderben in die Hölle hinein. Und dass es vor diesem zweiten Tod eine Rettung gibt um Christi willen, das übertrifft an Herrlichkeit alles bis jetzt Gehörte.

«Mein Vater wirket bisher, und ich wirke auch.» Jetzt erkennen wir erst recht die ganze Tragweite und Herrlichkeit dieses Wirkens. Aber nun erinnern wir uns daran, dass ja der Vater durch den Sohn an uns gewirkt hat. Uns hat er herausgerettet aus dem ewigen Tod und von jenem Siechbett, das nicht nur 38 Jahre dauert, sondern eine Ewigkeit. Darum, weil Christus, der Retter der Welt, sein Erbarmen so an uns verherrlicht hat, darum gibt es in dieser Zeit unter den Völkern eine Gemeinde. Diese Gemeinde hat erfahren dürfen, dass Gott in seinem Erbarmen grösser ist als unsere «alten Fälle». Aus Dankbarkeit für die erfahrene Rettung ist nun die Gemeinde in die Welt gesandt. Sie hat den Auftrag, allen alten Fällen die Herrlichkeit Christi zu bezeugen. Die alten Fälle, das ist ja ihre eigentliche Not, finden «keinen Menschen, der sie, wenn das Wasser sich bewegt, in den Teich lasse». Und doch brauchen sie die menschliche Handreichung, brauchen Menschen, die um Christi willen

Samariterdienst an ihnen tun und Geduld an ihnen üben. Wüsstet ihr doch, liebe Gemeinde, wie gross der Mangel an Menschen ist, die bereit sind, um Christi willen für alte Fälle Zeit zu haben und zur Verfügung zu stehen! Wüsstet ihr, wie klein, wie erstaunlich klein die Zahl derer ist, denen ein arbeitsamer Pfarrer nachzugehen vermag! Wüsstet ihr, wie viele Menschen nicht nur in zeitlichen Nöten, sondern in ihrer Sünde liegen bleiben, wo sie hingefallen sind, wenn nicht bald eine Gemeinde lebendig wird und aufsteht, getrieben durch die Dankbarkeit erfahrener Rettung. Jeder alte Fall, der derart liegen blieb, wird einst, an jenem Tag, als Anklage vor uns stehen. Wie mancher arme Sünder wird uns dann vorhalten können: «Ich habe keinen Menschen gehabt, der, wenn das Wasser sich bewegte, mir die Hand reichte und mich hineinführte unters Wort des Herrn.»

Wenn wir ans Jüngste Gericht und an unsere Versäumnis denken, dann freilich werden wir die überraschende Entdeckung machen, dass wir auch als gerettete Sünder arme, alte Fälle bleiben und unserem Erlöser Mühe bereiten alle Morgen neu. So alt ein jeder von uns ist, so alt wird denk auch sein Fall sein. Aber das ist die Herrlichkeit Christi, dass er grösser ist als mein und dein Fall. Das ist seine Herrlichkeit, dass vor ihm keiner von uns ein hoffnungsloser Fall bleibt. Denn er, er ist grösser als der älteste Fall, grösser als der Fall Adams. Da leuchtet noch einmal seine Herrlichkeit auf. Da, da jubeln noch einmal die Engel.

Die Speisung der fünftausend

¹ Darnach fuhr Jesus weg über das Meer an der Stadt Tiberias in Galiläa. ² Und es zog ihm viel Volks nach, darum dass sie die Zeichen sahen, die er an den Kranken tat. ³ Jesus aber ging hinauf auf einen Berg und setzte sich dasselbst mit seinen Jüngern. ⁴ Es war aber nahe Ostern, der Juden Fest.

⁵ Da hob Jesus seine Augen auf und sieht, dass viel Volks zu ihm kommt, und spricht zu Philippus: Wo kaufen wir Brot, dass diese essen? ⁶ (Das sagte er aber, ihn zu versuchen; denn er wusste wohl, was er tun wollte.) ⁷ Philippus antwortete ihm: Für zweihundert Groschen Brot ist nicht genug unter sie, dass ein jeglicher unter ihnen ein wenig nehme. ⁸ Spricht zu ihm einer seiner Jünger, Andreas, der Bruder des Simon Petrus: ⁹ Es ist ein Knabe hier, der hat fünf Gerstenbrote und zwei Fische; aber was ist das unter so viele? ¹⁰ Jesus aber sprach: Schaffet, dass sich das Volk lagert. Es war aber viel Gras an dem Ort. Da lagerten sich bei fünftausend Mann. ¹¹ Jesus aber nahm die Brote, dankte und gab sie den Jüngern, die Jünger aber denen, die sich gelagert hatten; desgleichen auch von den Fischen, wie viel sie wollten. ¹² Da sie aber satt waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die übrigen Brocken, dass nichts umkommt. ¹³ Da sammelten sie und füllten zwölf Körbe mit Brocken von den fünf Gerstenbrotten, die übrig blieben denen, die gespeist hatten. ¹⁴ Da nun die Menschen das Zeichen sahen, das Jesus tat, sprachen sie: Das ist wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll. ¹⁵ Da Jesus nun merkte, dass sie kommen würden und ihn haschen, dass sie ihn zum König machten, entwich er abermals auf den Berg, er selbst allein.

¹⁶ Am Abend aber gingen die Jünger hinab an das Meer ¹⁷ und traten in das Schiff und kamen über das Meer gen Kapernaum. Und es war schon finster geworden, und

Jesus war nicht zu ihnen gekommen. ¹⁸ Und das Meer erhob sich von einem grossen Winde. ¹⁹ Da sie nun gerudert hatten bei fünfundzwanzig oder dreissig Feld Wegs, sahen sie Jesus auf dem Meere dahergehen und nahe zum Schiff kommen; und sie fürchteten sich. ²⁰ Er aber sprach zu ihnen: Ich bin's; fürchtet euch nicht! ²¹ Da wollten sie ihn in das Schiff nehmen; und alsbald war das Schiff am Lande, da sie hinführen.

²² Des anderen Tages sah das Volk, das diesseits des Meeres stand, dass kein anderes Schiff daselbst war denn das eine, darin seine Jünger getreten waren, und dass Jesus nicht mit seinen Jüngern in das Schiff getreten war, sondern allein seine Jünger waren weggefahren. ²³ Es kamen aber andere Schiffe von Tiberias nahe zur Stätte, da sie das Brot gegessen hatten durch des Herrn Danksagung. ²⁴ Da nun das Volk sah, dass Jesus nicht da war noch seine Jünger, traten sie auch in Schiffe und kamen gen Kapernaum und suchten Jesum. ²⁵ Und da sie ihn fanden jenseits des Meeres, sprachen sie zu ihm: Rabbi, wann bist du hergekommen? ²⁶ Jesus antwortete ihnen und sprach: Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Ihr sucht mich nicht darum, dass ihr Zeichen gesehen habt, sondern dass ihr von dem Brot gegessen habt und seid satt geworden. ²⁷ Wirket Speise, nicht, die vergänglich ist, sondern die da bleibt in das ewige Leben, welche euch des Menschen Sohn geben wird; denn den hat Gott der Vater versiegelt. ²⁸ Da sprachen sie zu ihm: Was sollen wir tun, dass wir Gottes Werke wirken? ²⁹ Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Das ist Gottes Werk, dass ihr an den glaubt, den er gesandt hat. ³⁰ Da sprachen sie zu ihm: Was tust du denn für ein Zeichen, auf dass wir sehen und glauben dir? Was wirkst du? ³¹ Unsere Väter haben Manna gegessen in der Wüste, wie geschrieben steht: "Er gab ihnen Brot vom Himmel zu essen." ³² Da sprach Jesus zu ihnen: Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Mose hat euch nicht das Brot vom Himmel gegeben,

sondern mein Vater gibt euch das rechte Brot vom Himmel. ³³ Denn dies ist das Brot Gottes, das vom Himmel kommt und gibt der Welt das Leben. ³⁴ Da sprachen sie zu ihm: HERR, gib uns allewege solch Brot. ³⁵ Jesus aber sprach zu ihnen: Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern; und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten. ³⁶ Aber ich habe es euch gesagt, dass ihr mich gesehen habt, und glaubet doch nicht. ³⁷ Alles, was mir mein Vater gibt, das kommt zu mir; und wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen. ³⁸ Denn ich bin vom Himmel gekommen, nicht dass ich meinen Willen tue, sondern den Willen des, der mich gesandt hat. ³⁹ Das ist aber der Wille des Vaters, der mich gesandt hat, dass ich nichts verliere von allem, was er mir gegeben hat, sondern dass ich's auferwecke am Jüngsten Tage. ⁴⁰ Denn das ist der Wille des, der mich gesandt hat, dass, wer den Sohn sieht und glaubt an ihn, habe das ewige Leben; und ich werde ihn auferwecken am Jüngsten Tage.

⁴¹ Da murrten die Juden darüber, dass er sagte: Ich bin das Brot, das vom Himmel gekommen ist, ⁴² und sprachen: Ist dieser nicht Jesus, Josephs Sohn, des Vater und Mutter wir kennen? Wie spricht er denn: Ich bin vom Himmel gekommen? ⁴³ Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Murret nicht untereinander. ⁴⁴ Es kann niemand zu mir kommen, es sei denn, dass ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat; und ich werde ihn auferwecken am Jüngsten Tage. ⁴⁵ Es steht geschrieben in den Propheten: "Sie werden alle von Gott gelehrt sein." Wer es nun hört vom Vater und lernt es, der kommt zu mir. ⁴⁶ Nicht dass jemand den Vater habe gesehen, ausser dem, der vom Vater ist; der hat den Vater gesehen. ⁴⁷ Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben. ⁴⁸ Ich bin das Brot des Lebens. ⁴⁹ Eure Väter haben Manna gegessen in der Wüste und sind gestorben. ⁵⁰ Dies ist das Brot, das vom Himmel kommt, auf dass, wer davon isset, nicht sterbe. ⁵¹ Ich bin

das lebendige Brot, vom Himmel gekommen. Wer von diesem Brot essen wird, der wird leben in Ewigkeit. Und das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt. ⁵² *Da zankten die Juden untereinander und sprachen: Wie kann dieser uns sein Fleisch zu essen geben?* ⁵³ *Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Werdet ihr nicht essen das Fleisch des Menschensohnes und trinken sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch.* ⁵⁴ *Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn am Jüngsten Tage auferwecken.* ⁵⁵ *Denn mein Fleisch ist die rechte Speise, und mein Blut ist der rechte Trank.* ⁵⁶ *Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der bleibt in mir und ich in ihm.* ⁵⁷ *Wie mich gesandt hat der lebendige Vater und ich lebe um des Vaters willen, also, wer mich isset, der wird auch leben um meinetwillen.* ⁵⁸ *Dies ist das Brot, das vom Himmel gekommen ist; nicht, wie eure Väter haben Manna gegessen und sind gestorben: wer dies Brot isset, der wird leben in Ewigkeit.* ⁵⁹ *Solches sagte er in der Schule, da er lehrte zu Kapernaum.*

⁶⁰ *Viele nun seiner Jünger, die das hörten, sprachen: Das ist eine harte Rede; wer kann sie hören?* ⁶¹ *Da Jesus aber bei sich selbst merkte, dass seine Jünger darüber murrten, sprach er zu ihnen: Ärgert euch das?* ⁶² *Wie, wenn ihr denn sehen werdet des Menschen Sohn auffahren dahin, da er zuvor war?* ⁶³ *Der Geist ist's, der da lebendig macht; das Fleisch ist nichts nütze. Die Worte, die ich rede, die sind Geist und sind Leben.* ⁶⁴ *Aber es sind etliche unter euch, die glauben nicht. (Denn Jesus wusste von Anfang wohl, welche nicht glaubend waren und welcher ihn verraten würde.)* ⁶⁵ *Und er sprach: Darum habe ich euch gesagt: Niemand kann zu mir kommen, es sei ihm denn von meinem Vater gegeben.* ⁶⁶ *Von da an gingen seiner Jünger viele hinter sich und wandelten hinfort nicht mehr mit ihm.*

67 Da sprach Jesus zu den Zwölfen: Wollt ihr auch weggehen? 68 Da antwortete ihm Simon Petrus: HERR, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; 69 und wir haben geglaubt und erkannt, dass du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. 70 Jesus antwortete ihnen: Habe ich nicht euch Zwölf erwählt? Und euer einer ist ein Teufel! 71 Er redete aber von dem Judas, Simons Sohn, Ischariot; der verriet ihn hernach, und war der Zwölfe einer. Johannes 6,1-71

Keiner unter den Beteiligten zweifelt daran, dass Jesus durch sein vollmächtig schaffendes Wort aus den fünf Broten und zwei Fischen Nahrung genug für die fünftausend Mann gewirkt hat. Die eingetretene Sättigung redet jene Tatsachensprache, die keinem Widerspruch Raum gewährt. Ja, wäre das Mahl nicht in so selbstverständlicher Schlichtheit, fast Natürlichkeit, wie an einem grossen Tisch, vor sich gegangen, sie hätten an das Wunder denken müssen, von dem die alten Urkunden erzählen, da Gott in der Wüste Manna hat vom Himmel fallen lassen. Sollen wir etwa an einem Geschehen zweifeln, das die Beteiligten als Tatsache hinnehmen? Trauen wir etwa dem, der dort vor den fünftausend Männern steht, weniger zu als der Teufel, der genau weiss, dass der dort nicht nur aus fünf Broten und zwei Fischen, sondern aus Steinen Nahrung zu bereiten vermag?

Aber nun bleibt das Zeichen, das hier der Retter der Welt tut, der als Wort von Anfang an bei Gott war und durch den alle Dinge gemacht sind, nun bleibt dies Zeichen seiner Schöpfer- und Erlöser-Macht nicht bei der einen Wirkung, dass die Beteiligten dadurch Sättigung erfahren. Jesu Schöpfungstat löst sozusagen prompt und folgerichtig eine zweite Wirkung aus, und dieser anderen Nachwirkung müssen wir hier unsere Aufmerksamkeit schenken. Die Teilnehmer, die das grosse Mahl miterlebt haben, erkennen: Hier ist einer gekommen, der tatsächlich «mehr kann als Brot essen», der kann Brot schaffen. Darum ist er unser Mann. Die fünftausend sind

durch das Speisungswunder sozusagen schlagartig zu einem einzigen Willen zusammengeschweisst. Sie erheben sich wie ein Mann. Und vulkanartig bricht aus ihnen heraus das stürmische Begehren: Der und keiner sonst. Der Mann, der Brot schafft, muss unser König werden. Jener fast unheimliche Geist der Einigkeit, jener naturhaft-beängstigende Gesamtwille, man nennt das heute Kollektiv oder Masse, streckt hier seine gespenstische Hand nach Jesus. Sie wollen ihn, wenn möglich unter Anwendung begeisterter Gewalt, zum König erheben. So bricht ein Volk auf und reisst an sich seinen Herzog, wenn sich im rechten Augenblick ein solcher findet. Die Evangelisten betonen, und das ist nicht von ungefähr, dass diese fünftausend Teilnehmer Männer waren. Männer! Eine Männerbewegung ist hier aufgebrochen, und es fehlt ihnen nichts mehr als das geeignete Oberhaupt. Sie suchen ihn. Sie bewachen ihn. Sie laufen ihm nach um den See herum. So wie das schwärmende Bienenvolk sich um die Königin drängt und sie trägt und hebt, und die Königin wiederum schweisst die nach Tausenden zählende Bienen- traube zusammen, so schwärmen diese fünftausend Mann, möchten ihn umfassen und tragen und möchten hinwiederum durch ihn getragen sein und geführt werden, wohin er sie führen will. Und sie sind gewiss, diese fünftausend, es werden bald nicht mehr nur fünftausend sein, sondern fünfzigtausend, fünfhunderttausend, das ganze Volk wird den Mann auf seinen Schultern tragen, der sagen kann: Ich schaff's! Ich schaffe Brot.

Und wir fragen: Ist das nicht begreiflich? Ist es nicht das Allernatürlichste und Selbstverständlichste, was hier geschieht? Denken wir etwa anders als diese fünftausend Mann? Halten wir's nicht mit einer Regierung, die endlich einmal dafür sorgen könnte, dass jeder Arbeit hätte und Brot? Dass die Arbeitslosen endlich einmal und für immer von den Gassen verschwinden? Und ist nicht das unsere Sorge, unsere eine Sorge, es könnte nach diesem unseligen

Krieg wieder Arbeitslose geben? Haben wir uns in diesen Jahren der grossen wirtschaftlichen Verlegenheit nicht immer und immer wieder fast die Augen ausgeschaut nach Männern und nach einem Mann, der Brot schaffen könnte? Und nicht nur unser Volk, alle Völker der Erde möchten noch so gerne huldigen dem Mann, der endlich einmal diese Frage lösen könnte, die Brot-und-Arbeit-Frage. Und wir fragen noch einmal: Ist denn das nicht begreiflich? Oder gar: Ist es falsch? Was sollte daran falsch und verwerflich sein, wenn man vom Retter der Welt erwartet, dass er einem helfe in den Nöten, dort, wo einem der Riemen engt und der Schuh drückt? Dass er einen beispielsweise beruflich fördere? Dass er einem helfe, den Alltag besser auszunutzen, konzentrierter und besonnener arbeiten zu können, sich weniger über den Vorgesetzten zu ärgern oder über den Untergebenen aufzuregen! Ist das denn so falsch und verwerflich, wenn man mit diesem Jesus die erfreuliche Erfahrung machen kann, dass er die armen Nerven zu stärken vermag! Wie sollte man nicht Christus zum König und Herrn des Alltags erheben, wenn man dadurch seinen Kindern eine geduldigere Mutter wird und ein verständnisvollerer Vater? Wie sollte man nicht Christus auf den Schild erheben, weil er es fertig gebracht hat, die schiffbrüchige Ehe zu sanieren? Er selber gibt uns ja die Erlaubnis und muntert uns auf dazu, ihn so recht in unseren Alltag hineinzuholen, ist er es doch selber, der uns beten lehrte: «Gib uns heute unser täglich Brot», das heisst, alles, was der Mensch zum Leben braucht: Gesundheit, Brot, häuslicher Frieden und Ruhe und Ordnung im Land. Und er selber heilt ja doch auch Kranke und Leidende Leibes und der Seele. Und just gerade dadurch, dass er diesen 5'000 Männern Brot verschafft in der Wüste, zeigt er es von neuem, dass er wohl weiss, was der Mensch zum Leben braucht.

Aber nun geschieht es eben trotz allem, dass der Herr sich dem Zugriff der Fünftausend entzieht. Er weiss, dass der

Mensch vom Brote lebt, aber nicht nur vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Mund Gottes geht. Weil sie nur Brot von ihm wollen, nicht aber seine lebendigen Worte, darum entzieht er sich ihnen. Matthäus sagt an dieser Stelle, Jesus habe an jenem Abend nach der Speisung die Jünger geradezu ins Schiff getrieben, obschon die Nacht hereinfiel und ihnen der Wind entgegenstand. Und er selber entzieht sich ihnen dorthin, wo sie ihn nicht finden, und geht in jener Nacht einen Pfad, auf dem ihm kein Mensch folgen wird. Diese Flucht wird ihm nicht leicht, weil er ja weiss, dass der Mensch vom Brote lebt. Erst am Tag darauf treffen sie ihn wieder, und zwar an einem Ort, der für ihn eine Art Schutz bedeutet vor ihrem begeisterten Begehren, dort in der Synagoge von Kapernaum. In der Synagoge werden sie ihn kaum zum König erheben!

Da in der Synagoge kommt es nun zur Auseinandersetzung zwischen ihm und den Wortführern der fünftausend. An dieser Auseinandersetzung Jesu mit den fünftausend – und die sind ja wir – fällt auf, wie barmherzig, wie geduldig und wie menschenfreundlich er ist mit dem Volk, das Brot haben will und leben möchte. Wie gibt er sich Mühe mit ihnen! Keine Zeit ist ihm zu lang. Seine Geduld reisst nicht. Immer von neuem geht er wieder ein auf ihre Fragen und Erwiderungen, Zweifel und Nöte. Ach, so müsste man reden können mit dem Mann, der Brot will, weil er leben muss. Und noch eines fällt hier bei diesem Gespräch in der Synagoge auf: Er redet mit ihnen in der Sprache, die sie verstehen. Er redet mit ihnen von Essen und Trinken, von Brot, von Fleisch und Blut, von Speis und Trank, von Hungern und Dürsten und vom Leben. Er spricht hier die Sprache, die einzig sie fassen können. Das ist Jesu Menschenfreundlichkeit mit dem Mann, der Brot haben will, weil er leben muss.

Und nun ist das erste, was er sozusagen als Ausgangspunkt des Kampfes feststellt, die Frage: Nicht wahr, ihr habt mich gesucht, weil ihr dort in der Wüste Brot bekommen habt von

mir und weil ihr darüber satt geworden seid? Auf diese Frage geben sie ihm keine Antwort, das heisst, keine Antwort ist auch eine Antwort: Ja, so ist es. Und drauf fährt er fort und sagt: Ich habe euch noch eine andere Speise, eine, die wertvoller ist als die von gestern abends. Darauf fragen sie ihn: Wie sollen wir uns solch wertvollere Speise verschaffen? Und er gibt ihnen die Antwort: Ihr müsst sie nicht schaffen, der Vater im Himmel verschafft euch die ewige Speise, nehmt sie nur an, glaubt an den, den Gott gesandt hat – glaubt! Aber nun kommt wiederum die ganze Hilflosigkeit dieser fünftausend – und die sind ja wir – an den Tag. Wie sollen wir glauben, wenn wir nicht sehen können? Sehen, sehen möchten wir, nicht glauben. Wie hatten es unsere Vorfahren gut! Die konnten sehen, wie Brot vom Himmel fällt. «Unsere Väter haben Manna gegessen in der Wüste, wie geschrieben steht: Er gab ihnen Brot vom Himmel zu essen.» Brot vom Himmel, Himmelsbrot, eben das möchte ich euch ja geben. Und darauf sagen sie halb misstrauisch, halb neugierig: «Gib uns allewege solch Brot.» Und nun sagt er es klar heraus: «Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern, und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten.» Nicht weniger will ich euch geben, als der Vater euren Vätern gab, als er Manna fallen liess dort in der Wüste, sondern mehr will ich euch geben: «Eure Väter haben Manna gegessen in der Wüste und sind gestorben.» Viele, viele Völker haben Brot gegessen und sind dann doch den Weg allen Fleisches gegangen. Ich aber bin das lebendige Brot: «Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben. Ich bin das Brot des Lebens.»

Sie haben ihn zum König machen wollen, sie haben ihn zu dem machen wollen, was andere auch sind, sie haben aus ihm den machen wollen, der einfach «Brot auf den Laden» schafft. Aber das konnte ein Pharao zu Josephs Zeiten auch. Das konnte auch ein Nebukadnezar in den Tagen Daniels. Ein Kaiser Augustus kann das auch, «Brot auf den Laden»

legen. Aber ich will etwas schaffen, das niemand sonst kann, weder Kaiser noch König, ich will euch ewiges Leben geben. O schaltet mich doch nicht gleich mit den Grossen dieser Welt. Reiht mich doch nicht ein unter die gnädigen Brotherren dieser Erde. Ich kann euch geben, was kein Brotherr euch verschaffen wird. Um euretwillen habe ich mich eurer Königskrönung entzogen. Ihr wäret die Betrogenen gewesen, hätte ich eurem Drängen nachgegeben. Ihr hättet um ein zeitliches Linsengericht das ewige Erbe in den Wind geschlagen, hätte ich mich nach eurem Willen zum König krönen lassen, denn ich bin mehr, ich bin das Brot des Lebens.

Und überhaupt, er hat es gar nicht nötig, dass fünftausend Männer ihn zum König machen. Er ist es schon und braucht es nicht erst noch zu werden. Er ist nicht König von der Menschen Gnaden, sondern König von Gottes Gnaden allein. Ihn braucht kein Mensch mehr auf den Schild zu heben, er ist bereits auf einen Schild erhoben, und es sind die Engel des Vaters, die diesen Schild tragen: «Alles, was mir mein Vater gibt, das kommt zu mir, und wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinaus stossen. Denn ich bin nicht vom Himmel gekommen, dass ich meinen Willen tue, sondern des, der mich gesandt hat, dass ich nichts verliere von allem, das er mir gegeben hat, sondern dass ich's auferwecke am Jüngsten Tag.» Das ist der König, der einzig von des Himmels Gnaden regiert. Und sollte einem nun immer noch nicht klar sein, dass man an diesen König einzig glauben kann, dann muss er nun eine noch deutlichere Sprache reden. Er selber, er, vom Vater gekommen, wird nach dem Willen des Vaters sterben. Und dieses Sterben wird für alle, die daran glauben, Speise und Trank sein ins ewige Leben hinein. Mein Fleisch wird gebrochen, mein Blut wird vergossen werden, und davon werden die Völker leben. Im Glauben werdet ihr mein Fleisch essen, im Glauben werdet ihr mein Blut trinken, und das wird euer Leben sein. Was für ein seltsamer König! Er bietet das ewige Leben an, indem er sagt: Ich werde sterben.

Gerade umgekehrt wie andere Könige. Die Könige dieser Welt verlangen das Fleisch und das Blut ihrer Untertanen. Der König dort am See Genezareth aber bietet seinen Untertanen sein eigen Fleisch und Blut an: «Und das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt.» Wer mich isset – im Glauben –, der wird auch leben um meinetwillen.

Und nun hat auch diese Auseinandersetzung eine Wirkung auf die Hörer, aber eine andere als vorher das Speisungszeichen in der Wüste. Nachdem er ihnen so deutlich gesagt hat: Ich bin das ewige Leben, wer mich isset, wer mich im Glauben in sich aufnimmt, der wird leben. Nachdem er ihnen sich selber anbietet, heisst es, «murrten» und, heisst es weiter, «zankten» sie. Sie, die ihn nach jener Speisung zum König erheben wollten, sie werden ihn kreuzigen helfen, weil er zwar ein Brotherr ist, aber mehr als das, der Retter der Welt.

Und auch seine Begleiter sagen: «Das ist eine harte Rede. Wer kann sie hören?» «Von dem an gingen seiner Jünger viele hinter sich und wandelten hinfort nicht mehr mit ihm.» Und wir fragen noch einmal: Verwundert uns das? Ist es nicht für jeden unter uns das grosse Ärgernis, dass dieser Christus so das Leben anbietet, dass er stirbt? Dass dieser Christus wohl Brot geben kann, dass aber, wer nur Brot von ihm will, ihn nicht bekommt? Ja, wer hier nicht Ärgernis in sich hochkommen spürt, der hat vielleicht die Worte dieses Kapitels nicht begriffen. Es ist bezeichnend, dass ein frommer Ausleger dieser Stelle, Johann Albrecht Bengel, gegen Schluss dieses Kapitels plötzlich die Auslegung unterbricht und bittet: «Herr Jesus, erhalte mich im Glauben, dass ich mich an keinem deiner Worte ärgern möge, auch wenn ich mich nicht in alles finden kann.» Das nennt man ehrlich gesprochen. Wir sind durch dies Kapitel tatsächlich gefragt, ob wir ja sagen zu Jesus, auch dann, wenn er uns und unserem Volk nicht so hilft, wie wir meinen, dass er uns helfen müsste, sondern so, wie er uns helfen will. Ob wir auch dann

bereit sind, auf ihn zu hören und ihm zu folgen, wenn uns nichts, aber auch gar nichts bleibt als der Glaube allein, der Glaube, dass er das Brot des Lebens ist. Mag sein, dass einer in den kommenden Festtagen leer und arm zum Tisch des Herrn treten wird, um den Kelch zu trinken und das Brot zu essen, ohne etwas fühlen zu dürfen, und dennoch an ihn glaubt, ja, eben – glaubt!

Von da an gingen viele hinter sich und wandelten hinfort nicht mehr mit ihm. Zuletzt bleiben noch zwölf. Wie lange diese bleiben, wissen wir. Es kam der Tag, da sie sich alle ärgerten. Sie alle, auch die Zwölf, haben einen Tag, da sie auf Seiten der fünftausend stehen und ihren Meister nicht mehr begreifen. Am Eingang dieses Kapitels waren es fünftausend, am Schluss stehen noch zwölf da; und einer unter ihnen ist ein Verräter. Zu diesen Zwölfen hören wir ihn das königliche Wort sagen: «Wollt ihr auch weggehen?» Wenn ihr auch noch geht, ein König bin ich doch. So sehr ist er nicht König nach unserem Willen, so sehr ruht er nicht auf unserem Schild und auf unseren Schultern. Er ist der König, den Gott zum König macht.

Damit, dass er das Ansinnen der fünftausend von sich weist, bleibt Jesus in der Linie, die Gott seinem Königtum auf Erden von alters her gezogen hat. Wir lesen eben jetzt in der Sonntagskinderlehre jene aufschlussreichen Kapitel im ersten Samuelbuch (Kap. 6-10), wo plötzlich das Volk vor den Richterpropheten hintritt und sagt: Wir wollen von jetzt an auch, wie die Völker, einen König haben. Samuel erschrickt und wird still vor Gott. Bis dahin hat das Gottesvolk keine Könige gehabt, nur die Heiden, nur die Nationen hatten Könige. Nun soll Gottes Sache sozusagen «verstaatlicht» werden. Gott warnt sein Volk durch den Propheten, indem er ihm sagen lässt: Einen König fordern, heisst, von Gott abfallen. Eure besten Weinberge, Ölgärten und Getreidefelder, eure Söhne und Töchter werdet ihr eurem König geben müssen, wenn ihr einen wollt. Aber sie beharren trotz dieser

Warnung auf ihrem Willen. Und da sagte Gott: «Wohlan, ihr wünscht einen König, ihr sollt hinfort einen König haben», einen König mit allem, was man damit in Kauf nimmt.

So wollen jene fünftausend einen König haben, wollen Gottes Königtum der Welt gleichschalten. Aber er, der König aller Könige, bleibt frei und geht statt auf ihren Schild ans Kreuz, das ihm der Vater bereitet hat. Christus bleibt frei. O Gott, Christus bleibt frei, auch wenn fünf Millionen oder fünfhundert Millionen ihn zum König machen wollen. Und wer an ihn glaubt, den nimmt er hinein in seine Freiheit.

Jesus in Jerusalem auf dem Laubhüttenfest

¹ Darnach zog Jesus umher in Galiläa; denn er wollte nicht in Judäa umherziehen, darum dass ihm die Juden nach dem Leben stellten. ² Es war aber nahe der Juden Fest, die Laubhütten. ³ Da sprachen seine Brüder zu ihm: Mache dich auf von dannen und gehe nach Judäa, auf dass auch deine Jünger sehen, die Werke die du tust. ⁴ Niemand tut etwas im Verborgenen und will doch frei offenbar sein. Tust du solches, so offenbare dich vor der Welt. ⁵ Denn auch seine Brüder glaubten nicht an ihn. ⁶ Da spricht Jesus zu ihnen: Meine Zeit ist noch nicht hier; eure Zeit aber ist allewege. ⁷ Die Welt kann euch nicht hassen; mich aber hasst sie, denn ich zeuge von ihr, dass ihre Werke böse sind. ⁸ Gehet ihr hinauf auf dieses Fest; ich will noch nicht hinaufgehen auf dieses Fest, denn meine Zeit ist noch nicht erfüllt. ⁹ Da er aber das zu ihnen gesagt, blieb er in Galiläa. ¹⁰ Als aber seine Brüder waren hinaufgegangen, da ging er auch hinauf zu dem Fest, nicht offenbar, sondern wie heimlich. ¹¹ Da suchten ihn die Juden am Fest und sprachen: Wo ist der? ¹² Und es war ein grosses Gemurmel unter dem Volk. Etliche sprachen: Er ist fromm; die andern aber sprachen: Nein, er verführt das Volk. ¹³ Niemand aber redete frei von ihm um der Furcht willen vor den Juden.

¹⁴ Aber mitten im Fest ging Jesus hinauf in den Tempel und lehrte. ¹⁵ Und die Juden verwunderten sich und sprachen: Wie kann dieser die Schrift, so er sie doch nicht gelernt hat? ¹⁶ Jesus antwortete ihnen und sprach: Meine Lehre ist nicht mein, sondern des, der mich gesandt hat. ¹⁷ So jemand will des Willen tun, der wird innewerden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede. ¹⁸ Wer von sich selbst redet, der sucht seine eigene Ehre; wer aber sucht die Ehre des, der ihn gesandt hat, der ist

wahrhaftig, und ist keine Ungerechtigkeit an ihm. ¹⁹ Hat euch nicht Mose das Gesetz gegeben? und niemand unter euch tut das Gesetz. Warum sucht ihr mich zu töten? ²⁰ Das Volk antwortete und sprach: Du hast den Teufel; wer versucht dich zu töten? ²¹ Jesus antwortete und sprach: Ein einziges Werk habe ich getan, und es wundert euch alle. ²² Mose hat euch darum gegeben die Beschneidung, nicht dass sie von Mose kommt, sondern von den Vätern, und ihr beschneidet den Menschen am Sabbat. ²³ So ein Mensch die Beschneidung annimmt am Sabbat, auf dass nicht das Gesetz Mose's gebrochen werde, zürnet ihr denn über mich, dass ich den ganzen Menschen habe am Sabbat gesund gemacht? ²⁴ Richtet nicht nach dem Ansehen, sondern richtet ein rechtes Gericht.

²⁵ Da sprachen etliche aus Jerusalem: Ist das nicht der, den sie suchten zu töten? ²⁶ Und siehe zu, er redet frei, und sie sagen nichts. Erkennen unsere Obersten nun gewiss, dass er gewiss Christus sei? ²⁷ Doch wir wissen, woher dieser ist; wenn aber Christus kommen wird, so wird niemand wissen, woher er ist. ²⁸ Da rief Jesus im Tempel und sprach: Ja, ihr kennet mich und wisset, woher ich bin; und von mir selbst bin ich nicht gekommen, sondern es ist ein Wahrhaftiger, der mich gesandt hat, welchen ihr nicht kennet. ²⁹ Ich kenne ihn aber; denn ich bin von ihm, und er hat mich gesandt. ³⁰ Da suchten sie ihn zu greifen; aber niemand legte die Hand an ihn, denn seine Stunde war noch nicht gekommen. ³¹ Aber viele vom Volk glaubten an ihn und sprachen: Wenn Christus kommen wird, wird er auch mehr Zeichen tun, denn dieser tut? ³² Und es kam vor die Pharisäer, dass das Volk solches von ihm murmelte. Da sandten die Pharisäer und Hohenpriester Knechte aus, dass sie ihn griffen. ³³ Da sprach Jesus zu ihnen: Ich bin noch eine kleine Zeit bei euch, und dann gehe ich hin zu dem, der mich gesandt hat. ³⁴ Ihr werdet mich suchen, und nicht finden; und wo ich bin, könnet ihr nicht hinkommen.

³⁵ *Da sprachen die Juden untereinander: Wo soll dieser hingehen, dass wir ihn nicht finden sollen? Will er zu den Zerstreuten unter den Griechen gehen und die Griechen lehren?* ³⁶ *Was ist das für eine Rede, dass er sagte: "Ihr werdet mich suchen, und nicht finden; und wo ich bin, da könnet ihr nicht hinkommen"?*

³⁷ *Aber am letzten Tage des Festes, der am herrlichsten war, trat Jesus auf, rief und sprach: Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke!* ³⁸ *Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen.* ³⁹ *Das sagte er aber von dem Geist, welchen empfangen sollten, die an ihn glaubten; denn der Heilige Geist war noch nicht da, denn Jesus war noch nicht verklärt.* ⁴⁰ *Viele nun vom Volk, die diese Rede hörten, sprachen: Dieser ist wahrlich der Prophet.* ⁴¹ *Andere sprachen: Er ist Christus. Etliche aber sprachen: Soll Christus aus Galiläa kommen?* ⁴² *Spricht nicht die Schrift: von dem Samen Davids und aus dem Flecken Bethlehem, da David war, soll Christus kommen?* ⁴³ *Also ward eine Zwietracht unter dem Volk über ihn.*

⁴⁴ *Es wollten aber etliche ihn greifen; aber niemand legte die Hand an ihn.* ⁴⁵ *Die Knechte kamen zu den Hohepriestern und Pharisäern; und sie sprachen zu ihnen: Warum habt ihr ihn nicht gebracht?* ⁴⁶ *Die Knechte antworteten: Es hat nie ein Mensch also geredet wie dieser Mensch.* ⁴⁷ *Da antworteten ihnen die Pharisäer: Seid ihr auch verführt?* ⁴⁸ *Glaubt auch irgendein Oberster oder Pharisäer an ihn?* ⁴⁹ *Sondern das Volk, das nichts vom Gesetz weiss, ist verflucht.* ⁵⁰ *Spricht zu ihnen Nikodemus, der bei der Nacht zu ihm kam, welcher einer unter ihnen war: ⁵¹ Richtet unser Gesetz auch einen Menschen, ehe man ihn verhört und erkennt, was er tut?* ⁵² *Sie antworteten und sprachen zu ihm: Bist du auch ein Galiläer? Forste und siehe, aus Galiläa steht kein Prophet auf.* ⁵³ *Und ein jeglicher ging also heim. Johannes 7,1-53*

Lassen wir uns durch das scheinbare Durcheinander dieses Kapitels nicht zu sehr beeindrucken. Es herrscht hier eben Festbetrieb. Sah solcher je anders aus? Wer sich nun freilich die Mühe nimmt, einen einigermaßen ordnenden Überblick über dieses Getümmel zu erhalten, dem fällt es nicht allzu schwer, darin drei ganz bestimmte, klar voneinander unterscheidbare Menschengruppen zu erkennen. Da sind einmal die Brüder Jesu, seine Nächsten. Dann «das Volk, das nichts vom Gesetz weiss», das Stadt- und Landvolk. Und dann als dritte Gruppe die Pharisäer und Schriftgelehrten und ihre Helfer; es gehört zur Eigenart der Sprache des vierten Evangelisten, dass er diese dünne, aber einflussreiche Oberschicht Israels einfach kurzerhand «die Juden» zu nennen pflegt. Die Brüder, das Volk und «die Juden». Wenn wir nun versuchen, uns diese drei Gruppen etwas näher anzuschauen, dann könnte es allerdings geschehen, dass wir auf einmal innerwerden, wie schlecht uns gerade hier die Rolle von blossen Zuschauern liegt, weil wir in Wirklichkeit selber mitten unter den Beteiligten stehen. Ja es könnte passieren, was jenem alten Soldaten widerfuhr, als er vor der Leinwand sass, um gemütlich Lichtbilder aus der Grenzbesetzungszeit anzuschauen, und plötzlich in einer der Gruppen sich selber leibhaftig daherdefilieren sah, so dass er in der ersten Überraschung sich nicht enthalten konnte, halblaut in den Zuschauerraum hinaus zu rufen: «Der dort bin ich!»

Die Brüder wollen Jesus aufs Fest nach Jerusalem dirigieren. Es ist das Laubhüttenfest im Herbst vor seiner Kreuzigung. Sie tragen schwer daran, dass er sein Pfund in den weltabgelegenen Winkeln Galiläas vergräbt. Sie empfinden es als sünd und schad, dass er sich nicht ein grösseres Publikum verschafft. Sie haben es endlich einmal satt, immer und immer wieder unter den Anschuldigungen und Verunglimpfungen, die ihrem Bruder widerfahren, leiden zu müssen. Sie möchten im Gegenteil sich lieber sünnelen (sonnen) im Glanz eines allgemein beliebten und hochgeschätzten

Verwandten: «Da sprachen seine Brüder zu ihm: Mache dich auf von dannen und gehe nach Judäa, auf dass auch deine Jünger sehen die Werke, die du tust. Niemand tut etwas im Verborgenen und will doch frei offenbar sein. Tust du solches, so offenbare dich vor der Welt.»

Jesus weiss, dass er auf dieses Fest gehen wird. Aber er erkennt im Ansinnen seiner Brüder etwas von dem, was Petrus meinte, als er ihn vom Leidensweg abzuhalten versuchte, worin Jesus eine Versuchung Satans erblicken musste, desselben Satans, der ihn gleich am Anfang seines Erlöserwerkes auf die Tempelzinne führte, damit er sich dort hinunterstürze. Jesus wird hinaufgehen, aber anders, als seine Brüder es meinen. Er wird aufs Fest gehen, nicht um sich beliebt zu machen und den Glanz seines Hauses zu mehren, sondern um gehasst zu werden von jedermann. Darum distanziert er sich von den Brüdern und lehnt den gemeinsamen Hinweg ab. Johannes macht dazu die kurze Bemerkung: «Denn auch seine Brüder glaubten nicht an ihn.» Glauben etwa *wir* an ihn?

Glauben *wir* an den Jesus, der zu seinen Brüdern sagt: «Die Welt kann euch nicht hassen, mich aber hasst sie, denn ich zeuge von ihr, dass ihre Werke böse sind»? Oder halten wir's nicht alle heimlich mit den Brüdern, die ihn zwar wohl lieben, die ihn wohl gern ihren Bruder nennen, aber nur solange er ihnen nützt, nur solange er mit ihnen eben aufs Fest kommt, so wie sie es meinen? Stehen wir nicht alle – wir wollen doch ganz ehrlich sein! – immer wieder in der Versuchung, Jesus im Sinn und Geist der Brüder den Gang aufs Fest zuzumuten? O dieser Jesus, der gerade gut genug ist, um mit uns aufs Fest zu kommen, unsere Volks- und Familienfeste verschönern zu helfen! O dieser Jesus beim Tauffest, dieser Jesus am Konfirmationssessen, dieser Jesus beim Begräbnischmaus! Gerade so weit ist uns sein Mitkommen genehm, aber weiter reicht's nicht. O dieser Festtags-Jesus, gerade gut genug, als Hängeschild voran getragen zu werden bei allerlei

Feiern und glanzvollen politischen und kirchenpolitischen Paraden! Hat wohl Jesus Freude, wenn jetzt wieder anlässlich der Beerdigungsfeiern für den verstorbenen Papst in allen Ländern jene hochpolitischen Feiern stattfinden mit einer Diplomatie voll Vertragsbruch auf den vordersten Bänken? Kann Jesus Freude daran haben, wenn jetzt Dankgottesdienste – heimlich nicht nur katholische! – Dankgottesdienste abgehalten werden dafür, dass die andalusischen Schafhirten und die Fabrikler in Barcelona wieder den Mund in den Staub stecken müssen und wieder einmal aufs Dach bekommen haben? O dieser Jesus, den wir zum Mitkommen auf unsere Feste nötigen! Er distanziert sich von unseren Festen: «Geht *ihr* hinauf aufs Fest; ich gehe nicht hinauf auf dieses Fest, meine Zeit ist noch nicht erfüllt.»

Ihr Angefochtenen – hat es Angefochtene hier? –, ihr, die ihr über eine götzendienerische Kirche, und wahrlich nicht nur über die katholische! Anfechtung erduldet, Christus ist lange nicht überall dabei, wo man seinen Namen im Schilde führt. Und wenn wir ihn am Anfang unserer Feste und am Ende unserer Feste und zwischenhinein noch hundertmal beim Namen rufen, ist das noch lange kein Beweis dafür, dass er dabei ist. Man kann wohl seinen Namen missbrauchend heranziehen, ihn selber aber nicht. Jesus entscheidet, und nicht seine Brüder, wo und wie und wann er auf dem Fest sein will und wo und wie und wann eben nicht. An Jesus verzweifelt nicht! Ihr habt nicht das Recht, an ihm zu verzweifeln, an dem Jesus, der ja dann schliesslich, als seine Zeit erfüllt war, auf jenes andere Fest hinaufgegangen ist, aber eben als der, der die Bosheit der Welt und die Bosheit einer weltförmig gewordenen Kirche offenbar macht und darum gehasst wird von ihr und gekreuzigt wird durch sie. Dort die gekreuzigte Wahrheit, dort die gekreuzigte Liebe, dort die gekreuzigte Gerechtigkeit, sie ist jetzt unser Trost und Halt.

Die zweite Gruppe an jenem Laubhüttenfest ist das Volk, von dem die Obersten sagen, es sei verflucht, wisse nichts

vom Gesetz und habe darum zu schweigen. Das ahnungslose, das in der Tat unwissende Volk, das wenig weiss von den Anschlägen seiner Obersten, das darum sagen kann: «Du hast den Teufel, wer sucht dich zu töten?» Das furchtsame Volk, das tatsächlich schweigt, und wenn es redet, dann ist seine Sprache Murren und Munkeln: «Niemand aber redete frei von ihm, aus Furcht vor den Juden.» Das Volk, haltlos und schwach. Es munkelt viel und handelt nicht. Es ist ein schwankes Rohr, durch leichte Winde hin- und hergezogen, umgetrieben zwischen dem, was dieser sagt, und zwischen dem, was jener schreibt: «Es war ein grosses Gemurmel von ihm unter dem Volk. Etliche sprachen: Er ist fromm. Die andern aber sprachen: Nein, denn er verführt das Volk.» Kann man Gegensätzlicheres über einen sagen? «Da sprachen etliche aus Jerusalem: Ist das nicht der, den sie suchten zu töten? Und siehe zu, er redet frei, und sie sagen ihm nichts. Erkennen unsere Obersten nun gewiss, dass er gewiss Gottes Sohn sei?» Welch ein Mass von lenksamer Gutgläubigkeit! War das Volk je anders? Es ist zu haben zu Beidem, zum Hosianna und zum Kreuzige. Denn schon wieder kommt das Schwanken: «Doch wir wissen, woher dieser ist; wenn aber Christus kommen wird, so wird niemand wissen, woher er ist.» So schwankt das Volk, so schwankt es durch die Jahrtausende: «Viele nun vom Volk, die diese Rede hörten, sprachen: Dieser ist wahrlich der Prophet. Andere sprachen: Er ist Christus. Etliche aber sprachen: Soll Christus aus Galiläa kommen? Spricht nicht die Schrift: Aus dem Stamm Davids und aus dem Flecken Bethlehem, da David war, soll Christus kommen? Also ward eine Zwietracht unter dem Volk über ihn.» So spricht das Volk. So sprach es immer.

Grosse Diskussion über ihn, aber ach, keine Entscheidung. Keine einzige Aussage des Volkes ist eindeutig. Darum ist das Volk so ahnungslos, darum ist es so schwach, darum ist es so schwankend, so ängstlich und so uneins, weil es wohl

über Christus diskutiert, nicht aber sich hineinrufen lässt in seine Nachfolge. Lassen wir uns das gesagt sein: Ein Volk, das in der Diskussion über Christus stecken bleibt, kann nicht anders als mitsamt seinen Vertretern und Sekretären schwanken und pendeln. Ein Volk, das jahrzehntelang Christus verhöhnt und abgelehnt hat, kann jetzt nicht anders, als mitsamt seinen Häuptionern das Rückgrat verlieren. Solange wir in der Diskussion über Christus stehen bleiben, solange tun wir keinen sicheren Tritt, solange haben wir überhaupt in nichts, weder in Gedanken, Worten noch in Werken, irgendwelche Gewissheit. Es ist ganz auffällig, wie viele Menschen mir in den letzten Wochen begegnet sind, die seit Jahr und Tag an Christus herumlaborieren und werweisen und die immer tiefer versinken in ein Durcheinander von Erwägungen und Erörterungen über ihn. Man möchte sie beim Kragen fassen und schütteln und sagen: Jetzt hör einmal auf mit deinem Gerede über Christus und tu auch nur ein einziges, es mag ein noch so bescheidenes, ja ein lächerlich kleines Schrittlein sein im Gehorsam diesem Christus gegenüber. Eine Fingersbreite realer, wirklicher Gehorsam ist jetzt mehr wert als tausend Kilometer Diskussion über ihn: «So jemand will des Willen tun (der mich gesandt hat), der wird innwerden, ob diese Rede von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede.» Wer noch so gebrechlich Gottes Willen tut, erhält Klarheit über Jesus. Durch Diskussionen aber wird sein Bild vernebelt.

Wenn nun die erste Gruppe, die den Herrn unbedingt am Fest haben will, so aufs Grosse und Ganze gesehen eher auf die katholische Hälfte der heutigen Christenheit zutrifft – ich weiss wahrlich schon, wie sehr sie auch unsere Kirche trifft, alle Ketzerrichterei liegt mir hier fern –, dann sehen wir in der zweiten Gruppe mehr den evangelischen Teil der Christen. In endlosen Unsicherheiten und Meinungsverschiedenheiten über Christus wird unsere evangelische Kirche zermürbt und ausgehöhlt. Wir verzehren unsere Kräfte in

unfruchtbarem Seilziehen zwischen den Richtungen, und über dem kleinen Geplänkel unserer Kirchturmpolitik und unseres Pfarrhausklatsches verlieren wir den Blick auf Gottes grossen Tag: «Also ward eine Zwietracht unter dem Volk über ihn.» Das ist unsere evangelische Schuld. Wir tun darum gut, auch wenn uns, wie wir gesehen haben, so manches auch am Verhalten der anderen unsagbar schmerzt, allen pharisäischen Richtgeist über unsere katholischen Mitbürger daheim zu lassen. Denn unter Jesu Gericht stehen wir alle dort und hier, dort wo es heisst: «Offenbare dich vor der Welt», und hier, wo geschrieben steht: «Da ward eine Zwietracht unter dem Volk über ihn.»

Und nun die dritte Gruppe. Die Pharisäer und Schriftgelehrten. Diese sind sich nun merkwürdig klar und einig darüber, was sie wollen. *Gegen* Gott ist rascher Einigkeit als für ihn. «Die Juden» sind denn in diesem Kapitel auch die eigentlich Aktiven. Noch bevor Jesus überhaupt das Fest betreten hat, sehen wir sie schon auf der Suche hinter ihm her: «Da suchten ihn die Juden am Fest und sprachen: Wo ist der?» Später hören wir von ihnen: «Da suchten sie ihn zu greifen; aber niemand legte die Hand an ihn, denn seine Stunde war noch nicht gekommen.» Als sie aber merkten, dass das Volk unter seinen Einfluss geraten und zu ihm hinüberschwenken könnte, da vernehmen wir: «Und es kam vor die Pharisäer, dass das Volk solches von ihm murmelte. Da sandten die Pharisäer und Hohenpriester Knechte aus, dass sie ihn griffen.» Während die einen mit ihm glänzen und Staat machen wollen, während die anderen über ihn diskutieren und in Zwietracht geraten, ist der Feind am Werk und sucht ihn zu fangen und zu töten.

Aber auch dieser dritten Gruppe gegenüber steht Jesus da. Habt ihr's nicht gemerkt, wie ohnmächtig diese dritte Gruppe trotz ihrer Geschlossenheit Jesus gegenüber sich fühlt? Habt ihr's nicht gehört, was es dort heisst, wo die Knechte zurückkommen, die sie ausgesandt haben? «Die

Knechte kamen zu den Hohepriestern und Pharisäern, und sie sprachen zu ihnen: Warum habt ihr ihn nicht gebracht? Die Knechte antworteten: Es hat nie ein Mensch also geredet wie dieser.» O dass uns dieses Wort geschenkt würde, liebe Gemeinde! Betet nur noch darum, dass uns das Wort so gegeben werde, dass auch heute Knechte unverrichteter Dinge wieder umkehren müssen. Das ist jetzt das eine, was der Christenheit not tut, dass ihr das Wort geschenkt würde, vor dem die ausgesandten Knechte umkehren müssten. Betet nur noch um dieses eine!

Dieser dreifachen Mauer sieht sich Jesus gegenüber an jenem Laubhüttenfest: dem irrgläubigen Wahn, dem kleingläubigen Zweifel und dem Hass des Unglaubens. Seltsame Einheitsfront. Aber nun steht Jesus dieser so seltsam einheitlich gegen ihn stehenden Masse nicht untätig gegenüber. Mitten im Fest, wie aus dem Erdboden gewachsen, steht er da, nachdem er sie, längst bevor er kam, allesamt schon zum voraus beherrschte. Er sitzt im Tempel, im Zentrum, dort, wo die Burg der Feindschaft gegen ihn am stärksten ist. Jesus sitzt dort und lehrt. Als wäre nichts geschehen, lehrt er. Er lehrt mitten im Heerlager seiner Feinde. Er lehrt die alte Botschaft: Vom Vater im Himmel bin ich gesandt, und niemand wird mir ein Haar krümmen können, solange die Stunde des Vaters nicht da ist. Und er lehrt mit Vollmacht, mit der Vollmacht eines Mose, ja mit einer Vollmacht, wie sie vorher nie erkannt worden ist. So wie Mose die Beschneidung dem Volk hat geben dürfen, die Beschneidung, die man am Sabbat vornimmt, so hat Jesus von ganz oben herab die Vollmacht, am Sabbat Menschen zu heilen. Das lehrt er. Und er lehrt weiter: Ich werde hingehen an einen Ort, an den mir keiner von euch folgen wird. Mitten im Fest sitzt er da und lehrt. Der Vater hat ihm gleichsam «einen Tisch bereitet im Angesicht seiner Feinde» (Psalm 23).

Und dann geschieht etwas, eine Überraschung ohnegleichen. «Am letzten Tag der Woche, der am herrlichsten war, trat

Jesus auf und rief.» Am Höhepunkt des Festes wendet sich Jesus mit lauter Stimme an die grosse Öffentlichkeit. Er ruft gegen die dreifache Mauer. Wird von dort eine andere Antwort zurück kommen ausser einem leeren Echo? Er ruft nach jemandem. Nach wem? Wer wird ihn hier noch hören können? Werden sie nicht allesamt verschlossene Ohren haben, der Irrglaube, der Kleinglaube und der Unglaube? Aber Jesus ruft. Darum wird es noch ein Hören geben. Er ruft über den weiten Tempelplatz hin nach einem Menschen, den dürstet: «Ist jemand da, den dürstet?» Mit suchender, lockender, flehender, beschwörender Stimme ruft er: «Ist jemand da, den dürstet? der komme zu mir und trinke!» Ist jemand da, den dürstet? Ist jemand da, der von mir mehr erwartet als Stoff für festliches Fahnentuch? Ist jemand da, der von mir mehr erwartet als Stoff zu Diskussionen, ist jemand da, den dürstet, der komme zu mir und trinke!

Was soll ich anders, als diesen Ruf Jesu in Ehrfurcht und Erschrockenheit aufnehmen und ihn in unseren heutigen Tag hineinrufen, will's Gott auch suchend, lockend, flehend und beschwörend! Sechs Monate nach jenem Ruf am letzten Tag des Laubhüttenfestes wird die Entscheidung gefallen sein. Es gibt Stunden, die ausgekauft sein wollen. Ein paar Monate später kann die Entscheidung gefallen sein. So sollen wir denn auch heute nicht müde werden, zu fragen und zu rufen: Ist jemand da, den dürstet? Der komme zu Jesus und trinke! Ist einer da, der jetzt nicht satt ist? Ist vielleicht einer da, der mit vollen Zügen an den Quellen dieser Welt getrunken hat und der nun daran ist innezuwerden, dass ihm alles, was diese Welt ihm zu bieten hatte, den Durst nicht stillen konnte, dass es mit der Welt ist wie mit dem Schnee: je mehr man mit ihm den Durst löschen will, um so heisser wird der Brand nach mehr. Ist jemand da, den so dürstet, der komme zu Jesus und trinke. Oder ist jemand da, den die Not anderer, die ihm selber noch gar nicht bis an die Zehenspitzen reicht, derart bewegt, dass er sie wie einen seelisch und körperlich

quälenden Durst empfinden muss? Ist jemand da, dem das noch Eindruck macht, dass ein kleiner Flickschneider darüber verzweifelt, dass die Kleiderfabrik ihn bodigt? Ist jemand da, der anders als pharisäisch, sondern im tiefsten vor Gott und Menschen erschrecken muss darüber, dass in der Stadt Basel an jedem Werktag – sechs Werktage hat die Woche! – an jedem Werktag jahraus, jahrein durchschnittlich eine Ehe geschieden wird? Oder ist jemand da, der hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, der einfach nicht anders kann, als Leid zu tragen darüber, dass die Politik Europas in dieser vergangenen Woche das Grab der Wahrheit und vor allem der Gerechtigkeit wieder um einen Spatenstich tiefer geschaufelt hat, der darüber so Leid tragen muss wie um einen nahen Angehörigen? Ist jemand da, der um die Ohnmacht und Zerrissenheit unserer evangelischen Kirche einfach weinen muss? Ist jemand da, den dürstet, der komme zu Jesus und trinke. Wer jetzt bei diesem gekreuzigten und gehassten, um der Wahrheit, um der Gerechtigkeit und der Liebe willen ausgestossenen Jesus nicht Labung sucht – ja, wo sollte er sie dann noch finden? Wenn wir jetzt diesem Einen nicht mehr trauen, was bleibt uns dann noch anderes als die Nacht der Verzweiflung? Wenn einer jetzt, sagen wir einmal nach der Lektüre seiner Tageszeitung, nicht anfängt, die Evangelien hervor zu nehmen und darin zu lesen Tag für Tag, des Morgens und des Abends – wo, wenn nicht in der Heiligen Schrift, soll jetzt auch nur noch ein Tröpflein geistiger Existenzmöglichkeit zu finden sein? Wen da dürstet, der komme zu Jesus und trinke. Er hat's handgreiflich genug angeboten, als er den Kelch in unsere Mitte stellte mit der Weisung: «Trinket alle daraus.»

Wer die Gnade hat, diesen Ruf, der dort am letzten Tage des Festes an alle Welt ergeht, zu hören, an dem geschieht folgendes: «Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen.» Ströme lebendigen Wassers. Ein Strom darf werden, wer den

Anschluss an Jesus Christus sich schenken lässt, nicht nur ein Brunnen, der einzelne stärkt, sondern ein Strom, der eine ganze Gegend der Dürre entreisst. Ströme lebendigen Wassers, Ströme von lauterer Erkenntnis, Ströme von tätiger Nächstenliebe, Ströme von Frieden, Ströme von Freude, Ströme lebendigen Wassers werden von dem ausgehen, der den Anschluss hat an jenen Strom, der sich von Christus her in diese Zeit ergiesst. Christus denkt da an jenen messianischen Strom, der auf Christus hindeutend nach Ezechiel oben beim Altar des Tempels anfängt und sich in die Ebene hinunter ergiesst bis hin zum weiten Meer, an jenen Strom, von dem es dort heisst, dass an ihm Bäume wachsen, die «des Jahres zwölfmal Früchte tragen». «Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fliessen.»

Und nun noch ein Letztes. Der Ruf Jesu nach einem, den dürstet, wird dort tatsächlich gehört. Einer ist da, das zeigt uns der Schluss dieses 7. Kapitels, einer zum mindesten ist da, den dürstet. Und zwar meldet sich dieser ausgerechnet dort, wo ihn niemand gesucht hätte, bei der Gruppe des radikalen Unglaubens, bei der Gruppe des Hasses. Wenn dort einer sich findet, wie sollten nicht unter den beiden anderen Gruppen sich viele finden? Und dieser eine, den nun tatsächlich dürstet, ist Nikodemus. Nikodemus ist der Mann, den nun im tiefsten Sinn evangelisch dürstet. Sein Hunger und Durst geht aufs Letzte und Ganze. Dieser Mann hat vor Durst nicht schlafen können. Bei Sturm und Nacht hat ihn sein Dürsten zu Jesus getrieben. Ein anderer Mensch, ein neuer Nikodemus möchte er werden; er hält es nicht mehr aus, so wie es jetzt um ihn steht. Nikodemus sucht bei Jesus den Frieden, den ihm die Welt, auch die fromme Welt, nicht hat geben können. Zuerst hat auch er es bei Jesus mit einer Diskussion versucht. Es ist daraus die erste und zugleich die letzte Diskussion mit Jesus geworden. Nikodemus hat seinen

Mund bald für anderes gebraucht als zum Diskutieren – zum Trinken.

Und hier wird nun bereits eine erste Frucht dieses seines Kommens und Trinkens sichtbar. Stelle man sich vor, was hier passiert: Nikodemus tritt hervor und legt für Jesus ein Wort ein. Aus der Mauer heraus löst sich ein Stein. Ein Schritt erfolgt, ein noch unbeholfener, ein noch zaghafter, aber es ist ein wirklicher Schritt in der Nachfolge Jesu. Nikodemus riskiert damit nicht weniger als den Ausschluss aus der Partei und die gesellschaftliche Ächtung. «Bist du auch ein Galiläer?» Durch diesen einen Schritt wird Nikodemus zu einem Halt, zu einem Signal, zu einem Hort für viele im Volk. Ist jemand da, den dürstet, wie Nikodemus dürstete, der komme zu Jesus und trinke. «Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.»

Jesus und die Ehebrecherin

¹ Jesus aber ging an den Ölberg. ² Und frühmorgens kam er wieder in den Tempel, und alles Volk kam zu ihm; und er setzte sich und lehrte sie. ³ Aber die Schriftgelehrten und Pharisäer brachten ein Weib zu ihm, im Ehebruch ergriffen, und stellten sie in die Mitte dar ⁴ und sprachen zu ihm: Meister, dies Weib ist ergriffen auf frischer Tat im Ehebruch. ⁵ Mose aber hat uns im Gesetz geboten, solche zu steinigen; was sagst du? ⁶ Das sprachen sie aber, ihn zu versuchen, auf dass sie eine Sache wider ihn hätten. Aber Jesus bückte sich nieder und schrieb mit dem Finger auf die Erde. ⁷ Als sie nun anhielten, ihn zu fragen, richtete er sich auf und sprach zu ihnen: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. ⁸ Und bückte sich wieder nieder und schrieb auf die Erde. ⁹ Da sie aber das hörten, gingen sie hinaus (von ihrem Gewissen überführt), einer nach dem andern, von den Ältesten bis zu den Geringsten; und Jesus ward gelassen allein und das Weib in der Mitte stehend. ¹⁰ Jesus aber richtete sich auf; und da er niemand sah denn das Weib, sprach er zu ihr: Weib, wo sind sie, deine Verkläger? Hat dich niemand verdammt? ¹¹ Sie aber sprach: HERR, niemand. Jesus aber sprach: So verdamme ich dich auch nicht; gehe hin und sündige hinfort nicht mehr!

¹² Da redete Jesus abermals zu ihnen und sprach: Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben. ¹³ Da sprachen die Pharisäer zu ihm: Du zeugst von dir selbst; dein Zeugnis ist nicht wahr. ¹⁴ Jesus antwortete und sprach zu ihnen: So ich von mir selbst zeugen würde, so ist mein Zeugnis wahr; denn ich weiss, woher ich gekommen bin und wohin ich gehe; ihr aber wisst nicht, woher ich komme und wohin ich gehe. ¹⁵ Ihr richtet nach dem Fleisch; ich richte niemand. ¹⁶ So ich aber richte, so ist

mein Gericht recht; denn ich bin nicht allein, sondern ich und der Vater, der mich gesandt hat. ¹⁷ *Auch steht in eurem Gesetz geschrieben, dass zweier Menschen Zeugnis wahr sei.* ¹⁸ *Ich bin's, der ich von mir selbst zeuge; und der Vater, der mich gesandt hat, zeugt auch von mir.* ¹⁹ *Da sprachen sie zu ihm: Wo ist dein Vater? Jesus antwortete: Ihr kennt weder mich noch meinen Vater; wenn ihr mich kenntet, so kenntet ihr auch meinen Vater.* ²⁰ *Diese Worte redete Jesus an dem Gotteskasten, da er lehrte im Tempel; und niemand griff ihn, denn seine Stunde war noch nicht gekommen.*

²¹ *Da sprach Jesus abermals zu ihnen: Ich gehe hinweg, und ihr werdet mich suchen und in eurer Sünde sterben. Wo ich hingehe, da könntet ihr nicht hinkommen.* ²² *Da sprachen die Juden: Will er sich denn selbst töten, dass er spricht: "Wohin ich gehe, da könntet ihr nicht hinkommen"?* ²³ *Und er sprach zu ihnen: Ihr seid von unten her, ich bin von oben her; ihr seid von dieser Welt, ich bin nicht von dieser Welt.* ²⁴ *So habe ich euch gesagt, dass ihr sterben werdet in euren Sünden; denn so ihr nicht glaubt, dass ich es sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden.* ²⁵ *Da sprachen sie zu ihm: Wer bist du denn? Und Jesus sprach zu ihnen: Erstlich der, der ich mit euch rede.* ²⁶ *Ich habe viel von euch zu reden und zu richten; aber der mich gesandt hat, ist wahrhaftig, und was ich von ihm gehört habe, das rede ich vor der Welt.* ²⁷ *Sie verstanden aber nicht, dass er ihnen von dem Vater sagte.* ²⁸ *Da sprach Jesus zu ihnen: Wenn ihr des Menschen Sohn erhöhen werdet, dann werdet ihr erkennen, dass ich es sei und nichts von mir selber tue, sondern wie mich mein Vater gelehrt hat, so rede ich.* ²⁹ *Und der mich gesandt hat, ist mit mir. Der Vater lässt mich nicht allein; denn ich tue allezeit, was ihm gefällt.* ³⁰ *Da er solches redete, glaubten viele an ihn.*

³¹ *Da sprach nun Jesus zu den Juden, die an ihn glaubten: So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger* ³² *und werdet die Wahrheit erkennen, und*

die Wahrheit wird euch frei machen. ³³ Da antworteten sie ihm: Wir sind Abrahams Samen, sind niemals jemandes Knecht gewesen; wie sprichst du denn: "Ihr sollt frei werden"? ³⁴ Jesus antwortete ihnen und sprach: Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht. ³⁵ Der Knecht aber bleibt nicht ewiglich im Hause; der Sohn bleibt ewiglich. ³⁶ So euch nun der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei. ³⁷ Ich weiss wohl, dass ihr Abrahams Samen seid; aber ihr sucht mich zu töten, denn meine Rede findet bei euch keinen Raum. ³⁸ Ich rede, was ich von meinem Vater gesehen habe; so tut ihr, was ihr von eurem Vater gesehen habt. ³⁹ Sie antworteten und sprachen zu ihm: Abraham ist unser Vater. Spricht Jesus zu ihnen: Wenn ihr Abrahams Kinder wärt, so tötet ihr Abrahams Werke. ⁴⁰ Nun aber sucht ihr mich zu töten, einen solchen Menschen, der ich euch die Wahrheit gesagt habe, die ich von Gott gehört habe. Das hat Abraham nicht getan. ⁴¹ Ihr tut eures Vaters Werke. Da sprachen sie zu ihm: Wir sind nicht unehelich geboren, wir haben einen Vater, Gott. ⁴² Jesus sprach zu ihnen: Wäre Gott euer Vater, so liebtet ihr mich; denn ich bin ausgegangen und komme von Gott; denn ich bin nicht von mir selber gekommen, sondern er hat mich gesandt. ⁴³ Warum kennet ihr denn meine Sprache nicht? Denn ihr könnt ja mein Wort nicht hören. ⁴⁴ Ihr seid von dem Vater, dem Teufel, und nach eures Vaters Lust wollt ihr tun. Der ist ein Mörder von Anfang und ist nicht bestanden in der Wahrheit; denn die Wahrheit ist nicht in ihm. Wenn er die Lüge redet, so redet er von seinem Eigenen; denn er ist ein Lügner und ein Vater derselben. ⁴⁵ Ich aber, weil ich die Wahrheit sage, so glaubet ihr mir nicht. ⁴⁶ Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? So ich aber die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? ⁴⁷ Wer von Gott ist, der hört Gottes Worte; darum hört ihr nicht, denn ihr seid nicht von Gott.

48 Da antworteten die Juden und sprachen zu ihm: Sagen wir nicht recht, dass du ein Samariter bist und hast den Teufel? 49 Jesus antwortete: Ich habe keinen Teufel, sondern ich ehre meinen Vater, und ihr unehret mich. 50 Ich suche nicht meine Ehre; es ist aber einer, der sie sucht, und richtet. 51 Wahrlich, wahrlich ich sage euch: So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich. 52 Da sprachen die Juden zu ihm: Nun erkennen wir, dass du den Teufel hast. Abraham ist gestorben und die Propheten, und du sprichst: "So jemand mein Wort hält, der wird den Tod nicht schmecken ewiglich." 53 Bist du denn mehr als unser Vater Abraham, welcher gestorben ist? Und die Propheten sind gestorben. Was machst du aus dir selbst? 54 Jesus antwortete: So ich mich selber ehre, so ist meine Ehre nichts. Es ist aber mein Vater, der mich ehrt, von welchem ihr sprecht, er sei euer Gott; 55 und kennet ihn nicht, ich aber kenne ihn. Und so ich würde sagen: Ich kenne ihn nicht, so würde ich ein Lügner, gleichwie ihr seid. Aber ich kenne ihn und halte sein Wort. 56 Abraham, euer Vater, ward froh, dass er meinen Tag sehen sollte; und er sah ihn und freute sich. 57 Da sprachen die Juden zu ihm: Du bist noch nicht fünfzig Jahre alt und hast Abraham gesehen? 58 Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Ehe denn Abraham ward, bin ich. 59 Da hoben sie Steine auf, dass sie auf ihn würfen. Aber Jesus verbarg sich und ging zum Tempel hinaus.

Johannes 8,1-59

Er sagt nicht: Ich möchte, ich wäre das Licht der Welt, oder: ich will das Licht der Welt werden, oder gar: ich möchte der Welt ein wenig Licht bringen, sondern er sagt: «Ich bin das Licht der Welt.» Es handelt sich also weder um einen Wunsch noch um eine Forderung, sondern um eine Tatsache: Er ist es, er *ist* das Licht der Welt. Ja, im Moment, da der Herr diese majestätische Erklärung erlässt, steht sie bereits in Kraft und Wirkung. So wie ein König, wenn er den

Thron bestiegen hat, zu herrschen anfängt, so fängt der Herr damit, dass er sagt: «Ich bin das Licht der Welt!», zu leuchten an. Es ist bereits Wirklichkeit geworden, was es im ersten Kapitel dieses vierten Evangeliums heisst: «Das Licht scheint in der Finsternis.» Es liegen auch schon Proben dafür vor, dass und mit welcher Leuchtkraft es leuchtet. Wir denken an Jesu Nachtgespräch mit Nikodemus, an die Vorgänge am Jakobsbrunnen und am Siechenteich. Eine solche Probe ist nun auch die Begebenheit mit den Pharisäern und der Ehebrecherin, die da gewiss mit guten Gründen an den Eingang unseres Kapitels gestellt worden ist. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal kurz, was da geschehen ist:

Jesus sitzt am Eingang zum äusseren Vorhof, dort, wo die Opferkästen stehen, und lehrt. Auf einmal wird er durch einen wüsten Aufzug unterbrochen. Schriftgelehrte und Pharisäer bringen eine Frauensperson zu ihm, die sich des Ehebruchs schuldig gemacht hat. Ein besonders krasser Fall. Im Gesetz des Mose steht darauf die Todesstrafe durch Steinigung. Man schleppt die Unglückselige in den Halbkreis der Zuhörer, breitet langfädig und lüstern die Einzelheiten des Vergehens aus und fragt dann Jesus, was nun er zu diesem Fall sage. Sie hoffen, er werde ein mildes Urteil sprechen und sich damit der Auflösung des Gesetzes verdächtig machen, so dass sie, wie es heisst, «eine Sache wider ihn haben könnten». Jesus lässt sich unterbrechen und schweigt. Nun bückt er sich zur Erde und schreibt, als ob die ganze Sache ihn nichts angehe, Zeichen in den Sand. Er hat offenbar nicht im Sinn, die Antwort, die man ihm abluchsen will, zu geben, denn er merkt die Absicht und hält sich zurück. Seine Gegner legen dieses Schweigen als Verlegenheit aus. Sie drängen auf Antwort. Und sie sollen Antwort haben! Auf einmal richtet er sich hoch auf, schaut die Verkläger der Ehebrecherin an, sagt zu ihnen: «Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein nach ihr», bückt sich wieder zur Erde, zeichnet weiter Figuren in den Sand, würdigt sie

keines Blickes mehr, und, nachdem er einige Zeit später wieder aufschaut, sind sie alle weg. In ihrem Gewissen überführt und getroffen, sind sie alle, von den Vornehmsten bis zu den Geringsten, davongeschlichen. Schliesslich ist Jesus allein noch da, und in der Mitte, immer noch am gleichen Fleck, die Frauensperson, und ringsum immer noch die Zuhörer von zuvor. Was darauf noch folgt, wissen wir.

Wahrlich, derjenige, der da am Tempeleingang lehrt, der ist es, er *ist* das Licht der Welt. Es wirkt beinahe unheimlich, dieses Licht. Es wirkt zunächst richtend. Und zwar richtet Jesus nicht so, wie er es den Schriftgelehrten und Pharisäern vorwerfen muss, wenn er über sie sagt: «Ihr richtet nach dem Fleisch.» Sie richten nach dem, was unser natürliches Auge sehen und feststellen kann. Von sich sagt Jesus: «Ich richte niemand (nach dem Fleisch), so ich aber richte, so ist mein Gericht gerecht.» Er richtet von oben, von ganz oben her, er richtet mit dem alles durchdringenden Auge dessen, der «mit rechter Waage wägt». Er richtet nicht nach dem Ansehen der Person, sondern schaut die Herzen an. Sein Licht ist darum «schärfer denn kein zweischneidig Schwert und dringet durch, bis dass es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens». Wahrlich, der Mann, der durch Priesterröcke hindurch zu sehen und zu erkennen vermag, der hat das Recht, zu sagen: «Ihr seid von unten her; ich bin von oben her. Ihr seid von dieser Welt, ich bin nicht von dieser Welt.» Sie haben gemeint, weiss Gott was für ein Heldenstück sie vollbracht hätten damit, dass sie diese arme, schuldige, von ihrer Schuld aber auch bereits gezeichnete und gedemütigte Person ans Licht, ans helle Tageslicht hervorzerren und preisgaben (als ob ein Strassenmädchen nicht schon hervorgezerrt und preisgegeben genug wäre!). Der Heiland beschönigt denn auch das Verbrechen der Frau mit keinem Wort. Sie ist eine Sünderin; aber nun fällt sein Licht nicht nur auf sie, sondern auch auf ihre Verkläger. Und in diesem seinem

Licht verblasst nun freilich auch der saubere Glanz ihrer Tugendmäntel. Die Sonne am Himmel bringt manches Verbrechen, ja die grössten Verbrechen nicht an den Tag. Aber Jesus Christus, das Licht der Welt, diese Sonne, bringt es an den Tag. Alles, alles bringt er an den Tag.

Aber nun passt auf! Nun besteht nämlich die Gefahr, dass wir anfangen, uns in der Rolle des lachenden Dritten zu gefallen und uns an der Abfuhr der Pharisäer und Schriftgelehrten schmunzelnd zu weiden. Merkt ihr denn nicht, dass wir damit den Schriftgelehrten gegenüber genau den Platz einnehmen, den sie der Ehebrecherin gegenüber innehatten? Aber nicht dazu ist uns ja diese Geschichte von der Ehebrecherin erzählt, sondern dazu, dass wir uns durch das Licht der Welt auch hinter unsere Sonntagsgewänder leuchten lassen. Dies Licht will auch offenbaren, was wir verborgen mit uns hierher getragen haben. Es wird ganz wenig Menschen geben, die mit dem siebenten Gebot nicht in Konflikt geraten sind. Und wenn es nicht das siebente ist, dann ist es das achte vom Stehlen, oder das sechste vom Töten, oder das fünfte von der Ehre, die Vater und Mutter gebührt, oder das erste, das von den Götzen, die wir neben Gott haben. Wahrlich, das Licht der Welt will es auch uns an den Tag bringen. Und da möchte ich euch nun herzlich bitten, weicht ihm nicht aus, diesem durchdringenden Licht, weicht ihm heute, jetzt und hier nicht aus, sonst hat euer Gang zur Kirche wieder keinen Segen. Aber was bitte ich euch? Wir wollen doch lieber miteinander den Vater im Himmel bitten, er selber möge uns durchleuchten, er selber möge uns den uns vielleicht gar unbewussten Schaden in unserem Leben aufdecken, jene verborgene, verborgenste Wunde, die daran schuld ist, dass wir im Leben nie ganz froh zu werden vermögen, er selber möge uns stellen ins Licht vor seinem Angesicht und uns ein Herz schenken, welches das willig geschehen lässt.

Das, gerade das ist ja das Kennzeichen des Nachfolgers Christi. Nicht, dass er eines Tages frei wäre von Sünden in

dem Sinne, dass er überhaupt nicht mehr sündigen würde, aber es wird ihm vom Tage an, da er in Jesu Nähe geraten ist, nicht mehr gelingen, in einer Sünde zu verharren, ohne dass das Gewissen mächtig spricht, ihn plagt und schlägt und ihn schliesslich überführt: «Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.» Freilich, jene Pharisäer und Schriftgelehrten sehen sich wohl für einen Augenblick in Jesu Licht gestellt, dann aber fliehen sie. Sie wollen nicht wandeln im Licht. Gleich einem lichtscheuen Hasen, der bei Nacht durch den Lichtkegel eines Autoscheinwerfers überrascht wird, machen sie sich davon. Aber sie tragen nicht Trauer in ihren Herzen, sondern Groll, Auflehnung und Rachedgedanken gegen den, der ihnen gezeigt hat, wer sie sind. Sie wollen nicht wandeln im Licht, weil sie die Finsternis mehr lieben. Statt sich in die Nachfolge Jesu ziehen zu lassen, wozu ihnen hier Gelegenheit geboten ist, verschliessen sie sich nun erst recht dem Licht: «Da sprachen die Pharisäer zu ihm: Du zeugest von dir selbst, dein Zeugnis ist nicht wahr.» Darum muss ihnen Jesus später sagen: «Ihr kennt weder mich noch meinen Vater. Wenn ihr mich kenntet, so kenntet ihr auch meinen Vater.» Darum kann er ihnen auch das Furchtbarste nicht ersparen, ja, es ist das Furchtbarste, was Jesus je gesagt hat: «Ihr werdet sterben in euren Sünden.» Und zweimal wiederholt er's ihnen: «Ihr werdet sterben in euren Sünden, denn so ihr nicht glaubet, dass ich es sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden.» Entweder wir wandeln im Licht Christi, oder aber wir lieben die Finsternis mehr als das Licht, und dann wandeln wir eben in der Finsternis und werden schliesslich sterben in unseren Sünden.

Man kann sterben in seinen Sünden. Und zwar ist das nicht nur so gemeint, dass man am Ende seines Lebens plötzlich unvorbereitet und unversöhnt sterben könnte. Es liegt in diesem Wort darüber hinaus noch das andere: Lange vor dem Todestag schon kann man anfangen zu sterben in seinen

Sünden. Wie viele gute Regungen, wie viele edle und edelste Regungen haben wir seit unseren Kindstagen alle schon sterben sehen! Wie viele liebe Keimlinge, wie viele hoffnungsvolle Pflänzlein haben wir doch schon erdrückt unter unseren Sünden! Es sterben täglich Menschen in ihren Sünden. Zwar leben sie scheinbar weiter und verweilen unter uns, in Wirklichkeit aber sind sie längst gestorben in ihren Sünden. Und das ist schwer. Es ist schon eine schwere Sache, ein liebes Angehöriges körperlich an einer Krankheit dahinsiechen zu sehen, aber das ist das Allerschwerste, eines sterben zu sehen in seinen Sünden. Über dieser unserer Stadt liegt ein ungeheurer Sündensterbet. Wir lesen täglich in den Bestattungsanzeigen im «Baslerstab» die Namen derer, die abgerufen worden sind. Oft ist's eine stattliche Kolonne. Wenn's aber im Himmel, wo man das andere Sterben, das Sündensterben, sieht, einen «Baslerstab» für diesen Sünden-tod gäbe, dann wäre die Kolonne noch viel grösser. Jesus aber will nicht, dass ein einziger sterbe in seinen Sünden. So wahr er für unsere Sünden gestorben ist, so wahr ist es nicht sein Wille, dass ein Mensch in seinen Sünden sterbe. Dass wir zur Erkenntnis des Heils kommen, dass wir sein Licht annehmen, das ist sein Wille. Darum hält er auch jetzt noch fest an der Hoffnung für diese Menschen, obschon sie sich vor ihm verschliessen. Dieser Hoffnung gibt er Ausdruck in den Worten: «Wenn ihr des Menschen Sohn erhöhen werdet, dann werdet ihr erkennen, dass ich's sei und nichts von mir selber tue.»

Christus will nicht, dass einer in seinen Sünden sterbe. Warum tragt ihr, liebe Zuhörer, ihr, die ihr nicht sterben müsst in euren Sünden, ihr, die ihr leben dürft im Lichte der Vergebung, warum tragt ihr diese Botschaft nicht freudiger und treuer hinein in diese Stadt? Mich dünkt immer, wenn's da in Ordnung wäre, dann müsste von einer derart grossen Schar, wie wir uns in dieser Stadt Sonntag für Sonntag noch in den Kirchen zusammenfinden, ganz andere Wirkungen

ausgehen, es müssten viel mehr Samariterhände frei werden. Es dürften, es dürften nicht so viele Menschen in ihren Sünden umkommen. In einer Stadt, da so manche Glocke zur Kirche läutet und so manche Kirchturmspitze zum Himmel zeigt. Sagt nicht, dazu seien die Pfarrer da. Das sagt ein evangelischer Christ nie. Sagt auch nicht, ihr seiet ungeschickt und ungelehrt dazu. Jesus will lieber, wir seien ungeschickt, als dass wir faul und feige sind und undankbar. Schaut doch, wie ungeschickt und nicht nur ungeschickt, sondern wie geradezu verkehrt diese arme Sünderin da zu Jesus geschleppt worden ist. Aber dies eine Verdienst haben wenigstens ihre Verkläger: Sie haben die Sünderin zu Jesus gebracht, wenn auch in verkehrter und böser Absicht. Was diese Menschen gedachten böse zu machen, das hat Christus gut gemacht. Wenn er sogar den böswilligen Missgriff dieser feindseligen Pharisäer zum Besten dieser armen Seele wenden kann, wie sollte er nicht auch die Fehler, die seinen Kindern und Knechten in seinem Dienste unterlaufen, so wenden, wie es ihm wohlgefällt!

Die Ehebrecherin muss nicht sterben in ihren Sünden. Das Licht der Welt, das sie nun getroffen hat, tötet sie nicht, sondern weckt in ihr das Leben. Und dieses Licht ist nicht nur Gericht, es ist zugleich auch Gnade und Vergebung. Es deckt nicht nur auf, sondern deckt auch zu. Es beleuchtet nicht nur, sondern es wärmt und kräftigt und reinigt zugleich. Die Macht unseres Blutes ist zwar unheimlich genug. Aber die Macht des Blutes Jesu ist noch grösser. Die Ehebrecherin ist frei geworden durch ihre Begegnung mit dem Licht der Welt, frei nicht von ihrer Geschlechtlichkeit, aber frei von deren Tyrannei. Die wir an uns selber solche Bindungen kennen und an anderen solche Belastungen vermuten, macht uns die Befreiung dieser Ehebrecherin nicht einfach neuen Mut? Wenn die hat frei werden können von den Dämonen der Unzucht, wie sollte nicht der letzte unter uns auch auf Hilfe hoffen dürfen in solcher Not? «So verdamme ich dich

auch nicht. Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr.» An dieser Frau ist wörtlich wahr geworden, was das heisst: «Da sprach Jesus zu den Juden, die an ihn glaubten: So ihr bleiben werdet in meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht. So euch aber der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei.»

Aber nun noch einen Schritt weiter. Das Licht leuchtet, deckt auf, wirkt, heilt, reinigt, hilft, deckt zu und rettet; aber das Licht ist angefochten. Es steht im Kampf. Es steht im Kampfe Tag und Nacht. Die Finsternis will's überwältigen und würde es überwältigen, wenn sie könnte. Wir aber stehen nicht zwischen Licht und Finsternis, nein, das Licht kämpft um uns, das Licht ist zu uns gekommen. Jesus redet zwar sehr ernst von der Macht der Finsternis, ich glaube, gar nirgends so wie hier. Es gibt einen Fürsten dieser Welt, einen Herrn der Finsternis. Jesus nennt ihn Teufel. Er ist ein Lügner und ein Vater aller Lüge. Und dieser Herr der Finsternis ist auch am Werk. Wie sehr er am Werk ist, erkennt Jesus an der Tatsache, dass die Führer seines Volkes, das doch «Same Abrahams» ist und das Volk der Verheissung, dass diese Führer, die sich stolz auch Kinder Abrahams nennen, vom Licht der Welt nichts wissen wollen. Die Finsternis kann Macht bekommen über auserwählte Menschen, über Menschen, die täglichen Umgang mit dem Worte Gottes haben, die stündlich ihre Gebete verrichten, den Zehnten geben von allem, was sie haben, und alle Wochen zweimal einen Fasttag einschalten. Hinterm Rock der Religion und im Gewand der Tugendhaftigkeit findet die Finsternis ihre gefährlichsten Helfershelfer. Darum sagt Jesus den auserwählten Führern des auserwählten Volkes: Ihr, die ihr euch Kinder Abrahams nennt, ihr seid Kinder des Teufels. Nicht Abraham ist euer Vater, sondern der Teufel ist euer Vater. Der Teufel aber hinwiederum ist der Vater der Lüge und ein Mörder von

Anfang an. Die grobsündige Ehebrecherin da, die hat das Heil gefunden. Den Hütern der Religion aber muss Jesus sagen: Ihr seid von dem Vater, dem Teufel, und nach eures Vaters Lust wollt ihr tun. Der ist ein Mörder von Anfang an und ist nicht bestanden in der Wahrheit; denn die Wahrheit ist nicht in ihm. Wenn er die Lüge redet, so redet er von seinem Eigenen; denn er ist ein Lügner und ein Vater derselben.»

Aber Christus ist dennoch das Licht der Welt, auch wenn es in Feindesland lebt. Das Licht hat den Sieg auf seiner Seite, auch wenn es kämpfen muss Tag und Nacht. Der Böse hat in Wirklichkeit überhaupt keinen Sieg. Wenn wir das Licht Christi heute schon des öftern mit der Sonne verglichen haben, so könnte man die Finsternis mit dem Mond vergleichen. Auch der Mond kann glänzen. Aber sein Licht ist nicht stetig, es ist dem Wechsel unterworfen. Wohl kann das Licht des Mondes sehr stark wirken. Es kann betören, kann irreführen und bestriicken, weil es gleisst und fließt und schillert. Aber nie ist es hell. Es bleibt Zwielficht. So ist der Teufel, so ist die Macht der Finsternis. Und auch hat der Mond kein eigenes Licht. Er hat es geborgt und braucht es nur, solange es ihm gegeben ist. Genau so ist es mit der Macht des Bösen. Der Böse kann wohl wirken. Aber er ist abhängig in allem, was er tut. Christus aber bleibt das Licht der Welt, das Licht der ganzen Welt, auch das Licht der Hölle, auch das Licht des Teufels, so wie die Sonne das Licht des Mondes ist. Und wo ein Mensch in diesem Lichte wandelt, da, freilich nur da, kann ihm die Finsternis nicht mehr beikommen. Es ist so, wie es der vierte Evangelist gleich auf der ersten Seite seines Buches sagt: «Das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat's nicht überwältigt.»

Auffällig ist hier, dass Christus das Gespräch mit seinen Widersachern nicht abbricht. Er hat sie Satanskinder nennen müssen. Dadurch steigert sich ihre Feindschaft zur kochenden Wut. Sie gehen so weit in ihrer Verstockung, dass sie

ihm das Wort zurückschleudern und ihm sagen: «Du bist ein Samariter und du hast den Teufel.» Trotzdem wendet sich Jesus nicht von ihnen. Jetzt, gerade jetzt, in ihrer beginnenden Verblendung, haben sie ihn doppelt nötig. Noch hören wir ihn werben und locken: «Ehe denn Vater Abraham war, bin ich. Vater Abraham war froh, dass er meinen Tag sehen sollte, und er sah ihn und freute sich.» Wenn Vater Abraham sich freute «an meinem Tag», warum freut euch denn ihr, die ihr euch Söhne Abrahams nennt, nicht? Warum seid ihr denn so feindselig? Weil aber ich vor Vater Abraham bin, darum wird es euch niemals gelingen, euch gegen mich auf Abraham zu berufen. Aber das «vor Abraham» verstehen sie nicht. Auch für seine Freunde ist das ein Geheimnis, geschweige denn für seine Feinde.

Zuletzt noch ein Seltsames: «Da hoben sie Steine auf, dass sie nach ihm würfen.» Wie wunderbar doch Gottes Wege sein können! Am Eingang dieses Kapitels steht eine Ehebrecherin da, und es liegen Steine bereit für sie. Am Schluss dieses Kapitels steht Christus da, der die Ehebrecherin gerettet hat aus ihrem Sündentod, und nun liegen Steine bereit für ihn. Alle Steine, die dem Sünder gelten, treffen schliesslich Christus. Und er hält sein Haupt den Steinen dar. Sie werden ihn treffen. Jetzt noch nicht, denn die Stunde ist noch nicht gekommen. Aber sie werden ihn treffen. Sie sollen's nur! Gerade dort ist sein völliger Sieg über Tod und Hölle, gerade dort, wo er sein Haupt für den armen Sünder darhält. Dort kommt es unwiderruflich an den Tag: Er ist das Licht der Welt. Er ist's.

Heilung eines Blindgeborenen am Sabbat

¹ Und Jesus ging vorüber und sah einen, der blind geboren war. ² Und seine Jünger fragten ihn und sprachen: Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er ist blind geboren? ³ Jesus antwortete: Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern, sondern dass die Werke Gottes offenbar würden an ihm. ⁴ Ich muss wirken die Werke des, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. ⁵ Dieweil ich bin in der Welt, bin ich das Licht der Welt. ⁶ Da er solches gesagt, spätzte er auf die Erde und machte einen Kot aus dem Speichel und schmierte den Kot auf des Blinden Augen ⁷ und sprach zu ihm: Gehe hin zu dem Teich Siloah (das ist verdolmetscht: gesandt) und wasche dich! Da ging er hin und wusch sich und kam sehend. ⁸ Die Nachbarn und die ihn zuvor gesehen hatten, dass er ein Bettler war, sprachen: Ist dieser nicht, der dasass und bettelte? ⁹ Etliche sprachen: Er ist's, etliche aber: er ist ihm ähnlich. Er selbst aber sprach: Ich bin's. ¹⁰ Da sprachen sie zu ihm: Wie sind deine Augen aufgetan worden? ¹¹ Er antwortete und sprach: Der Mensch, der Jesus heisst, machte einen Kot und schmierte meine Augen und sprach: "Gehe hin zu dem Teich Siloah und wasche dich!" Ich ging hin und wusch mich und ward sehend. ¹² Da sprachen sie zu ihm: Wo ist er? Er sprach: Ich weiss nicht.

¹³ Da führten sie ihn zu den Pharisäern, der weiland blind war. ¹⁴ (Es war aber Sabbat, da Jesus den Kot machte und seine Augen öffnete.) ¹⁵ Da fragten ihn abermals auch die Pharisäer, wie er wäre sehend geworden. Er aber sprach zu ihnen: Kot legte er mir auf die Augen, und ich wusch mich und bin nun sehend. ¹⁶ Da sprachen etliche der Pharisäer: Der Mensch ist nicht von Gott, dieweil er den Sabbat nicht hält. Die andern aber sprachen: Wie kann ein

sündiger Mensch solche Zeichen tun? Und es ward eine Zwietracht unter ihnen. ¹⁷ Sie sprachen wieder zu dem Blinden: Was sagst du von ihm, dass er hat deine Augen aufgetan? Er aber sprach: Er ist ein Prophet. ¹⁸ Die Juden glaubten nicht von ihm, dass er blind gewesen und sehend geworden wäre, bis dass sie riefen die Eltern des, der sehend war geworden, ¹⁹ fragten sie und sprachen: Ist das euer Sohn, von welchem ihr sagt, er sei blind geboren? Wie ist er denn nun sehend? ²⁰ Seine Eltern antworteten ihnen und sprachen: Wir wissen, dass dieser unser Sohn ist und dass er blind geboren ist; ²¹ wie er aber nun sehend ist, wissen wir nicht; oder wer ihm hat seine Augen aufgetan, wissen wir auch nicht. Er ist alt genug, fraget ihn, lasst ihn selbst für sich reden. ²² Solches sagten seine Eltern; denn sie fürchteten sich vor den Juden. Denn die Juden hatten sich schon vereinigt, so jemand ihn für Christus bekennte, dass er in den Bann getan würde. ²³ Darum sprachen seine Eltern: er ist alt genug, fraget ihn selbst.

²⁴ Da riefen sie zum andernmal den Menschen, der blind gewesen war, und sprachen zu ihm: Gib Gott die Ehre! Wir wissen, dass dieser Mensch ein Sünder ist. ²⁵ Er antwortete und sprach: Ist er ein Sünder, das weiss ich nicht; eines weiss ich wohl, dass ich blind war und bin nun sehend. ²⁶ Da sprachen sie wieder zu ihm: Was tat er dir? Wie tat er deine Augen auf? ²⁷ Er antwortete ihnen: Ich habe es euch jetzt gesagt; habt ihr's nicht gehört? Was wollt ihr's abermals hören? Wollt ihr auch seine Jünger werden? ²⁸ Da schalten sie ihn und sprachen: Du bist sein Jünger; wir aber sind Mose's Jünger. ²⁹ Wir wissen, dass Gott mit Mose geredet hat; woher aber dieser ist, wissen wir nicht. ³⁰ Der Mensch antwortete und sprach zu ihnen: Das ist ein wunderbarlich Ding, dass ihr nicht wisset, woher er sei, und er hat meine Augen aufgetan. ³¹ Wir wissen aber, dass Gott die Sünder nicht hört; sondern so jemand gottesfürchtig ist und tut seinen Willen, den hört er. ³² Von der Welt an ist's

nicht erhört, dass jemand einem geborenen Blinden die Augen aufgetan habe. ³³ *Wäre dieser nicht von Gott, er könnte nichts tun.* ³⁴ *Sie antworteten und sprachen zu ihm: Du bist ganz in Sünde geboren, und lehrst uns? Und sties- sen ihn hinaus.*

³⁵ *Es kam vor Jesus, dass sie ihn ausgestossen hatten. Und da er ihn fand, sprach er zu ihm: Glaubst du an den Sohn Gottes?* ³⁶ *Er antwortete und sprach: Herr, welcher ist's? auf dass ich an ihn glaube.* ³⁷ *Jesus sprach zu ihm: Du hast ihn gesehen, und der mit dir redet, der ist's.* ³⁸ *Er aber sprach: HERR, ich glaube, und betete ihn an.* ³⁹ *Und Jesus sprach: Ich bin zum Gericht auf diese Welt gekommen, auf dass, die da nicht sehen, sehend werden, und die da sehen, blind werden.* ⁴⁰ *Und solches hörten etliche der Pharisäer, die bei ihm waren, und sprachen zu ihm: Sind wir denn auch blind?* ⁴¹ *Jesus sprach zu ihnen: Wärt ihr blind, so hättet ihr keine Sünde; nun ihr aber sprecht: "Wir sind sehend", bleibt eure Sünde.*

Johannes 9,1-41

Der Mann ist blind. Das wäre schon genug. Aber nun ist er arm dazu. Statt dass er sein Gebrechen vor den Augen der Mitwelt verbergen könnte, wie das doch erstes und natürlichstes Bedürfnis aller verkürzten Kreatur wäre, sieht er sich durch die Umstände dazu genötigt, sein Gebrechen vor der Welt zur Schau zu stellen und es als Blickfang für eine mildtätige Kundschaft vor den Augen der Menschen auszubreiten. Er hat noch Eltern. Aber seine Eltern haben aus ihm einen Berufsbettler gemacht. Das Ärgste aber: Er ist nicht blind geworden, sondern blind geboren. Das weiss man allgemein, und das heisst für alle Menschen, die im Tempel aus- und eingehen und an ihm vorbeikommen: Über diesem Menschen lastet ein besonderes, sündhaftes Geheimnis, ein dunkler Fluch, sehr wahrscheinlich von seinen Vorfahren her. «Du bist ganz in Sünden geboren und willst uns lehren?» Mit solchen Worten fertigen ihn später die Pharisäer

ab. Aber auch den Jüngern Jesu drängt sich beim Anblick des blindgeborenen Bettlers die Frage auf, die sich nach dem Stand der damaligen Frömmigkeit offenbar jedem Tempelbesucher sozusagen von selber stellt: «Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind ist?» Bettler, blind, blind geboren. Ein dreifach belasteter, hoffnungsloser Fall. Der Mann bekommt Almosen, vielleicht zeitweise nicht wenig Almosen. Aber Hoffnung? Hoffnung auch nur für fünf rote Rappen? Hoffnung hat für den niemand übrig.

Und eines Tages geht Jesus an diesem Bettler vorüber. Und auf die Frage der Jünger hören wir ihn die Antwort geben: «Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern, sondern dass die Werke Gottes an ihm offenbar werden.» Damit zerreiht ein erster Lichtstrahl die schicksalsschwere Decke, die über diesem Menschenleben brütet. Jesus stellt fest: Dieser Mensch ist zu etwas da. Das hat diesem freilich bisher niemand gesagt, dass er für etwas da ist. Bisher hat er gemeint, andere Menschen, die seien wohl zu etwas da, er aber, er sei zu nichts da. Kein Mensch sah bisher ein, wozu solch eine Kreatur zur Welt kommt, wozu eine Mutter solch ein Wesen tragen und gebären, und obendrein, einmal geboren, noch hegen und pflegen muss, wozu solch ein Leben überhaupt eine Dauer bekommt und nicht schon im Mutterleibe sterben darf, oder dann, wenn auch unter menschlicher Nachhilfe, bald nach der Geburt. Solch ein Leben ist in den Augen des sogenannten gesunden Menschenverstandes eine in jeder Hinsicht zwecklose Existenz. Ja solch ein Leben ist nicht nur in den Augen der Menschen ein «nutzloser Esser» und darum eine Last, solch ein Leben macht, so rechnet der «gesunde» Menschenverstand weiter, auch seinem Schöpfer nicht einmal Ehre, ist auch hier kein Meisterstück, das sich präsentieren liesse. Dieser Ärmste ist für den Schöpfer ungefähr, was für den Bäcker ein schwarz geratenes Brot oder für den Bauer eine krumme Ackerfurche. Und nun sieht Jesus den Missgerateten und sagt: «Dieser Mann ist dazu da, dass die

Werke Gottes an ihm offenbar werden.» Gerade an diesem Blindgeborenen soll nun Gott Ehre bekommen, gerade dieser Mann soll nun noch ein Glanzpunkt werden für Gott. Ausgerechnet dieser Bettler soll nun noch ein Zeugnis werden für Gottes Herrlichkeit, Macht und Ehre. Das Leben dieses Mannes soll nun überhaupt den höchsten Sinn bekommen, den ein Menschenleben auf dieser Erde haben kann: Es sollen an ihm Gottes Werke offenbar werden. Da können wir unseren gesunden Menschenverstand nur so rasch wie möglich ins Köfferchen packen und nach Hause fahren und uns schämen, oder dann aufhorchen und staunend feststellen: Wenn ausgerechnet an dem noch so etwas möglich ist, dann allerdings, dann gibt es auf Gottes weitem Erdboden keine Kreatur mehr, an der nicht gleiches möglich wäre. Welch ein Licht, das da hereinzufuten beginnt!

Damit fällt Licht auch noch in manch andere Dunkelheit. Wir kennen alle, vielleicht in unserer nächsten Verwandtschaft, solche Fälle, Fälle von Existenzen, von denen man sagt, und wenn nicht gerade sagt, so doch munkelt, und wenn auch das nicht, so doch heimlich denkt: Wozu sind die noch da? Menschen, die nicht arbeiten können oder nicht wollen, wenn sie könnten, die nur Arbeit und Mühe verursachen und anderen Leuten die Zeit rauben, so dass die Frage auf der Hand liegt: Hat solch ein Dasein noch einen Sinn? Ja, liebe Gemeinde, solch ein Dasein hat einen Sinn, einen letzten, heiligen, unantastbaren Sinn: An solchem Leben sollen Gottes Werke offenbar werden. Solch eine Existenz ist dazu da, damit durch die Umgebung Gottes Liebe, Gottes Barmherzigkeit, Gottes Langmut und Geduld, Gottes Macht und Herrlichkeit an ihm offenbar werden. Und wenn einer da ist – und es ist sicher einer da, sehr wahrscheinlich ist's nicht nur ein Vereinzelter –, der Zeiten hat, da er sich selber sinnlos und nutzlos vorkommt und zu fragen anfängt: Wozu bin ich noch da? Soll ich nicht mein Leben wegwerfen? –, dann hört es: Jesus hat einem blindgeborenen Bettler gesagt: Du

bist dazu da, damit Gottes Werke an dir, ausgerechnet an dir, offenbar werden. Seitdem Jesus dies Wort dort am Tempelgang in die Welt gestellt hat, gibt es kein nutzloses und kein sinn- und zweckloses Leben mehr unter der Sonne. Und wenn solch ein Menschenleben auch nur noch den einen Sinn hätte, dass die Gesunden und Normalen beim Anblick solch eines Kranken das Denken und das Danken wieder lernen und aufhören, als selbstverständlich hinzunehmen, was nun einmal nicht selbstverständlich ist, dann ist es nicht «lebensunwertes» Leben gewesen.

Ja, von diesem Wort Jesu kommt ein letzter Sinn überhaupt in alles Dasein. Mein Dasein, dein Dasein, das Dasein der ganzen Menschheit ist ja, von der Ewigkeit her gesehen, nicht so völlig verschieden von dem eines Blindgeborenen. Arm sind wir im Grunde alle, und blind auch. Und unser aller Dichten und Trachten ist böse von Mutterleibe an. Tun wir doch ja nicht so hochmütig, als wäre dort nur Nutzlosigkeit, bei uns Gesunden und Normalen aber lauter Nutzen, lauter Sinn und Zweck! Das ist die letzte Sinndeutung dieser Welt und der Menschheit überhaupt, dass auch sie letztlich ihren Sinn nicht aus sich selber, sondern dass auch sie ihren Sinn aus dem hat, was Gott an ihr offenbart. Dazu ist die Welt noch nicht zu Staub zerrieben, dazu gibt es noch Menschen in dieser Welt, dazu sind wir nicht alle längst zu Stumpf und Stiel vernichtet, dazu, damit Gottes Werke an uns offenbar werden. Gott will, so gefällt es ihm, an dieser armen, von Mutterleib an blinden Menschheit seine Langmut offenbaren und seine Treue. Durch die Sendung seiner Männer, der Propheten, hat er das zuerst getan. Und dann hat er schliesslich den anderen, den Einen gesandt, Jesus Christus. Und in Jesus Christus sind die Werke Gottes an dieser Welt offenbar geworden. Es ist Weihnacht geworden über dieser Welt. An dieser Welt hat Gott den Karfreitag offenbart und den Ostertag, die Himmelfahrt und Pfingsten haben sich ereignet an dieser Welt und für diese Welt. Und an

dieser Welt wird Jesus noch zeigen, was Vollendung heisst. Gott wird eine neue Erde schaffen, und ein neuer Himmel ist uns verheissen. Dazu gibt es noch eine Welt, damit durch Jesus Christus die Werke Gottes an ihr können offenbar werden. Was für ein Fenster geht hier auf, und welche Luft, Luft von den Bergen Gottes herunter, strömt da herein! Nun mag man wieder atmen, denn die Welt hat einen Sinn. Die Menschheit hat noch den einen Zweck: «Auf dass die Werke Gottes an ihr offenbar werden.»

Freilich, Gottes und nicht unsere Werke sind es, die dieser Welt ihren Sinn verleihen. Wir sind nicht da, um uns zu feiern und festzustellen, wie herrlich weit wir es gebracht mit unserer Wissenschaft und Technik. Dass es die Werke Gottes sind und nicht die unsrigen, das wird nun, ich möchte sagen in überaus fremder und unansehnlicher, beinahe abstossender Weise, offenbart an der Art, wie Christus an diesem Blindgeborenen den Namen des Schöpfers verherrlicht. Christus spuckt auf den Boden und macht aus Speichel und Staub einen Brei, schmiert diesen dem Blinden über die Augenlider, befiehlt ihm, sich im nahen Teich Siloah zu waschen. Und der Mann gehorcht und kehrt sehend zurück. Wir verzichten darauf, diese seltsame, unserm Empfinden jedenfalls unzugängliche Prozedur zu erklären. Sie ist uns schliesslich so fremd wie jenes In-den-Sand-Schreiben anlässlich der Befreiung jener Ehebrecherin. Ob Christus damit zeigen will, dass derjenige, der im Anfang die Welt aus dem Nichts und den Menschen aus Staub geschaffen hat, dass der auch jetzt noch aus Staub und Speichel seine Werke zu vollbringen vermag? Auffällig ist, wie umständlich Jesus bei dieser Heilung vorgeht. Er weiss eben, dass die Heilung eine peinliche Untersuchung nach sich ziehen wird, denn wieder ist es Sabbat. Es sollen das vielleicht Zeichen von derart untrüglicher Beweiskraft sein, dass kein noch so böser Wille sie später soll wegdisputieren können.

Wenn das, was jetzt folgt, für Jesus jedenfalls nicht unerwartet ist, für uns kommt es höchst überraschend. Wenn Gottes Werke offenbar werden, und dies noch in derart über alle Massen herrlicher Weise wie hier, wenn hier nun tatsächlich geschehen ist, was später der Geheilte selber äussert: «Von der Welt an ist's nicht erhört, dass jemand einem gebornen Blinden die Augen aufgetan hat» – wenn ein Werk Gottes von solcher Herrlichkeit geschieht, dann, so denken und erwarten wir, dann müsste eitel Jubel sein unter den Menschen, die solches miterleben dürfen. Aber nun kommt es anders heraus. Nun erwächst um dieses wunderbare Gotteswerk herum augenblicklich ein Dornestrüpp von menschlichen Gemeinheiten. Wie ist das zu erklären? Das kommt daher: Wenn Gott handelt und eingreift, dann pflegen wir Menschen in Verlegenheit zu geraten. Das ist nie anders gewesen. Gottes Werke waren von jeher für uns Menschen Verlegenheiten. Sei es, durch wen je Gott gehandelt hat in dieser Welt, sie alle sind ihren Mitmenschen alsobald recht unbequem geworden, bei Abraham angefangen bis zum Täufer und bis zum anderen Johannes, der, auf der Insel Patmos verbannt, das prophetische Wort über die Zukunft der Welt empfing. Und als Gott erst durch Jesus Christus sein Werk vollbrachte an dieser Welt, da war das die eine grosse Betriebsstörung für alle Welt, angefangen bei Herodes und den Priestern bis hin zu Kaiphas und Pilatus. Seien wir uns darum doch ja bewusst, was wir unternehmen, wenn wir heute Gott um eine neue Reichsgotteszeit bitten, wenn wir die Gottesferne unseres Geschlechtes beklagen und eine Erneuerung der Kirche an Haupt und Gliedern ersehnen! Wenn Gottes Werke anfangen offenbar zu werden, dann wird manch einer darüber nicht erfreut sein, sondern eher erschrecken. Es hört dann jedenfalls auf, so still und ordentlich zuzugehen in unseren Kirchgemeinden, es klappt dann nicht mehr alles so wie am Schnürchen bei den Verhandlungen unserer Synoden. Wenn Gottes Geist zu wehen beginnt,

dann sieht sich der Mensch, auch der fromme Mensch, in seiner Ruhe und Sicherheit gestört und in seinen Interessen bedroht und fängt an, sich zur Wehr zu setzen, und dann gibt es Kampf und Sturm. Denn Gottes Gelegenheiten sind für uns Menschen Verlegenheiten.

Und nun kehren wir noch einmal zurück zu unserem sehend Gewordenen. Die erste grosse Verlegenheit beobachten wir bei seinen Nachbarn. Sie stellen ihm schliesslich die seltsame Frage: Bist du es eigentlich, oder bist du ein Doppelgänger? Statt dass sie auf ihn zueilen und ihm die Hände schütteln, statt dass sie in aufbrechendem Dankesjubel im Reigen um ihn herumtanzen, statt dass sie ihn auf ihre Schultern heben, wie man's mit den Siegern auf dem Sportsplatz tut, nehmen sie ihn in ein Verhör und fragen wie und wo und wer und wann? Und wie er den Namen Jesu nennt, wird's peinlich, denn das ist ja der Mann, den sie vor kurzem noch haben wollen steinigen helfen. Und nun – grosse Bestürzung, kommt ihnen in den Sinn, dass es ja wieder, wie seinerzeit beim Gelähmten am Siechenteich, Sabbat war, als Jesus die Heilung vollzog. Muss da nicht der Teufel mit im Spiele sein? Der Fall muss vor die Pharisäer. Und das kommt nun schon einer Anklage gleich. Wo Gottes Werke offenbar werden in dieser Zeit und Welt, da steht immer auch schon die Anklagebank bereit, denn Gottes Werke sind für uns Menschen eine Verlegenheit.

Für die Pharisäer ist die Verlegenheit nicht geringer. Verwünscht! Nun hat dieser Unglücksmensch, dem sie eben noch entgegengeschleudert haben, er sei vom Teufel (Kap. 8), den stadtbekanntem Blindgeborenen geheilt. Diese Tat kann unmöglich von Gott sein. Sie wenden alle Ränke an, um das, was hier geschehen ist, weg zu beweisen. Zuerst nehmen sie den Geheilten selber in ein peinliches Kreuzverhör, um ihn zu verwirren. Schliesslich eruiieren sie seine Eltern, lassen sie vorladen und fragen sie: Ist das wirklich euer Sohn? Ja. Ist er von Mutterleib an blind gewesen? Ja. Ist er

nun sehend geworden? Ja. Die Eltern müssen alles bestätigen.

Verlegenheit auch bei den Eltern. Zwar war dieses Kind für sie von Jugend an eine Verlegenheit, aber eine derartige Verlegenheit wie jetzt, da es sehend geworden ist, hat ihnen vorher das blinde Kind nie bereitet. Bis dahin kam es vor, dass sie sich genierten, dass sie sich schämten und dass es ihnen weh tat, wenn sie Vorübergehende dunkle Worte raunen hörten und viel sagende Blicke werfen sahen. Was muss doch die Mutter eines solchen Kindes von ihrer Umgebung nicht alles an menschlichen Ruchlosigkeiten und Gemeinheiten erdulden! Wie oft ist's diesen Eltern durchs Herz gegangen, dass sie ein solches Kind haben mussten! Aber jetzt, da dieses Kind unter Gottes Hand gesund geworden ist, müssen sie sich nicht nur genieren und schämen, jetzt müssen sie sich fürchten. Gefürchtet haben sie sich wenigstens bis dahin nie, jetzt aber fürchten sie sich, denn die Tempelgewaltigen drohen mit Ausschluss aus der Synagoge und mit Bann. Und das ist furchtbarer als Ausbürgerung und Staatenlosigkeit. Ausstossung und Bann war von jeher dem angedroht, der sich zu Gottes Werken bekennt. Die Verlegenheit der Eltern ist nun so gross, dass es ganz nah zur Verleugnung des sehend gewordenen Kindes kommt, das sie als blind nie verleugnet hatten. Sie wehren sich schliesslich mit den verzweifelten Worten: «Er ist alt genug, fragt ihn, lasst ihn selbst für sich reden.» Sie wollen mit der Affäre lieber nichts mehr zu tun haben. Wenn Gottes Werke an Kindern offenbar wurden, dann ist es je und je vorgekommen, dass das für deren Eltern Leid und Not bedeutete. So war es kein leichtes, Mutter eines Augustin zu sein. Und es war keine Kleinigkeit, sich als Vater eines Martin Luther zu bekennen. Und so ist es eine Not, nun Vater und Mutter dieses Geheilten da zu sein. Er war ihnen vorher ein Sorgenkind, jetzt, in anderer Weise, erst recht. Denn Gottes Werke sind nun an ihm offenbar

geworden. Und das bedeutet für uns Menschen eine Verlegenheit.

Und nun er selber, der Geheilte, der nun «für sich selber sprechen» soll. Wie oft war er bisher in seinem Leben wegen seines Leidens verlegen! Aber so verlegen wie jetzt, da er sehend geworden ist, war er vorher nie. Er ist nun sehend geworden, unerhört sehend, gefährlich sehend. Dieser Mann hat an jenem Tag die Welt zum ersten Mal gesehen. Er ist wie ein Kind, das etwas sieht und gleich sagen muss, wie es ihn dünkt. Es ist gefährlich, die Welt zu sehen. Und nicht nur die Welt sieht er, er sieht über die Welt hinaus. Unerhört sehend ist er geworden. Er sieht auch den Himmel. Er sieht Jesus zum ersten Mal. Und es ist noch viel gefährlicher, den Himmel zu sehen.

Darum, weil er sehend geworden ist, wird dieser Mann einsam. Er war es bis dahin schon, nun wird er's erst recht, weil er Jesus gesehen hat. Es gibt eine Einsamkeit der Sehenden. Und vor allem: Er wird ein Bekenner. Es ist wunderbar, wie bei ihm nicht nur die Nacht der Sinne schwindet, sondern wie langsam Fenster um Fenster aufgeht, und wie die Geistesnacht und Benommenheit den Menschen gegenüber von ihm weicht. Er wird Bekenner, er wird Professor. Diese Stadt feiert am heutigen Tag ein grosses Fest, ein Fest der Professoren und Studenten, und will's Gott, auch ein wenig ein Fest des Volkes. Ein Ereignis, diese Einweihung der neuen Universität, in einer Zeit, die so sehr der Bekenner, der «Professoren», bedarf. Jener Geheilte wird ein Bekenner, ein Professor Jesu Christi. Aber sieh, diejenigen, die sich damals Professoren nannten, die, wie es in diesem ganzen Kapitel hier immer wieder heisst, in einem fort sagen: «wir wissen – wir wissen – wir wissen –», die wollen dem Geheilten Sand in seine sehend gewordenen Augen streuen. Die sich damals Professoren nennen in Jerusalem, wollen dem sehend Gewordenen die Augen und dazu den Mund verbinden, weil er ihnen zu sehend geworden ist. Aber Gott

lässt's nicht zu. Der Mann bleibt ein Bekenner, ein Professor Jesu Christi, ein Professor in Tat und Wahrheit. Ja, je grösser die Gefahr, umso mehr wird er Bekenner. Zuerst hören wir ihn sagen: «Der Mensch, der Jesus heisst, hat mich sehend gemacht.» Dann den Pharisäern gegenüber sagt er trotz ihres wegwerfenden Urteils: «Er ist ein Prophet.» Später, nachdem sie vor ihm Christus verunglimpfen, bekennt er ohne Menschenfurcht: «Wäre dieser nicht von Gott, er könnte nichts tun.» Und zuletzt glaubt er an Jesus, betet an und sagt: «Herr, ich glaube.» Damit ist durch Gottes Gnade ein Bekenner Jesu Christi aus diesem Mann geworden. So werden Gottes Werke an uns Menschen offenbar. Er darf sagen: «Ich sehe.» Das ist Gottes Werk. Und er darf sagen: «Ich glaube.» Und das ist wiederum Gottes herrliches Werk. Man bedroht ihn. Aber er bekennt. Und schliesslich erfolgt die Ausstossung, der gefürchtete Bann. Diejenigen, die sich in Jerusalem Professoren nennen, stossen den einen, der in Jerusalem ein Professor und Bekenner ist, hinaus aus der Schule, hinaus aus der Zunft. Das ist noch immer dann geschehen, wenn Christus anfing, Augen aufzutun. Wenn Gottes Werke an einem Menschen offenbar werden, dann erfolgt die Ausstossung aus der Schule, dann passt man nicht mehr ins Mass. Und das ist hier geschehen.

Christus ist auch heute am Werk. Seine Werke haben noch nicht aufgehört, offenbar zu werden an uns Menschen. Noch ist's nicht völlig Abend, noch ist nicht die Nacht, da niemand wirken kann. Noch ist Entscheidungszeit. Es kommt aber eine Nacht, da die Entscheidungszeit vorüber ist. Dann kann niemand mehr wirken. Aber jetzt ist noch Tag. Darum sagt der Herr im Zusammenhang mit dieser Heilung des Blindgeborenen (so heisst es im Urtext): «Wir müssen wirken, solange es Tag ist.» Damit lädt er seine Jünger, damit lädt er für alle Zeiten seine Gemeinde ein: Kommt, «wir müssen wirken, solange es Tag ist».

Wirken! Das heisst: Gottes Werke an uns geschehen lassen, uns die Augen auftun lassen, um Christi willen, wenn es sein muss, einsam werden, um Christi willen aus dem Rahmen fallen und aus der Schule gestossen werden. Um Christi willen ein Fremdling werden, einer, der nicht zünftig ist. Dieser Mann hat sich vorher sein Leben lang als Blinder führen lassen. Jetzt lässt er sich als Sehender führen dorthin, wo Christus will. Das ist das herrliche Werk, das Christus heute in aller Welt wirkt: Er schafft Menschen, die sich führen lassen, schafft Professoren, schafft Bekenner.

Das Gleichnis von der Türe zum Schafstall

*¹ Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Wer nicht zur Tür ein-
geht in den Schafstall, sondern steigt anderswo hinein, der
ist ein Dieb und ein Mörder. ² Der aber zur Tür hineingeht,
der ist ein Hirte der Schafe. ³ Dem tut der Türhüter auf,
und die Schafe hören seine Stimme; und er ruft seine
Schafe mit Namen und führt sie aus. ⁴ Und wenn er seine
Schafe hat ausgelassen, geht er vor ihnen hin, und die
Schafe folgen ihm nach; denn sie kennen seine Stimme.
⁵ Einem Fremden aber folgen sie nicht nach, sondern flie-
hen von ihm; denn sie kennen der Fremden Stimme nicht.
⁶ Diesen Spruch sagte Jesus zu ihnen; sie verstanden aber
nicht, was es war, das er zu ihnen sagte. ⁷ Da sprach Jesus
wieder zu ihnen: Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Ich
bin die Tür zu den Schafen. ⁸ Alle, die vor mir gekommen
sind, die sind Diebe und Mörder; aber die Schafe haben
ihnen nicht gehorcht. ⁹ Ich bin die Tür; so jemand durch
mich einget, der wird selig werden und wird ein und aus-
gehen und Weide finden. ¹⁰ Ein Dieb kommt nur, dass er
stehle, würge und umbringe. ¹¹ Ich bin gekommen, dass sie
das Leben und volle Genüge haben sollen. Johan-
nes 10,1-11*

«Diesen Spruch sagte Jesus zu ihnen, sie verstanden aber nicht, was es war, das er zu ihnen sagte.» Das ist wichtig, dass wir gleich von Anfang an sorgfältig darauf achten und nicht mehr aus dem Auge lassen, mit *wem* der Herr hier redet. Christus steht im Gespräch mit bestimmten Menschen, im Gespräch mit den Priestern, Pharisäern und Schriftgelehrten, in der Auseinandersetzung mit den Führern, Lehrern und Hirten des Volkes, mit denen, die wirtschaftlich, gesellschaftlich, geistig und geistlich «am Ruder sind». Ihnen, den falschen Hirten, sagt hier der Herr, was ein rechter Hirte ist. Ihnen sagt er den Gleichnisspruch von der Tür. Ihnen ruft er

zu: «Ich bin die Tür zu den Schafen.» Und er sagt es ein zweites Mal mit auffälliger Dringlichkeit: «Ich bin die Tür», und «wer zur Tür eingeht, der ist ein Hirte der Schafe.» Der ist ein rechter Führer und Lehrer des Volkes, der zur Tür hinein, das heisst, durch Jesus Christus hindurch und von Jesus Christus her zu den Schafen gelangt.

Von solch einem rechten Hirten sagt Christus: «Dem tut der Türhüter auf.» Der Türhüter, das ist der Vater Jesu Christi, das ist Gott. Wer durch Christus, den Erzhirten, in die Schafhürde (den Schafstall) eingeht, dem tut Gott selber die Tür auf, an dem ist das ganz Unerhörte geschehen, dass ihn Gott auf den Posten gestellt hat. Der hat sich nicht selber auf den Sessel gesetzt und in den Sattel geschwungen, nein, Gott, Gott selber hat es getan, er ist darum ein Berufener. Das ist das Siegel echter Führerschaft: Sie ist von Gott gewirkt, ist eine Gottesgabe und wird von beiden Teilen, den Führenden und den Geführten, als ein Gottesgeschenk erkannt. Wohl dem Volk, wohl jedem Volk, das von Gott eingesetzte Führer, Lehrer und Hirten hat, Hirten, die berufen sind.

Damit aber stehen wir bereits mitten in der allerwichtigsten Frage, die uns heute, am ersten Sonntag eines neuen Jahres, beschäftigen muss, es ist die Frage nach der echten Führerschaft. In dem Jahr, das wir nun eben miteinander angetreten haben, wird für uns als Christen, als Europäer und als Schweizer das die Entscheidungsfrage sein: Haben wir in Kirche und Staat, in Wirtschaft und Politik, in Zivil und beim Militär – Führer, Lehrer und Hirten, die rechte Hirten sind, nämlich solche, die durch die Tür auf ihre Posten kommen, die durch Jesus Christus hindurch und von Jesus Christus her Hirten geworden sind? Haben wir in unserem Volke Führer, Lehrer und Hirten, die von Gott berufen sind und sich darum auch vor Gott verantwortlich wissen für all ihr Tun und Lassen? Ja, wagen wir das belastende Wort: Haben wir Führer, Lehrer und Hirten «von Gottes Gnaden» – oder von des Parteiklüngels Gnaden, oder von Geldsacks

Gnaden? Hat unser Volk Hirten, denen der Türhüter aufgetan hat und nicht irgendein guter Vetter? Unter Hirten, die Beauftragte Gottes sind, *leben* die Völker, lebt auch unser Volk.

Damit aber sind wir als christliche Gemeinde heute, am ersten Sonntag des neuen Jahres, sofort in unsere Aufgabe hineingestellt. Der Herr der Kirche lässt uns nicht Zeit zu unnützen und trübseligen Zukunftsbetrachtungen. Der Herr der Kirche selber stellt sich gleichsam heute vor uns hin und erinnert uns an unsere eigentlichste Christenpflicht, die der Gemeinde für ihr Volk und für alle Völker aufgetragen ist: Betet! Betet für dieses Jahr 1940 um das Gottesgeschenk echter Führung.

Betet in erster Linie darum, dass in der Kirche, zualler-nächst, bei uns selber, Führer und Lehrer erstehen, die Hirten sind. Betet um Hirten, die in Vollmacht Gottes Wort verkünden, so, dass die Predigt etwas von jenem Wort in sich trage, von dem es auf dem ersten Blatt der Heiligen Schrift heisst: «Gott sprach: Es werde – und es ward.» Bittet darum, dass vorab in der Kirche ein Reden und ein Hören aufbreche, das nicht mehr nur Leerlauf wäre, ein Reden und ein Hören, woraus Entschlüsse reifen, Schritte erfolgen, Bewegung ausgelöst wird, Taten zu Gottes Ehre geschehen. Aber solches Reden und solches Hören, das muss uns geschenkt werden. Und es kann uns nur dadurch geschenkt werden, dass der Türhüter die Tür auftut, durch Gottes gnädige Herablassung, durch Gottes allmächtige Gegenwart, durch Gottes wirksamen Eingriff. Aber, wenn das nicht geschieht, wenn's windstill bleibt vom Himmel her, wenn die Tür des Himmels verschlossen bleibt, oder genauer gesagt, wenn *wir* verschlossen bleiben für den Himmel, dann, ach, dann ist's kein neues Jahr, und nie, nie wird so ein Neues werden. Es muss uns allen, die wir uns Christen nennen, einfach eine Beunruhigung sein, schämen müssen wir uns darüber, dass es Jahr um Jahr immer wieder beim Alten bleibt, trotzdem doch die Tür

aufgegangen ist und es Weihnachten wurde. Darum, bittet für uns, dass unser Reden Zeugenkraft erhalte, wir wollen das gleiche tun für euer Hören in diesem neuen Jahr. Bittet um Hirten, die ohne Menschenfurcht auf der Kanzel stehen, die vor nichts sich beugen als vor Gottes Wort, deren Trompete einen klaren Ton hat, damit man merkt, «was geharftet und gepfiffen sei». Bittet um Seelenhirten, die durch die Tür zu den Schafen eingegangen sind, die sich nicht hineingeschmuggelt haben in die Hürde, die durch die Tür eingegangen sind, die von der Gewissheit persönlich erfahrenen Heils getrieben sind, der Welt das Heil zu verkündigen. Bittet um Hirten auf und unter den Kanzeln – haben sie nun ausgesprochene Kirchenämter oder nicht –, bittet um alle, die irgendwo im Weinberg Gottes stehen, bittet, dass Gott einen neuen Hirtengeist über seine Gemeinde ausgiesse, bittet, dass das bald geschehe. Es könnte bald einmal zu spät sein.

Bittet weiter, dass Christus Hirten erwecke in den Schulen, in den hohen und niedrigen, in den niedrigsten und in den höchsten Schulen, Hirten, die wieder wüssten, dass «die Furcht Gottes der Weisheit Anfang ist», und in der Verantwortung vor Gott das Pult oder das Katheder besteigen. Bittet um Lehrer für unser Volk, die durch die Tür zu den Schafen gehen.

Betet weiter, dass Gott Hirten erwecke unter den Wirtschaftsführern. Betet um Finanzleute, Industriekapitäne, Direktoren und Präsidenten und Verwaltungsratsmitglieder, die durch die Tür eingegangen sind, die wissen, dass sie vor Gott jeden Franken zu verantworten haben, über den sie verfügen. Es dürfte nicht mehr vorkommen, dass eine Grossfirma, die nicht, wie so viele andere Betriebe, böse Tage hat, eine, die sich in den letzten fünfundzwanzig Jahren Riesereserven hat anlegen können und Jahr für Jahr mächtige Dividenden ausgeschüttet hat, dass eine solche Firma es wagen darf, ein Stellengesuch darum abzulehnen, weil es sich um einen Arbeiter handelt, der militärpflichtig ist. An solcher

Gesinnung geht ein Volk zugrunde. Ich hörte letzthin von einem alten Spruch, der besagt, dass noch einmal die Russen im Bodensee ihre Rosse tränken werden. Jedesmal, wenn in unserem Volk der kleine Mann vom grossen und mächtigen übervorteilt wird, tränken bereits jetzt fremde Herren ihre Rosse im Bodensee, und nicht nur im Bodensee, sondern in allen schönen Gewässern zwischen Genf und Romanshorn. Darum bittet um Hirten in unserem Wirtschaftsleben, die durch die Tür eingegangen sind zu den Schafen, um Hirten, die wissen, dass Besitz begünstigt und – verpflichtet.

Und weiter bittet um Hirten in der Politik. Sagt nicht, das sei nicht wichtig und gehöre nicht hierher. Es gibt nichts, das nicht unter Gottes Wort gehörte. Bittet um Hirten in der Politik. Bittet um Hirten, die wieder in Tat und Wahrheit Obrigkeit werden, das nämlich, was die Heilige Schrift unter «Obrigkeit» versteht und was uns abhanden gekommen ist. Bittet um Männer in der Politik, die von Gott verordnet sind, und die nicht nur von einer kleinen Christenschar halb mitleidig sich Obrigkeit nennen lassen, sondern die selber ja sagen dazu, ja, wir wollen wieder eine Obrigkeit sein.

Betet schliesslich darum, dass unsere Männer, Brüder und Söhne, die jetzt im Militärdienst stehen, Vorgesetzte haben, die wissen um die Tür, um die einzige Tür, die auch hier recht zu den Schafen führt. Es wird mir aus Gesprächen mit Urlaubern und aus Soldatenbriefen immer klarer, was für ein fast unheimlich verantwortungsvolles Instrument die militärische Überordnung ist, was für einen Einfluss ein einziger Unteroffizier, Zugführer oder Kompaniekommandant im Guten und im Schlimmen auszuüben vermag. Ich höre von einem Oberleutnant, der am Sonntag auch dann, wenn's nicht kommandiert ist, die Kirche sucht und einem Schärlein Soldaten damit Mut macht, dasselbe zu tun, lese den Brief einer Tagelöhnersfrau, die dem Kommandanten ihres Mannes dafür dankt, dass der Vater im guten Sinn verändert heimgekommen ist aus dem Dienst. Bittet auch da um Führer und

Lehrer, die Hirten sind, die durch die rechte Tür zu ihrem Grad und auf ihre Posten gelangen.

Nun aber meldet sich die Frage: Ja, wenn es so steht, wer in unserer Demokratie ist dann nicht berufen dazu, ein Führer, Lehrer und Hirt zu sein, und wenn es auch auf dem verborgensten Pöstchen wäre?

Ich sehe Väter und Mütter. Sie sind berufen zum allgemeinen Priestertum in der Familie. Und wenn es ein einziges Schäflein wäre, das du als Vater und als Mutter zu hüten hättest, wenn du nicht durch die Tür hineingehst zu dem Schäflein, dann ist es zu bedauern und du mit ihm. Ich sehe jene alte Ledige, eine der vielen Alleinstehenden in unserem Volk, sehe sie arbeiten am Fenster der Parterrewohnung einer Mietskaserne, höre ihre Gespräche mit den Kindern des Hauses, die täglich aus- und eingehen, an ihrem Arbeitsplatz vorbei. Sie hat an diesen Kindern still und freiwillig des Hirtenamtes gewaltet, das ihr vom höchsten Hirten übergeben war. So sind wir alle berufen zum Hirtenamt, ein jeglicher unter uns darf an dem Volksgenossen, der schwächer ist als er selber, Hirte sein. Und es wird keinen Kleinen unter uns geben, der nicht einen noch Kleineren weiss, zu dessen Hüter ihn Gott berufen hat. «Soll ich meines Bruders Hüter sein?» Ja, ich soll meines Bruders Hüter sein. Lasst uns nicht träg und schläfrig werden, lasst uns beten ohne Unterlass darum, Gott möge unser Volk in diesem besonderen Sinn zu einem «Volk der Hirten» machen, dass wir ein Volk von Hirten *Jesu Christi* werden, von solchen, die durch die Tür eingehen zu den Schafen.

Und nun zeigt uns der höchste Oberhirte solch einen rechten Hirten an der Arbeit. Zwischen einem Volk und solch rechten Führern, Lehrern und Hirten herrscht ein Verhältnis reinen gegenseitigen Vertrauens. Vom rechten Hirten heisst es: «Die Schafe hören seine Stimme.» Hier kommt es wieder zum Hören. Ein Volk von Hirten *Jesu Christi* wäre geheilt

von jenem tödlichen Misstrauen, da jeder dem anderen nichts anderes mehr zutrauen kann, als dass der sein eigen Interesse verfechte. Gebrannte Kinder scheuen das Feuer. Schäflein, die erfahren haben, wie oft sich im Schafspelz der Wolf versteckt, können eben mit der Zeit nicht anders als misstrauisch werden. Wo aber eine Führerschicht durch die Tür eingegangen ist zu den Schafen, da und nur da können die Schafe wieder Vertrauen fassen, dass das, was von oben herab geredet und geschrieben und versprochen wird, auf Treu und Glauben beruht. Bittet darum, dass in unserem Volk wieder die Stunde schlagen kann, da es heisst: «Die Schafe hören seine Stimme.»

Aber nicht nur die Schafe kennen ihre rechten Hirten, sondern auch umgekehrt, ein rechter Hirte kennt seine Schafe, und zwar mit Namen. Das Herz könnte einem übergehen, wenn man die Worte hört: «Und er ruft seine Schafe mit Namen und führt sie aus.» Sie haben aufgehört Nummern zu sein, diese Schafe, und per Stück gezählt und eingeschätzt zu werden, nein, sie haben wieder Namen. Wir sind ein Geschlecht, das drauf und dran ist, namenlos zu werden. Wir aber wollen wieder Namen haben, wollen als Menschen, die an den Oberhirten glauben, wieder ein Namensvolk werden, wollen kein Nummernvolk mehr sein und nicht ruhen, bis dass wieder jeder einen Namen hat. So will es der Oberhirte: «Er ruft seine Schafe mit Namen und führt sie aus.»

Und dann heisst es vom rechten Hirten weiter: «Und wenn er seine Schafe hat ausgelassen, so geht er ihnen voran.» Das ist das Siegel echter Führerschaft: Echte Führer, echte Lehrer, echte Hirten gehen voran, voran, weil der Oberhirte vorangeht, gehen hinter dem Oberhirten her, voran. Dies Wort gilt nun speziell uns Akademikern, die wir vor unseren Volksgenossen und Mitbürgern das unerhörte Vorrecht hatten, bis zu unserem fünfundzwanzigsten Lebensjahr studieren zu dürfen. Wir haben unsere akademische Ausbildung empfangen, nicht, um nachher die Schafe zu unseren

Gunsten zu scheren und zu schlachten, sondern um sie zu hüten und zu pflegen und zur Weide zu führen. Das ist ein schlechter Hirte, der seine Vorrangstellung dazu missbraucht, die anderen voranzuschicken dort, wo es gälte, Opfer zu bringen, und der nur vorangehen will, wo es den eigenen Vorteil zu wahren gilt. Betet um Hirten, die ein Vorangehen im Opferbringen kennen, die vom Oberhirten gehört haben, was das heisst: «Und wenn er seine Schafe hat ausgelassen, so geht er ihnen voran.»

Solchen Hirten wird dann auch wieder das Geschenk echter Gefolgschaft: «Und» – heisst es weiter – «die Schafe folgen ihm nach, denn sie kennen seine Stimme. Einem Fremden aber folgen sie nicht nach, sondern fliehen von ihm; denn sie kennen der Fremden Stimme nicht.» Wir haben heute, und wahrlich nicht ohne Grund, eine gewisse Zurückhaltung allem Fremden gegenüber. Ja, weit verbreitet ist in unserem Volk die Angst vor den Rossen fremder Herren, die in unseren Gewässern eines Tages könnten getränkt werden. Solang es sich hier um die bewusste Abwehr offen oder heimlich antichristlicher Mächte handelt, um die Abwehr gottloser Hirten und falscher Führer, ist's gut. Nicht aber können wir uns des Eindrucks erwehren, dass eine übergrosse Angst, die da und dort in unserem Volk vor fremden Einflüssen, Ideen und Schlagworten herrscht, nicht ein Zeichen der Wachsamkeit ist, sondern ein Zeichen des schlechten Gewissens. Ein Volk, das es an echtem Hirtengeist fehlen lässt, hat Grund, Angst zu haben vor fremden Einflüsterungen, nicht aber ein Volk, das Führer und Lehrer hat, die Hirten Jesu Christi sind. Dann, liebe Christen, sind wir recht auf der Hut nach aussen, wenn wir im Innern recht unseres Bruders Hüter sind. Der Schutz des schwachen Bruders im Sinne unseres Oberhirten, das ist der beste Grenzschutz unseres Landes. Eine Oberschicht aber, die dem eigenen Volk sich entfremdet hat, stellt sich selber und ganz real unter das Gericht des Herrnwortes: «Einem Fremden aber folgen sie nicht –».

Aber, liebe Gemeinde, nun noch die Frage: Ist das, was hier Christus zeigt, ist das nicht zu schön, um wahr zu sein, um wirklich, um möglich zu werden? Wenn es hier nur um ein schönes Ideal ginge, schon dann wollten wir es nicht verachten. Es wäre immerhin ein sehenswertes Ideal, und wir tun gut, Menschen, die in dieser Richtung Idealisten sind, nicht mehr zu belächeln. Aber was hier Christus sagt, ist nun in der Tat mehr als ein Ideal, das ist in ihm, in Jesus Christus, unserem Oberhirten, Wirklichkeit. Was Christus hier beschreibt, ist nicht Ideal, sondern Wunder. Es ist das Wunder der Nachfolge Christi. Und dieses Wunder geschieht. Der Apostel Paulus wird nicht müde, uns dies Wunder zu beschreiben, auch wenn es nicht leicht fällt, da für jedermann verständliche Worte zu finden. Es ist nun an der Zeit, dass wir uns klar werden darüber, was eigentlich Christus meint, wenn er sagt: «Ich bin die Tür», und wenn er auffordert, einzugehen durch diese Tür. In Jesus Christus hineingehen, das heisst, sich hineinziehen lassen in Jesu Sterben und Auferstehen. An einer anderen Stelle sagt der Apostel von den Christen, dass sie sich haben taufen lassen ins Sterben und Auferstehen Christi hinein. Oder er sagt: «Wir tragen allezeit das Sterben des Herrn Jesus an unserem Leib, auf dass auch das Leben Jesu offenbar werde an unserem sterblichen Fleische.» Oder er sagt: «Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur.» Oder wir könnten es auch so sagen: Wie wir alle berufen sind, Hirten Jesu Christi zu sein, so sind wir alle berufen, zuerst Schafe des einen Erzhirten, Jesu Christi, zu werden. Wer zuerst ganz und gar ein Schaf Jesu Christi wird, der kann dann auch Hirte werden. Ja, so wie Christus, der Oberhirte, selber ein Lamm geworden ist, ganz und gar ein Lamm, das sich opfern lässt, und gerade dadurch, dass er sich opfern lässt, der Erzhirte aller Völker und aller Zeiten ist, so kann keiner ein rechter Hirte werden, es sei denn vom Kreuz Christi her. Es geht hier um letzte, geheimnisvolle Realitäten, um das Wunder und Geheimnis unserer Erlösung

durch Christus. Dort am Kreuz, dort ist die Quelle des echten Hirtengeistes. Dort hindurch geht's, dort ist die Tür zu den Schafen. Wir merken jetzt, dass es sich da um eine sehr enge Tür handelt, und der Weg ist recht schmal, der zu dieser Tür hinzu und durch diese Tür hindurchführt, und ihrer sind wenige, die diesen Weg gehen. Aber es darf nicht bei den wenigen bleiben. Bittet den Herrn, dass in unserem Volk vorab, und in den Völkern allen, aus den wenigen deren viele werden.

Man kann auch anders eingehen zu den Schafen als durch diese Tür. Man kann am Kreuz Christi, man kann an der Tür vorbeigehen. Christus nennt dieses andere Hineingehen, und geschähe es im Priesterrock oder im Mantel der Menschenfreundlichkeit, mit sehr harten Worten ein Eingehen als Dieb und Mörder. Der Weg am Kreuz vorbei ist der Weg des Eigennutzes und des Eigenruhmes. Der Weg am Opfertod Christi vorbei – und wie oft geschieht das in den besten Absichten – führt immer wieder schliesslich zum Brudermord. Wer das Opfer Christi in Weltbeglückungsabsichten links liegen liess, geriet noch immer in den Abgrund eigener Machtvollkommenheit und der Gewalt und wird ein Dieb oder ein Mörder. Es geht auch da von zuoberst bis zuunterst, von dort, wo im grossen geraubt und gemordet wird, bis dorthinunter, wo ein Ärmster einen noch Ärmeren beraubt und totschießt; von ganz oben bis ganz hinunter geht's mit Raub und Mord. «Wahrlich, wahrlich ich sage euch:

Wer nicht zur Tür hineingeht in den Schafstall, sondern steigt anderswo hinein, der ist ein Dieb und ein Mörder.»

Verwundern wir uns jetzt noch darüber, dass die ganzen Verhältnisse, in denen wir leben, so «räuberisch» und so «mörderisch» geworden sind? Verwundern wir uns noch darüber, dass das Gegenteil eingetreten ist von dem, was Christus sagt: «Wer zu mir eingeht, der wird gerettet werden und ein- und ausgehen und Weide finden»? Wenn wir am

Eingang zu diesem neuen Jahr etwas gewiss wissen, dann ist es das, dass jetzt die Völker «gequält und erschöpft sind wie die Schafe, die keinen Hirten haben». Und warum? Der Weg ist breit und die Pforte ist weit, die an Christus vorbeiführt, und ihrer sind viele, die darauf wandeln. Bittet, bittet den Oberhirten, dass aus diesen vielen wenige werden, denn es ist Gottes gnädiger Wille, dass viele, dass alle eingehen durch die Tür.

Damit hören wir noch einmal den Ruf Christi: «Ich bin die Tür.» Es ist eine unsagbare Freundlichkeit unseres Gottes, dass er uns nicht unter dem kalten und finsternen Torbogen eines düsteren Jahresanfangs stehen lässt, sondern uns mit heller Hirtenstimme zuruft: «Ich bin die Tür.» Es gibt eine Tür! Damit ist für alle, die hier eintreten wollen, die Zukunft geöffnet. Wir haben eine offene Tür. Wer da eintritt, der braucht sich nicht mehr zu fürchten. Wir haben eine Zukunft. Wollen wir eintreten? Oder wollen wir noch einmal, wie schon so oft, uns an der Tür vorbei ins neue Jahr hineinschmuggeln? Dann wird's kein neues Jahr sein. Oder wollen wir einmal von ganzem Herzen, von ganzer Seele darum bitten, dass wir den Schritt über diese entscheidende Türschwelle tun dürfen? Wer aber diesen ersten Schritt tut, wer durch die Tür eingeht in dieses Jahr, der wird durch alles, was dieses 1940 bringen mag, durch diese Tür hineingehen dürfen. Und wenn dieses Jahr im schlimmsten Fall den Tod bringen würde – durch die Christus-Tür darf man auch in den Tod hineingehen, ohne verloren zu sein.

Die Bewohner der Stadt Basel haben einen schönen Silvestergruss. Am letzten Tag eines vergehenden Jahres und bis zur Mitternacht rufen sie ihn einander zu. Wenn man ihn als Fremdling zum ersten Mal hört, horcht man auf. Ich möchte ihn von der Grenzstadt am Rhein ins Land hinauf rufen und den Rhein abwärts an alle Völker. Er lautet: «Gesegneten Übergang!» Nur dann aber ist dieser Übergang gesegnet, wenn er im Sinn unseres heutigen Evangeliums durch die

Christus-Tür hineinführt. Er steht dann unter dem Segen des Wortes: «Ich bin die Tür, wer durch mich eingeht, der wird gerettet werden und wird ein- und ausgehen und Weide finden.»

«Gott, erhöh deins Namens Ehr,
wehr und straf der Bösen Grimm,
weck die Schaf mit deiner Stimm,
die dich lieb haben inniglich.

Hilf, dass alle Bitterkeit
scheid, o Herr, und alte Treu
wiederkehr und werde neu,
dass wir ewig lobsingem dir.»

Das Gleichnis vom guten Hirten

¹² Ich bin der gute Hirte. Der gute Hirte lässt sein Leben für seine Schafe. Der Mietling aber, der nicht Hirte ist, des die Schafe nicht eigen sind, sieht den Wolf kommen und verlässt die Schafe und flieht; und der Wolf erhascht und zerstreut die Schafe. ¹³ Der Mietling aber flieht; denn er ist ein Mietling und achtet der Schafe nicht. ¹⁴ Ich bin der gute Hirte und erkenne die Meinen und bin bekannt den Meinen, ¹⁵ wie mich mein Vater kennt und ich kenne den Vater. Und ich lasse mein Leben für die Schafe. ¹⁶ Und ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle; und dieselben muss ich herführen, und sie werden meine Stimme hören, und wird eine Herde und ein Hirte werden. ¹⁷ Darum liebt mich mein Vater, dass ich mein Leben lasse, auf dass ich's wiedernehme. ¹⁸ Niemand nimmt es von mir, sondern ich lasse es von mir selber. Ich habe Macht, es zu lassen, und habe Macht, es wiederzunehmen. Solch Gebot habe ich empfangen von meinem Vater. ¹⁹ Da ward abermals eine Zwietracht unter den Juden über diese Worte. ²⁰ Viele unter ihnen sprachen: Er hat den Teufel und ist unsinnig; was hört ihr ihm zu? ²¹ Die andern sprachen: Das sind nicht Worte eines Besessenen; kann der Teufel auch der Blinden Augen auf tun? Johannes 10,12-21

Ihr steht wohl alle mit mir unter dem Eindruck, dass wir jetzt in einer Zeit leben, da dieses bekannte Wort vom guten Hirten einen besondern Klang erhalten hat. Der Wolf ist los, der Wolf geht um. Sein Heulen will uns in der Nacht nicht schlafen lassen, und auch tagsüber lässt er uns nicht in Ruh. Es ist eine wahre Wolfszeit jetzt. Aber der da spricht, der hat für alle Zeiten gesprochen. Auch für Wolfszeiten gilt Christi Wort: «Ich bin der gute Hirte.» Der Wolf geht jetzt um unter mancherlei Namen, und wir sehen ihn, in mancherlei Gestalt. Für die meisten von uns heisst er jetzt einfach: Krieg! Krieg mit all seinen Bedrohungen und Begleitumständen:

Hunger, Kälte, Obdachlosigkeit, Evakuierung, Ehrlosigkeit und Knechtschaft Leibes und der Seele. Vor allen diesen Wolfsgesichtern haben wir jetzt Angst, denn «der Wolf erschascht und zerstreut die Schafe». Und Christus weiss um unsre Angst; er weiss, dass wir uns fürchten werden, «wenn dies alles anfängt zu geschehen». Darum sagt er es uns ganz besonders: Fürchtet euch nicht, «ich bin der gute Hirte».

Dies eine Gute hat nun scheinbar der Wolf also doch zustande gebracht, dass er nämlich dies selbstsichere Geschlecht aus seiner stolzen Trägheit aufgeweckt zu haben scheint. Das Heulen des Wolfes hat es jetzt fertig gebracht, dass manch ein Schaf anfängt, nach seinem Hirten Ausschau zu halten. Es ist jetzt so, dass ein auffälliges Bedürfnis nach einem höheren, allmächtigen Schutz durch die Völker geht. Dies Bedürfnis ist Tag für Tag im Wachsen. Die Psalmen 90 und 91, die vom Schirm des Höchsten reden und von der Zuflucht für und für, gehören jetzt wieder zu den meistgelesenen in der Heiligen Schrift. Alle Welt ist jetzt bereit, Gott den ehrenvollen Posten eines obersten Schirmherrn einzuräumen. Sogar Staatsoberhäupter rufen den Allmächtigen an, nicht immer zur Ehre des Allmächtigen. Man könnte daher sagen, die Chance fürs Evangelium vom guten Hirten sei jetzt im Wachsen. In dieser allgemeinen Form, als Beschützer vor Frost, Blösse, Hunger und Gefahr, als allgemeiner Menschenhüter ist der gute Hirte jetzt wieder populär geworden.

Aber dabei ist uns nicht ganz wohl. Die Heiden aller Zeiten haben und halten doch auch ihre Schutzgötter und ihre Schutzgöttinnen obendrein. Wie Blitzableiter befestigen sie ihre Schirmgötter über ihren Hütten. Es hat etwas unheimlich Heidnisches an sich, wenn Gott uns jetzt als Beschützer öffentlichen und privaten Eigentums anfängt, gerade wieder gut genug zu werden. Aber das ist nicht der Gott der Bibel. Der Gott der Heiligen Schrift gibt seinen Gläubigen keinerlei Garantie dafür, dass sie in ihren Wohnungen zusammen

mit allerlei Komfort eine bleibende Stätte haben sollen. Wer die Leute also tröstet und lehrt, der wird vielleicht recht gern gehört, aber höre auf, sich auf Gottes Wort zu berufen. Der gute Hirte ist nicht einer, den man so halten kann wie einen zuverlässigen Sekuritaswächter, den man sich so umhängen kann wie ein Amulett.

Und doch sagt er: «Ich bin der gute Hirte.» Aber damit sagt er, wenn wir recht gehört haben, hier gerade das Gegenteil von dem, was die Völker gerne hören: Nicht wir können ihn haben, sondern er will uns haben. Nicht wir sollen für unsere Zwecke über ihn verfügen können, sondern verfügen will er über uns. Er redet da mit keinem Wort von unserem Eigentum und dessen Schutz, sondern Christus redet da vom ersten bis zum letzten Wort von seinem Eigentum, von dem, was ihm gehört, von seinem Besitz. Nicht umsonst setzt er sich in klaren Gegensatz zum Mietling, «des die Schafe nicht eigen sind». Ihm sind die Schafe eigen. Er ist nicht Mietling, er ist Besitzer und nennt darum die Schafe «die Seinigen». Und dieser Besitzer ist nicht bereit, auch nur einen Schuh breit von dem, was ihm gehört, sich schmälern zu lassen. Das ist der Unterschied zwischen Knecht und Herr. Der Knecht wehrt sich bis zuletzt für seine Schafe; aber schliesslich ist sein eigenes Leben mehr wert als das der anvertrauten Tiere, und darum läuft er zuletzt davon. Das ist sein gutes Mietlingsrecht. Aber der Hirte, «des die Schafe eigen sind», läuft nicht davon. Der ist bereit, was ihm gehört, unter Einsatz des Lebens zu verteidigen. Das heisst: «ich bin der gute Hirte», ich bin der Herr der Herde. Da erinnern wir uns nun daran, dass es im Psalme heisst: «Der Herr ist mein Hirte.» Ja, der Herr. Der unser Hirte ist, der ist unser Herr.

Damit hört dieser Hirte nun allerdings auf, eine harmlose Figur zu sein. Es kommt uns jetzt aus diesem Gleichnis sozusagen eine starke Männerhand entgegen, eine Hand, die nach uns und nach allem, was wir haben, greift, eine Hand, die uns zur Auslieferung und zur Übergabe auffordert. Diese

Hand ist schon längst nach uns ausgereckt. Wie oft schon sind wir ihrem heilsamen Zugriff entwischt! Gottes Stunde ist zwar nicht unsere Stunde. Aber es ist denkbar, dass heute morgen, jetzt, hier etliche sind, für die Gottes Stunde geschlagen hat, die gerade nur deswegen die Kälte des frühen Morgens nicht gescheut haben, weil der Ruf des guten Hirten sie getroffen hat und weil die Hand dieses Herrn für sie zum Zugriff bereit ist. Wo diese Hingabe, Abgabe und Übergabe an den guten Hirten sich ereignet, da ist ein Wunder geschehen, über das die Engel im Himmel jubeln.

Was aber hat denn dieser Herr und Hirte an uns für ein Interesse? Was will er denn von uns? Was macht uns ihm begehrenswert? Kennt er uns denn so wenig, dass er am Ende meint, bei uns weiss der Himmel was zu finden? Weiss er denn nicht, was für ein undankbares Besitzobjekt ein Mensch ist und was für ein fragwürdiges Eigentum? Und weiss er denn nicht, wie belastet und verschuldet wir ihm daherkommen? Doch, er weiss es. Er kennt die Seinen, kennt sie durch und durch, und dennoch ist er ihnen auf den Fersen. Nicht unsere Stärke und nicht unsere Habe und nicht unsere Güte ist es, die ihn dazu reizt, uns zu besitzen, sondern gerade umgekehrt, unsere Armut und unsere Not ist es, unsere Mangelhaftigkeit, unser Unvermögen – unsere Sünde. Sie treibt ihn dazu, unser Hirte zu sein. Seltsamer Hirte! Denkt nicht an seinen Vorteil, sondern denkt an die Verlorenheit der Schafe. Darum hat dieser Hirte weder Rast noch Ruh, bis dass er sie gefunden hat. Es gibt seinesgleichen nicht unter den Hirten dieser Welt. Das ist eben jener Hirte, von dem Lukas folgendes erzählt:

«Es nahten aber zu ihm andere Zöllner und Sünder, dass sie ihn hörten. Die Pharisäer und Schriftgelehrten aber murrten und sprachen: Dieser nimmt die Sünder an und isst mit ihnen. Er sagte aber ihnen dieses Gleichnis und sprach: Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat, und so er eines verliert, der nicht lasse die neunundneunzig in der

Wüste und hingehe nach dem Verlorenen, bis dass er's findet? Wenn er's gefunden hat, so legt er's auf seine Achseln mit Freuden. Und wenn er heimkommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn und sagt zu ihnen: Freuet euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, welches verloren war. Ich sage euch: Also wird auch Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Busse tut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Busse nicht bedürfen.»

Wenn jetzt hier unter Hunderten, die sich wohl befinden und die mit sich zufrieden sind, einer sitzt, der ganz und gar nicht zufrieden ist mit sich, der sich unmöglich vorkommt, so dass er am liebsten aufstehen und hinauslaufen möchte, wenn einer dasitzt, der sich unhaltbar vorkommt und der weiss, mein bisheriges Leben ist verpfuscht, und Aussicht auf ein neues sehe ich nicht, der darf wissen, dass der gute Hirte auf ihn, gerade auf ihn gewartet hat bis auf den heutigen Tag, jener treue Herr, der ein Hirte der Verlorenen ist. Dieser Hirte, der das Verlorene sucht, ist wahrlich nicht umsonst selber ein Verlorener geworden. Darin hat er nicht seinesgleichen unter den Hirten, darin, dass er ein Hirte am Kreuz wird. Fünfmal heisst es in diesen kurzen zehn Versen «ich lasse mein Leben für die Schafe». So sehr unserer Natur ein allgemeiner Menschenhüter gefallen würde, so sehr ist hier, vor dem Hirten am Kreuz, keine Gestalt mehr, die uns gefallen könnte. Dieser Hirte am Kreuz ist geschlagen, und seine Herde hat sich zerstreut. Wer einen handfesten Schirmherrn nach Art dieser Welt sucht, der hat nun freilich hier nichts mehr zu suchen und kann darum nichts Eiligeres und nichts Gescheiteres tun, als vor diesem geschlagenen Hirten sich auf dem Absatz umdrehen und enttäuscht davonlaufen. Dieser Hirte am Kreuz ist allen, die das Ihre suchen und auf Sicherheit und Selbstbehauptung bedacht sind, ein tiefes, tiefes Ärgernis. Das ist nun allerdings ebenfalls denkbar, dass du nämlich heute Morgen hierher gekommen bist, grad nur, um dich zu ärgern und um dich heftig zu bedanken für einen solchen

Hirten. Auch dann hat das Wort seine scheidende und entscheidende Wirkung getan. Hier vor dem geschlagenen und gekreuzigten Hirten fällt die Entscheidung darüber, ob man zu den Schafen gehört oder zu den Böcken, ob man zur Rechten oder zur Linken geht, zu denen, die gesegnet sind, oder zu den anderen, die sich dem Fluch zuwenden. Hier gehen nicht nur Ohren auf, hier gehen auch Ohren endgültig zu: «Da ward abermals eine Zwietracht unter den Juden über diesen Worten. Viele unter ihnen sprachen: Er hat den Teufel und ist unsinnig; was hört ihr ihm zu? Die andern aber sprachen: Das sind nicht Worte eines Besessenen.»

Wer aber die Gnade hat, sich vor diesem gehenkten Hirten nicht auf dem Absatz wegzudrehen, wer hier stehen bleibt, dem kann das grösste Geheimnis aller Zeiten aufgehen, das Geheimnis der Geheimnisse: Dieser Zerschlagene dort am Kreuz, dieser Blutüberströmte und über und über mit Wunden Bedeckte, der mit einem Schrei äusserster Verlassenheit verscheiden muss, der stirbt nicht sinnlos und zwangsläufig, weil er sterben muss, sondern weil er in freiwilligem Sohnesgehorsam sterben will. Er stirbt auftragsgemäss. Es ist der Auftrag des Vaters, dass er hier draussen in der Hilflosigkeit hängt. Sein Sterben ist nicht Schicksal, sondern Opfer: «Niemand nimmt mein Leben von mir, sondern ich lasse es von mir selber. Ich habe Vollmacht, es zu lassen, und habe Vollmacht, es wieder zu nehmen.» Der Wille und Auftrag des Vaters aber ist, dass durch dieses einmalige Opfer allen Menschen geholfen werde. Darum muss derjenige, der ein Hirte der Verlorenen ist, in den tiefsten Abgrund hinunter und auf den höchsten Berg hinauf und bis an den äussersten Rand der Gottesferne hinaus. Dies Opfer geschieht «für die Schafe», zugunsten der Schafe. Weil die Verlorenheit der Schafe so ernster Natur ist, eine Verlorenheit in den Tod hinein, darum entschliesst sich der Hirte, der der gute Hirte ist, in den Tod hinunter zu steigen. Weil die Verlorenheit der Schafe bis in die Hölle hinunterreicht, darum entschliesst

sich der gute Hirte, auch bis in die Hölle hinunter seinem Eigentum nachzujagen. So radikal und so beharrlich ist der Besitzerwille dieses guten Hirten, dass er weder vor Tod noch vor Hölle davor zurückschreckt, sein Anrecht geltend zu machen: «Ich bin der gute Hirte. Der gute Hirte lässt sein Leben für die Schafe.»

Aber drei Tage, nachdem der Hirte geschlagen ist und die Herde zerstreut, hat der Hirte sein Leben wieder. Der Vater lässt den Hirten nicht im Tod und nicht in der Hölle, sondern hat ihn am Ostertag erweckt in Herrlichkeit und hat ihn eingesetzt zum Hirten aller Völker und aller Zeiten. Was dort im Kreuzesopfer als äusserste Gottverlassenheit offenbar wird, das ist jetzt höchste Vollmacht und herrliche Einsetzung ins Hirtenamt geworden. Von jenseits des Grabes her ist er jetzt erst recht der gute Hirte und waltet seines Amtes. Und dieser gute Hirte denkt nicht im Entferntesten daran, je seinen Anspruch auf alle Völker der Erde preiszugeben. Nein, jetzt ruft er erst recht seinen unnachgiebigen Hirtenwillen aus: «Und ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle; und dieselben muss ich herführen, und sie werden meine Stimme hören, und wird eine Herde und ein Hirte werden.»

Vom Ostermorgen an sehen wir den guten Hirten als Auferstandenen am Werk. Und es ist Hirtenarbeit, die er die ganze Osterzeit über tut. Er sucht zunächst die kleine Herde, die durch den Tod des Hirten so grausam zerstreut und zerfetzt war, sofort wieder zusammen. Und schon am ersten Osterabend ist eine kleine Schar wieder beieinander. Der auferstandene Hirte ist's, der sie, jeden einzelnen, wieder zusammengebracht hat. Und nun passiert das Unerwartete und Unerhörte, dass dieser ewige Hirte und Hohepriester die Seinen in der Weise aus aller Völker Zahl herbeiführen will, dass er diejenigen, die sich zuerst ihm zum Eigentum übergeben, dann zu Hirten einsetzt, so dass sie Schafe sind und Hirten zugleich sein dürfen. Derjenige, der der Verlorenste

unter den Jüngern war (ausser dem einen, über dem das Geheimnis letzter Verlorenheit liegt), Petrus, gerade er wird ganz besonders eingesetzt: «Weide meine Lämmer, weide meine Schafe.» Und sogar einer von jenen, welche die Tür endgültig zugeschlagen haben, einer von jenen falschen Hirten, er war ein Wolf im Schafspelz, Paulus, der Pharisäer und eines Pharisäers Sohn, wird wie ein brennendes Scheit aus dem Feuer gerettet und zum Völkerhirten eingesetzt. Und alle Jünger bekommen den Auftrag: Gehet hin in alle Welt und machet zu Jüngern alle Völker, lehrt sie und tauft sie. Und noch einmal: Es ist denkbar, dass einer heute Morgen nur gerade deswegen hierher gekommen ist, um den Ruf des ewigen Oberhirten zu vernehmen: Hilf mit die Schafe weiden, der du selber ein Schaf sein darfst, hilf mit beim Weiden der Lämmer. Denn der gute Hirte hat noch andere Schafe in anderen Ställen, die er herzuführen wird.

In einer der Zuschriften auf die letzte Predigt hin war der furchtbare Gedanke ausgesprochen: Es nützt nichts mehr, die Leute des Wirtschaftslebens, der Politik und des Militärs anzurufen und ihnen zu zeigen, wozu sie vor Gott verantwortlich sind, denn das sei nun bereits zu spät. Diese Gebiete seien jetzt für Christi Ruf verschlossen und könnten jetzt nur noch eines, so bald wie möglich untergehen. Das ist ein sehr ernstes Wort, und wir werden es nicht so leicht loswerden. Solche Möglichkeiten sind in der Bibel durchaus vorgesehen. Und doch, es liegt nicht an uns, zu bestimmen, wann solche Gerichtsreife vorliegt, wann und wo «es nichts mehr nützt» und bei wem es zu spät ist. Wir haben als Christen, solange die Nacht noch nicht gekommen ist, da niemand wirken kann (Kap. 9), das Recht und die Pflicht zu hoffen, dass der Herr und Hirte «noch andere Schafe» hat als die, die wir kennen, in anderen Ställen, als wir meinen und vermuten. Wir haben nicht Grund, von einem Ort anzunehmen, es habe hier keine Schafe mehr, für die der gute Hirte gestorben ist. Wir dürfen damit rechnen, dass da und dort noch Schafe

sind, wo niemand es vermutete, ja wir werden einst staunen darüber, von wo überallher Schafe gelaufen kommen, wenn der Tag der grossen Sammlung naht.

Freilich, darin hat jene Zuschrift schon recht: Der Beruf der Sendboten Jesu Christi ist nicht ein sieghafter Beruf in dem Sinn, dass es für sie den Weg geringen Widerstandes gäbe. Die Gemeinde ist in dieser Zeit und Welt den Weg grössten, allergrössten Widerstandes gesandt. Misserfolg, Schmach und Leiden warten ihr. Sie wird nie verleugnen können, dass sie Gemeinde dessen ist, der am Kreuz starb, sagt doch der gute Hirte selbst: «Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Darum seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.» Aber auch wenn wir jetzt im Glauben leben und nicht im Schauen, auch wenn da und dort zerstreut einsame Schäflein leben, die wohl wissen, dass der gute Hirte sie kennt, aber die einander nicht kennen auf dieser Erde, so dürfen sie doch das eine nie vergessen: «Der gute Hirte kennt die Seinen und ist bekannt den Seinen», und er beharrt auf seinem Besitz, denn er hat sein Leben gelassen für die Schafe. Wer diesen Ruf hören durfte, der darf dem letzten grossen Tag getrost entgegengehen, von dem geschrieben steht: «Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle seine heiligen Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit, und werden vor ihm alle Völker versammelt werden. Und er wird sie voneinander scheiden, gleichwie ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet.» Derjenige, der dann die Schafe von den Böcken scheidet, ist der gleiche, der hier sagt: «Ich bin der gute Hirte. Der gute Hirte lässt sein Leben für die Schafe.»

Das Gleichnis von den Schafen

²² *Es ward aber Kirchweihe zu Jerusalem und war Winter.*

²³ *Und Jesus wandelte im Tempel in der Halle Salomos.*

²⁴ *Da umringten ihn die Juden und sprachen zu ihm: Wie lange hältst du unsere Seele auf? Bist du Christus, so sage es uns frei heraus.* ²⁵ *Jesus antwortete ihnen: Ich habe es euch gesagt, und ihr glaubet nicht. Die Werke, die ich tue in meines Vaters Namen, die zeugen von mir.* ²⁶ *Aber ihr glaubet nicht; denn ihr seid von meinen Schafen nicht, wie ich euch gesagt habe.* ²⁷ *Denn meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie; und sie folgen mir,* ²⁸ *und ich gebe ihnen das ewige Leben; und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen.* ²⁹ *Der Vater, der sie mir gegeben hat, ist grösser denn alles; und niemand kann sie aus meines Vaters Hand reißen.* ³⁰ *Ich und der Vater sind eins.*

³¹ *Da hoben die Juden abermals Steine auf, dass sie ihn steinigten.* ³² *Jesus antwortete ihnen: Viel gute Werke habe ich euch erzeugt von meinem Vater; um welches Werk unter ihnen steinigst ihr mich?* ³³ *Die Juden antworteten ihm und sprachen: Um des guten Werks willen steinigen wir dich nicht, sondern um der Gotteslästerung willen und dass du ein Mensch bist und machst dich selbst zu Gott.*

³⁴ *Jesus antwortete ihnen: Steht nicht geschrieben in eurem Gesetz: "Ich habe gesagt: Ihr seid Götter"?* ³⁵ *So er die Götter nennt, zu welchen das Wort geschah, und die Schrift kann doch nicht gebrochen werden,* ³⁶ *sprecht ihr denn zu dem, den der Vater geheiligt und in die Welt gesandt hat: "Du lästerst Gott", darum dass ich sage: Ich bin Gottes Sohn?* ³⁷ *Tue ich nicht die Werke meines Vaters, so glaubet mir nicht;* ³⁸ *tue ich sie aber, glaubet doch den Werken, wollt ihr mir nicht glauben, auf dass ihr erkennet und glaubet, dass der Vater in mir ist und ich in ihm.*

³⁹ Sie suchten abermals ihn zu greifen; aber er entging ihnen aus ihren Händen ⁴⁰ und zog hin wieder jenseits des Jordans an den Ort, da Johannes zuvor getauft hatte, und blieb allda. ⁴¹ Und viele kamen zu ihm und sprachen: Johannes tat kein Zeichen; aber alles, was Johannes von diesem gesagt hat, das ist wahr. ⁴² Und glaubten allda viele an ihn. Johannes 10,22-42

«Ihr seid von meinen Schafen nicht – denn meine Schafe hören meine Stimme.» Eine haarfeine Scheidungslinie verläuft zwischen diesen zwei Worten hindurch. Der Herr redet hier von Menschen, die er seine Schafe nennt, und von anderen Menschen, von denen er sagt: Ihr seid es nicht. Die einen glauben an ihn, die anderen glauben nicht an ihn. Die einen hören seine Stimme, die anderen sind taub dafür. Die einen folgen ihm nach, die anderen wenden sich von ihm weg. Diese Scheidungslinie zieht sich nun aber nicht nur durch diesen kurzen Bibelabschnitt, sondern durch die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments. Wir sehen einen Kain und einen Abel, beide vom gleichen Mutterschoss geboren, einen Jakob und Esau, beide im gleichen Vaterhaus genährt, wir sehen einen Judas und Petrus, beide vom gleichen Herrn zur Jüngerschaft berufen, sehen einen Übeltäter zur Rechten und einen Übeltäter zur Linken, wir sehen am Tag der Pfingsten die einen voll Heiligen Geistes und hart daneben andere, die ahnungslos oder boshaft höhnen: «Sie sind voll süßen Weines.» Und wenn das Letzte, Grosse geschehen wird am Ende der Zeit, dann werden zwei arbeiten auf einem Feld, zwei werden mahlen an einer Mühle, zwei werden schlafen auf einem Lager, der eine wird angenommen, der andere wird verlassen werden.

Diese Abgrenzung, die zwischen Glauben und Unglauben hindurch läuft, das ist die einzige «Grenze», die für Gott und seine Sache wichtig ist. Nur die zwei «Fronten», die zwei «Lager», die hier entstehen, wo man entweder die Stimme des guten Hirten hört oder nicht hört, nur sie sind vor Gott

von Bedeutung. Alles aber, was sonst wie die Menschen trennt, in sprachlicher, nationaler, rassischer, ja weithin sogar in konfessionell-kirchlicher Weise, mag in unseren Augen wichtig sein, für Gott und seine Sache aber sind unsere Grenzen weder endgültig noch bindend. Hier ist weder Jude noch Grieche, weder Knecht noch Freier, weder Mann noch Weib, hier sind nur noch Menschen, Menschen, die entweder die Stimme des guten Hirten hören, oder aber – «ihr glaubet nicht»! So wie Gott sagt: «Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege», so könnte er auch sagen: Meine Grenzen sind nicht eure Grenzen, und eure Scheidewände sind nicht meine Scheidewände, sondern so viel der Himmel höher ist denn die Erde, so sind auch meine Grenzen höher denn die euren. Wir aber, die wir heute Morgen hier zusammengekommen sind, so nah zusammen! und ach, so getrennt und so zerrissen, wie nur Menschen getrennt sein können, wir, die wir jetzt aufgewühlt sind durch Sympathien und Antipathien, verwirrt durch das Spiel der Lüge und der Gegenlüge, umgetrieben durch blinden Hass oder ebenso blinde Liebe, die wir anfangen zu erschrecken durch das beinahe hörbare Hohngelächter aus dem Abgrund herauf, wir alle, die wir ja nicht anders können als immer wieder leidenschaftlich Anteil nehmen am Weltgeschehen – wir möchten doch heute morgen um Gottes willen hier einen Augenblick stille werden und zur Besinnung kommen und über unseren zeitlichen und vorletzten Scheidungslinien die letzte und ewige Entscheidung, die der im Himmel fällt, nicht aus dem Blickfeld verlieren! Möchten wir uns doch um Gottes willen die alte Frage vorlegen lassen, die immer unzeitgemässe und darum auch immer wieder zeitgemässe Frage: Wem gehörst du, auf welche Seite? Wessen Eigentum bist du? Bist du ein Schaf des guten Hirten, oder gehörst du zu den anderen, die ange-redet sind mit: «Ihr seid von meinen Schafen nicht»? Aber was immer an Ereignissen der Zeit unsere Geister gefangen

nimmt, was immer die kommende Woche oder der morgige Tag schon bringen mag, nichts ist und darf uns wichtiger sein als jenes Ereignis, das darin besteht, dass der gute Hirte unter die Völker trat und an sie seinen Ruf ergehen lässt, den Ruf des Hirten an eine verlorene Welt.

Aber, wenn man nun zu den Schafen gehören möchte, was kann und muss man tun, um es zu werden? Was für Vorkehrungen sind da zu treffen, was für Schritte zu unternehmen? Auf diese Frage brauchen wir gottlob nicht von uns aus zu antworten. Christus selber gibt die Antwort, und diese ist erstaunlich genug: sie ist beunruhigend oder beglückend, je nachdem. Christus sagt von den Schafen, der Vater habe sie ihm gegeben: «Der Vater, der mir sie gegeben hat, ist grösser denn alle.» Das gleiche sagt der Herr im hohepriesterlichen Gebet wieder (Kap. 17). Dort bittet Christus für die zum Vater, die «der Vater ihm gegeben hat», und dankt dafür dem Vater, dass er keinen von denen verloren hat, die der Vater ihm gegeben habe, ausser dem einen verlorenen Kind, auf dass die Schrift erfüllet würde. Jesus sieht in jedem einzelnen Schaf, das seiner Herde hinzugetan wird, ein Geschenk des Vaters im Himmel. Nicht der gute Hirte hat sich die Herde selber gesammelt oder gar erschaffen, nein, der Vater hat sie ihm gegeben.

Wenn aber der Erzhirte das von sich sagt, wie viel mehr müssen und dürfen wir das von uns sagen, die wir im Haus oder an der Gemeinde zum Hirtenamt berufen sind! Ich vergesse nie das Wort jener Mutter, die in ihrem Leben viel durch missratene Kinder angefochten war und die im Angesicht ihres Todes dem dabeistehenden Pfarrer erklärte: «Ich hatte es nicht in meiner Hand. Ich habe nur für sie beten können. Keine Mutter macht ihre Kinder selig. Und (mit einem Seitenblick auf den dabeistehenden Pfarrer) kein Pfarrer macht seine Gemeinde.» Das tut ein anderer, derjenige, der seine Wahl trifft, wann und wo und wie es ihm gefällt. Es kann auch keiner über sich selber bestimmen, ob er zur

Herde gehört oder nicht. Hier gibt es nur eine Haltung, die des Bittens, Suchens und des Anklopfens. Die Türe aber tut ein anderer auf. Er schenkt das Finden dem, der sucht; er gibt dem, der da bittet. Geschenk ist alles. Und keiner, der zur Herde Jesu Christi gehören darf, kann sagen: Ich habe es verdient. Hier gibt es nur zu danken und zu rühmen. Ein Danken dafür, dass der Vater dich gesucht hat von deiner Kindheit an, dass er seinen gnädigen Blick auf dich hat fallen lassen und dir gerufen hat zu seiner Stunde: «Du hast meine Nieren bereitet und hast mich gebildet im Mutterleibe. Deine Augen sahen mich, da ich noch unbereitete war, und alle Tage waren auf dein Buch geschrieben, die noch werden sollten, als derselben keiner da war.»

Diese Gnadenwahl des Vaters ist nun aber nicht in fürchterliche Finsternis gehüllt. Der Vater teilt dem Sohne mit, welche er ihm schenkt. Es findet ein helles Erkennen statt. Der Sohn darf sagen: «Ich kenne sie», «ich kenne die Meinen.» Und das Erkennen geht weiter vom Hirten zu den Schafen, so dass auch sie sich selber und eines das andere erkennen dürfen und keines mehr in abgeschiedener Dunkelheit seine Tage beschliessen muss. Es gibt Erkennungszeichen für das, was ein Schaf ist oder nicht. Das erste dieser Zeichen heisst: «Meine Schafe hören meine Stimme.» Daran darfst du erkennen, dass du oder ein anderer zu den Schafen gehört: Seine Schafe hören seine Stimme. Es ist ihnen ein Hören, ein geöffnetes Ohr geschenkt. Die Predigt fängt an zu ihnen zu reden. Ja die Predigt in sonntäglichen Abständen genügt ihnen bald nicht mehr. Welches Schaf soll es acht Tage lang aushalten ohne Weide und Tränke? Ein Hunger und Durst nach Gottes Wort, eine Abhängigkeit von der Stimme des Hirten, eine ganz persönliche Bedürftigkeit bricht auf bei denen, die der «Vater ihm gegeben hat». Und seine Schafe hören so seine Stimme, dass sie unterscheiden können, was seine Stimme ist und was die Stimme eines Fremden. Und vor der Stimme eines Fremden, der nicht Hirte ist, ist den

Schafen ein verschlossenes Gehör geschenkt. Dem heilsamen Hören entspricht auch immer eine heilsame Harthörigkeit. Und wenn es jetzt solche unter uns gibt, die traurig oder beunruhigt sagen müssen: So ist's bei mir noch nicht, ich kann noch wochen- und monatelang leben ohne die Stimme des guten Hirten – wem es ernst ist mit dieser Beunruhigung, der darf wissen, dass schon das ein Zeichen ist, ein erstes Anzeichen dafür, dass du die Stimme bereits vernommen und angefangen hast, zu den Schafen des guten Hirten zu gehören.

Wo aber seine Schafe seine Stimme recht gehört haben (es gibt auch ein unechtes), da beginnt dieses rechte Hören Folgen zu zeitigen. Es wird daraus eine Bereitschaft geboren, es reifen Entschlüsse, es werden Konsequenzen gezogen, es werden Schritte getan, Wege gegangen oder Wege vermieden, es kommt zum Gehorsam und zur Nachfolge. Das ist das zweite Erkennungszeichen dessen, was ein Schaf ist. Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie – «und sie folgen mir». Das muss jetzt im Blick auf die Christenheit des Abendlandes uns ein dringliches Anliegen werden, dass uns das rechte Hören geschenkt werde, das heisst, jenes Hören, das geladen ist von unbedingter Nachfolge. Es gab in den vergangenen Jahrzehnten viele Christen, die «Hörer des Wortes» waren. Aber als es darauf ankam, da stellte sich heraus, dass aus dem Hören nicht die Tat und nicht die Gefolgschaft herausreifte. Das Hören war Scheinblüte. Die Frucht blieb aus. Die Schafe aber, die seine Stimme recht hören, «folgen ihm».

Wohin? Wem kommt da nun nicht jener 23. Psalm in den Sinn! Auf eine grüne Aue führt der gute Hirte seine Schafe und zum frischen Wasser und auf rechter Strasse. Aber, im gleichen Psalm steht, dass er sie auch durch finstere Täler führt und vors Angesicht der Feinde. Der gute Hirte führt seine Schafe dorthin, wo es keinem Schaf gefällt, er führt sie in den Kampf. Jedes Wort, das er nun weiter von seinen

Schafen sagt, deutet hin auf Gefahr und Anfechtung, auf Not und Tod: «Ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie mir aus meiner Hand reissen. Der Vater, der mir sie gegeben hat, ist grösser denn alle, und niemand kann sie aus meines Vaters Hand reissen.» Achte wohl darauf, liebe Christenheit, was der gute Hirte seinen Schafen nicht verspricht. Nicht gibt er ihnen eine Zusicherung, dass sie unter allen Umständen ihr diesseitiges Leben behalten werden, nicht verspricht er ihnen Nahrung in Fülle und weiche Kleider und sicheres Wohnen, nicht sagt er ihnen das zu, was man ein Leben in gutbürgerlicher Ruhe nennt, nicht verspricht der gute Hirte denen, die er seine Schafe nennt, das, was wir meinten, wenn wir in den vergangenen Jahrzehnten von «Frieden» sprachen. Im Gegenteil! Sie sollen wissen und innwerden, dass sie Eigentum dessen sind, der gesagt hat: «Ich lasse mein Leben für die Schafe», der aber auch gesagt hat «und meine Schafe folgen mir». «Wer sein Leben gewinnen will, der wird's verlieren, und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's gewinnen.» Aber *eines* verspricht er ihnen: das ewige Leben. Sie werden nimmermehr umkommen, auch dann nicht, wenn sie ihr diesseitiges Leben hergeben müssen. Niemand kann sie aus seiner und des Vaters Hand reissen, niemand, auch diejenigen nicht, die sie von Haus und Hof, von Frau und Kind wegzureissen vermögen. Das ist das dritte Erkennungszeichen der Schafe: Sie haben die Gewissheit des ewigen Lebens.

«Ich gebe ihnen das ewige Leben.» Wer nicht zu den Schafen gehört, dem sagt das nichts, der überlässt den Himmel gern mit Heine «den Engeln und den Spatzen». Wer aber zu den Schafen gehört, dem sagt das etwas, dem wird diese Verheissung zur Welt überwindenden Kraft, welche die Furcht vor der Androhung des Todes zu bannen vermag.

Hier nun ist die Wurzel der echten christlichen Tapferkeit. Der gute Hirte kann seinen Schafen eine derart helle und

wirksame Gewissheit des ewigen Lebens geben, dass ihnen das diesseitige Leben und dessen Verlust oder Gewinn weniger wichtig wird, gemessen an der Ewigkeit. Es hat mich diese Woche ein offenbar Angefochtener gefragt: Es sei ihm rein unerklärlich, wie heutzutage die Menschen ihre Ideale und heiligsten Überzeugungen von einem Tag auf den anderen, ja oft schlagartig von einer Stunde zur anderen, verleugnen oder mit dem Gegenteil auswechseln können. Dafür gibt es eine Erklärung. Christus gibt sie hier: Unsere Ideale und heiligsten Überzeugungen waren nicht im ewigen Leben, waren nicht in der Ewigkeit verwurzelt. Sie sind diesseitig gewesen, auch unsere höchsten Ideale. Es wurde in den vergangenen Jahrzehnten viel gekämpft fürs Wahre, Gute und fürs Edle, es wurde viel gearbeitet im Namen und Dienst einer fortschreitenden Menschlichkeit, und das war gut; aber unser Kämpfen und Arbeiten war flach und wurzellos geworden. Wir glaubten – aber diesseitig. Wir hofften – aber diesseitig. Wir liebten – aber diesseitig. Unsere «heiligen Überzeugungen» glichen jenen Löwenzahnstauden, wie man sie manchmal inmitten fetter Wiesen sieht, die durch Engerlinge oder Mäuse von unten her in den Wurzeln angefressen werden. Sie können grünen bis zur Minute, da unterirdisch der letzte Biss erfolgt und die Wurzel durchgefressen ist; dann aber fängt die Staude von einer Viertelstunde zur anderen zu welken an. Einsatz für Gottes Sache ist und bleibt nur dann wirksam und solid, wenn er im Glauben ans ewige Leben verwurzelt ist. Es genügt nicht, für ein Ideal zu leben, wir müssen bereit werden, für es zu sterben. Sterben aber kann der für eine Sache Gottes, der weiss: Ich werde nimmermehr umkommen, und niemand wird mich aus der Hand des Hirten reissen, denn er gibt mir das ewige Leben.

Um dieses Letzte zu sehen, wird es unumgänglich, dass wir noch einen Augenblick denen Aufmerksamkeit schenken, denen der Herr zuruft: «Ihr seid von meinen Schafen nicht.» Es sind das Fromme und Kirchenleute, Menschen, die

eigentlich auch zu den Auserwählten Gottes gehören würden und zu den Berufenen. Aber sie wollen nicht. Das ist wichtig und zu beachten: Man hat es zwar nicht in seiner Macht, zu den Schafen des Hirten zu gehören, aber man kann die Zugehörigkeit zur Herde Jesu Christi zurückweisen, verleugnen und damit verlieren. Das hat sich hier ereignet. Johannes beginnt unseren Bericht mit der nicht nebensächlichen Angabe: «Es war aber Kirchweih und war Winter.» Es wird ein Fest gefeiert, das Fest der Tempelweihe. Israel feiert es seit dem Jahr 165 vor Christi Geburt alljährlich vom 25. Dezember an acht Tage hindurch. Dies Fest ist eingesetzt worden zur Erinnerung an die Heldenkämpfe der so genannten Makkabäer. Das war jene Zeit, da Kaiser Antiochus Epiphanes der Vierte Volk um Volk unterjochte, Land um Land ausraubte, den Tempel mit heidnischen Gottesdiensten schändete und den Glauben an Gott auszurotten gedachte. Damals erhoben sich die Makkabäer mit der Kampfparole: «Ehrlich leben oder ehrlich sterben» und brachen die Übermacht des Tempelschänders mit Waffengewalt.

An diesem Tempelweihfest nun kommt es zur Begegnung Jesu mit den geistlichen Führern des Volkes. Kreuzzugsstimmung liegt über dem feiernden Volk und seinen Priestern, ein gewalttätiger Eifer um die Reinheit des Glaubens erfüllt in Erinnerung an die Makkabäerhelden die Gemüter. Jesus geht der Kälte und des Winterregens halber in der Halle Salomos auf und ab, als er sich plötzlich von einer Schar jener frommen Eiferer umringt sieht, die ihn heftig und feindselig herausfordern. Der Herr steht ihnen geduldig Red und Antwort. Aber er mag sagen, was er will, sie hören seine Stimme nicht. Er verweist sie auf seine Werke, die er in aller Öffentlichkeit, vor ihren Augen, getan hat. Aber diese Werke überzeugen sie nicht davon, dass er der Messias ist. Sie wollen nicht die Werke eines Hirten sehen, der sein Leben lässt für seine Schafe; sie wollen einen anderen Messias, einen nach dem Format der Makkabäer, die zum

Kreuzzug bliesen. Ein Anführer gegen die Fremdherrschaft der Römer ist ihr messianischer Traum.

Wir aber verstehen diese Kreuzzugsleute, die einen Hirten, der sich kreuzigen lässt, ablehnen; wir verstehen sie gerade heute nur zu gut. Ein Gott, der seine Kämpfe auf Hirtenweise und mit Schafen führt, steht bei der heutigen Christenheit nicht höher im Kurs als bei jenem Kirchweihfest im Tempel. Das ist jetzt die unheimliche Gefahr für dich, liebe Gemeinde, dass du dich durch das Unrecht, das in aller Welt zum Himmel schreit, zu Kreuzzugsstimmungen aufpeitschen lässt und damit den Hirten verleugnest und seine Stimme nicht mehr hörst. Die frommen Eiferer an jenem Kirchweihfest lehnen Jesus ab. Weil er in Niedrigkeit vor ihnen steht, empfinden sie seinen Erlöseranspruch als Gotteslästerung. Die Helden der Makkabäerzeit müssten sich ja in den Gräbern umwenden, wenn sie hörten, dass einer, der nichts ist als ein Hirte, zu sagen wagt: «Ich und der Vater sind eins»! Die Erregung der Frommen gegen einen Messias, der gekommen ist, zu leiden und zu sterben, wächst zur Wut. Sie tragen Steine herzu, um ihn zu töten, und er entzieht sich ihnen schliesslich durch Flucht, weil seine Stunde noch nicht gekommen ist. Sie wird bald kommen, denn es bleibt dabei: Er ist der Hirte. Als Hirte kämpft er seinen Kampf, kämpft ihn auf Hirtenweise. Und die Seinigen sind Schafe. Das Schaf ist das wehrloseste aller Haustiere. Jedes Ross hat seinen Huf, die Biene ihren Stachel, jede Katze ihre Krallen, und die Geiss hat ihr Horn, aber das Schaf hat nichts, nichts als seinen Hirten. Das Schaf ist nicht zufällig von alters her das Opfertier, das zur Schlachtbank geführt wird. Mit Schafen aber schlägt der gute Hirte seine Schlacht, mit Schafen erringt er seine Siege, mit Schafen baut er sein ewiges Reich: «Denn meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir; und ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie mir aus meiner Hand reissen.»

Die Auferweckung des Lazarus

¹ *Es lag aber einer krank mit Namen Lazarus, von Bethanien, in dem Flecken Marias und ihrer Schwester Martha.*
² *(Maria aber war, die den HERRN gesalbt hat mit Salbe und seine Füße getrocknet mit ihrem Haar; deren Bruder, Lazarus, war krank.)* ³ *Da sandten seine Schwestern zu ihm und liessen ihm sagen: HERR, siehe, den du lieb hast, der liegt krank.* ⁴ *Da Jesus das hörte, sprach er: Die Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, dass der Sohn Gottes dadurch geehrt werde.* ⁵ *Jesus aber hatte Martha lieb und ihre Schwester und Lazarus.* ⁶ *Als er nun hörte, dass er krank war, blieb er zwei Tage an dem Ort, da er war.* ⁷ *Darnach spricht er zu seinen Jüngern: Lasst uns wieder nach Judäa ziehen!* ⁸ *Seine Jünger sprachen zu ihm: Meister, jenes Mal wollten die Juden dich steinigen, und du willst wieder dahin ziehen?* ⁹ *Jesus antwortete: Sind nicht des Tages zwölf Stunden? Wer des Tages wandelt, der stösst sich nicht; denn er sieht das Licht dieser Welt.* ¹⁰ *Wer aber des Nachts wandelt, der stösst sich; denn es ist kein Licht in ihm.* ¹¹ *Solches sagte er, und darnach spricht er zu ihnen: Lazarus, unser Freund, schläft; aber ich gehe hin, dass ich ihn auferwecke.* ¹² *Da sprachen seine Jünger: HERR, schläft er, so wird's besser mit ihm.* ¹³ *Jesus aber sagte von seinem Tode; sie meinten aber, er redete vom leiblichen Schlaf.* ¹⁴ *Da sagte es ihnen Jesus frei heraus: Lazarus ist gestorben; ¹⁵ und ich bin froh um euretwillen, dass ich nicht da gewesen bin, auf dass ihr glaubt. Aber lasst uns zu ihm ziehen!* ¹⁶ *Da sprach Thomas, der genannt ist Zwillings, zu den Jüngern: Lasst uns mitziehen, dass wir mit ihm sterben!*

¹⁷ *Da kam Jesus und fand ihn, dass er schon vier Tage im Grab gelegen hatte.* ¹⁸ *Bethanien aber war nahe bei Jerusalem, bei fünfzehn Feld Weges; ¹⁹ und viele Juden waren zu Martha und Maria gekommen, sie zu trösten über ihren*

Bruder. ²⁰Als Martha nun hörte, dass Jesus kommt, geht sie ihm entgegen; Maria aber blieb daheim sitzen. ²¹Da sprach Martha zu Jesus: HERR, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben! ²²Aber ich weiss auch noch, dass, was du bittest von Gott, das wird dir Gott geben. ²³Jesus spricht zu ihr: Dein Bruder soll auferstehen. ²⁴Martha spricht zu ihm: Ich weiss wohl, dass er auferstehen wird in der Auferstehung am Jüngsten Tage. ²⁵Jesus spricht zu ihr: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe; ²⁶und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben. Glaubst du das? ²⁷Sie spricht zu ihm: HERR, ja, ich glaube, dass du bist Christus, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist. ²⁸Und da sie das gesagt hatte, ging sie hin und rief ihre Schwester Maria heimlich und sprach: Der Meister ist da und ruft dich. ²⁹Dieselbe, als sie das hörte, stand sie eilend auf und kam zu ihm. ³⁰(Denn Jesus war noch nicht in den Flecken gekommen, sondern war noch an dem Ort, da ihm Martha war entgegengekommen.) ³¹Die Juden, die bei ihr im Haus waren und sie trösteten, da sie sahen Maria, dass sie eilend aufstand und hinausging, folgten sie ihr nach und sprachen: Sie geht hin zum Grab, dass sie daselbst weine. ³²Als nun Maria kam, da Jesus war, und sah ihn, fiel sie zu seinen Füßen und sprach zu ihm: HERR, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben! ³³Als Jesus sie sah weinen und die Juden auch weinen, die mit ihr kamen, ergrimmte er im Geist und betrübte sich selbst ³⁴und sprach: Wo habt ihr ihn hingelegt? Sie sprachen zu ihm: HERR, komm und sieh es! ³⁵Und Jesus gingen die Augen über. ³⁶Da sprachen die Juden: Siehe, wie hat er ihn so lieb gehabt! ³⁷Etliche aber unter ihnen sprachen: Konnte, der den Blinden die Augen aufgetan hat, nicht verschaffen, dass auch dieser nicht stürbe? ³⁸Da ergrimmte Jesus abermals in sich selbst und kam zum Grab. Es war aber eine

Kluft, und ein Stein darauf gelegt. ³⁹ Jesus sprach: Hebt den Stein ab! Spricht zu ihm Martha, die Schwester des Verstorbenen: HERR, er stinkt schon; denn er ist vier Tage gelegen. ⁴⁰ Jesus spricht zu ihr: Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du würdest die Herrlichkeit Gottes sehen? ⁴¹ Da hoben sie den Stein ab, da der Verstorbene lag. Jesus aber hob seine Augen empor und sprach: Vater, ich danke dir, dass du mich erhört hast. ⁴² Doch ich weiss, dass du mich allezeit hörst; aber um des Volkes willen, das umhersteht, sage ich's, dass sie glauben, du habest mich gesandt. ⁴³ Da er das gesagt hatte, rief er mit lauter Stimme: Lazarus, komm heraus! ⁴⁴ Und der Verstorbene kam heraus, gebunden mit Gräbtüchern an Füßen und Händen und sein Angesicht verhüllt mit dem Schweisstuch. Jesus spricht zu ihnen: Löset ihn auf und lasset ihn gehen! ⁴⁵ Viele nun der Juden, die zu Maria gekommen waren und sahen, was Jesus tat, glaubten an ihn.

⁴⁶ Etliche aber von ihnen gingen hin zu den Pharisäern und sagten ihnen, was Jesus getan hatte. ⁴⁷ Da versammelten die Hohenpriester und die Pharisäer einen Rat und sprachen: Was tun wir? Dieser Mensch tut viele Zeichen. ⁴⁸ Lassen wir ihn also, so werden sie alle an ihn glauben; so kommen dann die Römer und nehmen uns Land und Leute. ⁴⁹ Einer aber unter ihnen, Kaiphas, der desselben Jahres Hohepriester war, sprach zu ihnen: Ihr wisset nichts, ⁵⁰ bedenket auch nichts; es ist uns besser ein Mensch sterbe für das Volk, denn dass das ganze Volk verderbe. ⁵¹ (Solches aber redete er nicht von sich selbst, sondern weil er desselben Jahres Hohepriester war, weissagte er. Denn Jesus sollte sterben für das Volk; ⁵² und nicht für das Volk allein, sondern dass er auch die Kinder Gottes, die zerstreut waren, zusammenbrächte.) ⁵³ Von dem Tage an ratschlagten sie, wie sie ihn töteten. ⁵⁴ Jesus aber wandelte nicht mehr frei unter den Juden, sondern ging von dannen in eine Gegend nahe bei der Wüste, in eine Stadt,

genannt Ephraim, und hatte sein Wesen daselbst mit seinen Jüngern. ⁵⁵ Es war aber nahe das Ostern der Juden; und es gingen viele aus der Gegend hinauf gen Jerusalem vor Ostern, dass sie sich reinigten. ⁵⁶ Da standen sie und fragten nach Jesus und redeten miteinander im Tempel: Was dünkt euch, dass er nicht kommt auf das Fest? ⁵⁷ Es hatten aber die Hohenpriester und Pharisäer lassen ein Gebot ausgehen: so jemand wüsste, wo er wäre, dass er's anzeige, dass sie ihn griffen. Johannes 11,1-57

«Es lag aber einer krank.» Dieser Erkrankte ist uns bekannt. Wir wissen seinen Namen. Wir kennen seine beiden Schwestern. Sein Wohnort – hier nicht unwesentlich –, Bethanien, liegt auf drei Viertelstunden nahe bei Jerusalem. Dass Lazarus krank liegt, ist das Allermenschlichste, was ihm passieren kann. Nicht nur der Mann im Hause der drei Geschwister liegt krank. «Es lag aber einer krank», das kann man sozusagen allorts feststellen, wo Menschen leben. In den Spitälern, in den Krankenhäusern, hinter den langen Korridoren, in den kleinen Zimmern und grossen Sälen mit den vielen, vielen weissen Betten liegen sie krank. Ja nicht nur die Einzelnen, die Völker sind krank. Der Mensch überhaupt ist so dran wie dieser kranke Lazarus. Es ist geradezu ein Menschheitswort, das hier am Eingang dieses grossen Kapitels so merkwürdig, fast wie wenn man ihm seine Jahrtausende anmerkte, steht: «Es lag aber einer krank.»

«Da sandten seine Schwestern zu ihm und liessen ihm sagen: Herr, siehe, den du lieb hast, der liegt krank.» Jesus hat Lazarus lieb und hat auch seine Schwestern lieb. Umgekehrt ist es sicher auch der Fall, hat auch Lazarus Jesus lieb. Aber das ist hier nicht von grossem Belang. In heiliger Sachlichkeit reden die Schwestern hier nicht von der Christusliebe des Lazarus, sondern ihnen ist die Lazarusliebe Christi wichtig und erwähnenswert: «Herr, den du lieb hast, der liegt krank.» Sonst, wenn einer krank liegt, wenn einer ein kranker Lazarus wird, pflügt uns der Teufel einzuflüstern, das sei

ein Beweis gegen die Liebe Gottes, sei ein schlagender Beweis dagegen, dass Jesus uns lieb hat. Die Schwestern von Bethanien aber stellen tapfer und unbeirrt fest: Unser Bruder ist zwar nun krank, aber du hast ihn dennoch lieb. Geht, sagt es allen kranken Brüdern, tragt es hinein in die Spitäler und durch die langen Korridore und in die grossen Säle und in die kleinen Zimmer mit den vielen weissen Betten, geht, sagt es den Kranken allen, den weinenden und den stöhnenden, den fluchenden und den betenden, geht, sagt es ihnen, dass Jesus den kranken Lazarus lieb hat. Geht hin und sagt es diesem Geschlecht, sagt es den schwerkranken Völkern, ruft es durch die Städte und tragt es in die Dörfer hinaus: «Siehe, den du lieb hast, der liegt krank.»

Jesus hat den kranken Lazarus lieb. Die beiden Schwestern kennen kaum die Tragweite des Wortes, das sie damit aussprechen. Es ist überhaupt beim vierten Evangelisten auffällig, und in diesem Kapitel ganz besonders, dass die Worte eigentlich anhaltend ihre Form sprengen. Der Inhalt der Worte ist immer wieder grösser als ihre Form, fast wie bei zu klein gewordenen Kleidern. Es weist da alles immer wieder über die Worte hinaus. Jesus hat Lazarus lieb, er hat ihn so lieb, dass er sich entschliesst, nach Bethanien zurückzukehren. Und was heisst das für ihn? Wir hörten am Schluss des letzten Kapitels, Jesus sei seinen Feinden entwichen. Die Nachricht von der Erkrankung des Freundes ereilt Jesus somit nicht irgendwo, sondern auf dem Rückzug, um nicht zu sagen auf der Flucht. Jesus kommt ja eben von Jerusalem her, von Bethanien her, von Judäa her, und dort haben sie ihn bereits zweimal steinigen wollen. Und nun hat er sich eben angeschickt, sich vor dem Zugriff der Feinde noch einmal in Sicherheit zu bringen. Und ausgerechnet auf diesem Weg ereilt ihn nun die Nachricht. Sie enthält einen indirekten Hilferuf der Schwestern. Warum sie ihn nicht direkt bitten, Lazarus zu besuchen, ist nur zu begreiflich. Die Schwestern wissen, wie heiss der Boden von Bethanien, so nah an

Jerusalem, für Jesus jetzt geworden ist. Das erste aber, was Jesus auf die Nachricht hin tut, besteht darin, dass er die Weiterreise sofort stoppt und für zwei Tage unterbricht. Während dieser zwei Tage wird es ihm klar, dass der Ruf der Schwestern nicht nur der Ruf der Schwestern ist. Es ruft da ein anderer, sein Vater ruft: Zurück, zurück nach Judäa, zurück nach Bethanien, zurück nach Jerusalem, zurück an den Ort, wo Steine, die ihm gelten, bereit liegen. Die Jünger wehren ab. Er aber gibt ihnen die Antwort des Gleichnisses von dem Tag, der zwölf Stunden hat. Seine zwölfte Stunde ist zwar nahe, aber erst, wenn nach dem Rat und Willen des Vaters sein Tag zu Ende ist, wird er zu Ende sein. Den Zeitpunkt seines Todes bestimmen nicht die Feinde in Jerusalem, sondern der Vater im Himmel. Aber eben, nun scheint der Vater bestimmt zu haben, dass er zurück soll nach Judäa. Darum kehrt er mit seinen Jüngern um. Vom kranken Lazarus darf ihn nichts scheiden. Jesus ist bereit, den kranken Lazarus so lieb zu haben, dass er um seinetwillen die Steine und noch viel anderes, was in Jerusalem für ihn bereit liegt, nicht scheut. So geheimnisvoll ist seine Liebe, dass er bereit wird, für den kranken Lazarus selber ein kranker Lazarus zu werden. Und damit wird sich an ihm die alte Verheissung erfüllen: «Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.»

Aber nun steht es um Lazarus noch schlimmer. Unterdessen ist Lazarus nicht mehr nur krank; Lazarus ist nun tot. Jesus weiss es und teilt es den Jüngern mit. Thomas hat durchaus recht, wenn er daraufhin antwortet: «Lasst uns mitziehen, dass wir mit ihm sterben!» Jesus kommt und findet Lazarus bereits vier Tage in der Gruft. Zweimal, einmal von Martha, und daraufhin genau wörtlich von Maria, als hätten sie es miteinander abgemacht – ach, sie werden es ja in diesen Tagen der Schmerzen und der Angst hundertmal zueinander gesagt haben! –, zweimal bekommt Jesus die Worte zu

hören: «Herr, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben.» Das ist wieder solch ein Menschheitswort. Dies Wort hängt sozusagen immer wieder in der Luft. Auch draussen auf dem Hörnlifriedhof, wenn wir uns dort versammeln, entfährt es den Trauernden: Herr, wärest du da gewesen, mein Bruder, meine Schwester, meine Tochter, mein Sohn, meine Frau, mein Mann, mein Vater, meine Mutter wären nicht gestorben. Aber nun bist du nicht da gewesen, und nun sind sie halt gestorben, und das ist entsetzlich traurig. Es ist eine Demütigung für Jesus, dass er sich das immer wieder muss sagen lassen, dass er sich das hier zweimal muss vorhalten lassen von den beiden Schwestern, die doch an ihn glauben. Es ist eine Demütigung für ihn, dass auch die Gäste, die von Jerusalem herausgeströmt sind, mit einer gewissen Beimischung von Hohn und Genugtuung einstimmen in diesen Ruf: «Konnte, der dem Blinden (Kap. 9) die Augen aufgetan hat, nicht verschaffen, dass auch dieser nicht stürbe?»

Eine Demütigung. Aber was hier geschieht, ist etwas noch ganz anderes, für Jesus noch viel Schwereres als nur eine persönliche Demütigung. Es ist euch sicher auch aufgefallen, in wie merkwürdiger Häufung hier von mächtigen, geheimnisvollen Bewegungen die Rede ist, die auf dem Weg zum Grab des Lazarus bei Jesus vor sich gehen.

Zweimal heisst es von ihm, dass er «ergrimte in seinem Geist». Einmal heisst es, «er betrübte sich selbst», und einmal «er vergoss Tränen». Luther übersetzt es schonend, «die Augen gingen ihm über», aber es heisst ausdrücklich, «er weinte». Warum das alles? Johannes gibt keine Erklärung; aber wir wissen aus der ganzen übrigen evangelischen Überlieferung, dass in der Regel im Zusammenhang mit seinem Kreuzesweg solche Vorgänge bei Jesus zu beobachten sind. Er weint über Jerusalem. Bei der Entlarvung des Judas ist seine Seele betrübt. Seine Seele ist betrübt bis in den Tod, und er zittert und zagt und schreit, dort in Gethsemane. Und

nach den Worten dieses 11. Kapitels hier kann kein Zweifel darüber bestehen, dass hier für Jesus eine Gethsemane-Stunde geschlagen hat. Der Weg zum Grab des Lazarus ist für ihn ein Gethsemane-Weg. Darum, es erschütterte ihn. Darum, er war betrübt bei sich selbst. Darum, er weinte. Er weint nicht über den Lazarus, den er einen Augenblick später auferweckt, sondern er weint über die Gäste, die herausgekommen sind, er weint über Jerusalem, über Israel, kurz über alles, was jetzt bald losbrechen wird.

Liebe Gemeinde, das ist's! Jesus ist bereit, für den kranken Freund ein kranker Lazarus zu werden, aber er ist noch zu mehr bereit. Die Gruft des Lazarus, die jetzt vor ihm liegt, erinnert ihn an die andere Gruft, an der die Steinmetzen im Garten Josephs von Arimathia arbeiten; man könnte drüben in Jerusalem ihr Hämmern eben in diesen Tagen hören. Bald wird er selber mit Grabtüchern eingewickelt. Bald kommt er selber hinter den Stein. Er ist nicht nur bereit, ein kranker Lazarus zu werden, sondern ein toter und begrabener Lazarus. Um das geht es hier. Darum sein Kampf. Darum seine Erschütterung. Es ist *sein* Kampf. Den kann ihm niemand nachmachen oder auch nur irgendwie nachfühlen. Es ist sein einmaliger Kampf. Sein Weg zu Lazarus, zu jenem gestorbenen Lazarus dort und zu jedem toten Lazarus, ist sein Weg zum eigenen Tod am Kreuz. Jene vielen Gäste haben recht, die, wie sie ihn weinen sehen, sagen: «Siehe, wie hat er ihn so lieb gehabt!» Aber sie haben umfassender recht, als sie es meinen und wahrhaben wollen. Sagt es allen, nicht nur denen, die noch in den weissen Betten liegen, sondern sagt es allen, die an schwarzen Särgen stehen müssen, sagt es allen, die sich die Haare raufen und die an Särgen rufen und schreien: «Herr, wärest du da gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben», sagt es ihnen allen: Der Herr ist da, wenn ein Bruder stirbt. Der Herr ist dann nicht fern. Wenn der Herr an einem Ort nicht fehlt, dann ist es an Totenbetten, dann ist es an Särgen, dann ist es an Gräbern, dann ist es an den

Orten, wo die Verwesung schafft. Seine Herrlichkeit wird offenbar bis in die Verwesung hinein und bis ins Grab. Dem toten Lazarus zuliebe wird Jesus ein toter Lazarus.

Aber nun führt der heilige Weg der ewigen Liebe nicht nur zum kranken und nicht nur zum toten Lazarus, nicht nur ans Krankenbett und an die Gruft; Gottes Weg zu uns armen Menschen ist noch viel geheimnisvoller. Aus dem Kampf Christi, den er für uns kämpft, wird ein Sieg. Den Jüngern hat er gesagt: «Die Krankheit ist nicht zum Tode. Lazarus, unser Freund, schläft, und ich gehe hin, dass ich ihn auferwecke.» Und weil ihm der Vater den Sieg über den Tod des Lazarus geschenkt hat, sagt er der Martha: «Dein Bruder soll auferstehen.» Und wie Martha im Sinn eines allgemeinen Auferstehungsglaubens, den auch die frommen Juden bekennen, auf diese Ankündigung eingeht, sagt er ihr: «*Ich* bin die Auferstehung und das Leben.» Damit ist das entscheidende Wort gefallen. Hier wird es nun hell, ganz hell, wie wenn ein Vorhang beiseite geschoben würde. «*Ich* bin die Auferstehung und das Leben», das ist eines dieser für das Johannesevangelium so bezeichnenden «*Ich* bin». So wie er anderswo sagt: Ich bin das Brot des Lebens, ich bin das Licht der Welt, ich bin der gute Hirte, ich bin die Wahrheit, ich bin der Weg, so hören wir ihn hier sagen: «*Ich* bin die Auferstehung und das Leben»; ich bin es, *ego eimi*, nicht nur, es gibt eine Auferstehung und ein ewiges Leben, nein, viel bestimmter: «*Ich* bin es.» In ihm ist die Auferstehung und das Leben enthalten. Er ist es so umfassend, so ausschliesslich, dass es ausser ihm die Auferstehung und das Leben nicht gibt. An dem Weg, den er jetzt dem kranken und dem toten Lazarus zuliebe geht, an diesem Weg hängt unser Leben. Sein Gang ist jetzt ein Gang um Leben und Tod schlechthin.

«*Ich* bin», «*ego eimi*»! Wie das gemeint ist, das wird er nun sofort zeigen, sozusagen vordemonstrieren. Wir hören seine Frage: «Wo habt ihr ihn hingelegt?» Sie führen ihn zum Grab. Wir hören seinen Befehl: «Hebt den Stein ab!» Martha

tritt entsetzt abwehrend dazwischen. Nein, die Verwesung hat schon ihr Werk an ihm begonnen: «Herr, er stinkt schon; denn er ist vier Tage gelegen.» Jesus schiebt sie beiseite. Nun steht er am Grab. Er schaut zum Himmel. Er dankt dem Vater, «dass du mich erhört hast». Dann ruft er mit lauter Stimme: «Lazarus, komm heraus!» Und der Verstorbene kam heraus, gebunden mit Grabtüchern an Füßen und Händen und sein Angesicht verhüllt mit einem Schweisstuch. Jesus spricht zu ihnen: «Löset ihn auf und lasst ihn laufen!»

Wir können diesen Bericht nur hören, wenn wir vorher das andere gehört haben, jenes: «Ich bin die Auferstehung und das Leben», wenn wir bedenken, wie bald Christus selber auferstehen wird von den Toten. Christus selber wird gar bald von den Leintüchern erlöst, der Stein wird abgewälzt werden von seinem Grab. Hinter dem offenen Grab des Lazarus von Bethanien tritt gleichsam das gesprengte Grab der Ostern in Sicht. Darum muss es uns auffallen, wie rasch Lazarus, nachdem die Auferweckung an ihm geschehen ist, uninteressant wird. Er wird in diesem Kapitel kaum mehr erwähnt. Er taucht auf wie so manch andere Gestalt der Leidensgeschichte, zeigt auf Jesus hin, um wieder zu verschwinden. Es geht eben hier nicht um die Auferweckung des Lazarus, sondern bereits um das viel Umfassendere, um die Auferstehung Jesu. Jesus wird nicht nur krank um unsertwillen, nicht nur sterbend um unsertwillen, so lieb hat er den Lazarus, dass er für Lazarus von den Toten aufersteht. Was hier an der Gruft des Lazarus geschieht, weist hin auf Grösstes und Letztes. Jesus wird anders auferstehen als Lazarus. Lazarus ist nach seiner Auferweckung weiterhin ein sterblicher Mensch, der eines Tages wieder erkranken und sterben wird. Jesus aber wird nach seiner Auferstehung nicht mehr Mensch sein, wird nicht mehr zittern und zagen und weinen, sondern wird auferstanden sein in Herrlichkeit und für immer. Für immer und für alle. Er wird nicht nur für sich auferstanden sein wie Lazarus, gleichsam privatim, nein,

seine Auferstehung greift über seine Person hinaus. Christus ist auferstanden als Erstling, ist auferstanden für alle, auferstanden – ja, für wen? «für alle, *die an mich glauben*». «Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe; und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben. Glaubst du das?»

Damit, liebe Gemeinde, bricht eine Frage auf, eine Frage, die sich durch dies ganze grosse Kapitel, ja durchs ganze vierte Evangelium hindurch zieht, und das ist die Frage nach dem *Glauben*. Dies Kapitel zeigt uns, was Glaube heisst, man könnte es geradezu das Kapitel des Glaubens nennen. Wer nicht glauben konnte oder nicht glauben wollte, hat sich zu allen Zeiten denn auch ganz besonders an diesem Kapitel gestossen. Den Männern des 18. Jahrhunderts war dies Kapitel das rote Tuch. Einer der scharfsinnigsten Denker, Spinoza, hat darüber gesagt, er würde sein ganzes System drangeben, wenn er das, was in diesem Kapitel stehe, glauben könnte. «Glaubst du das?» Diese Frage Jesu an Martha ist damit auch uns gestellt. Glaubst du, dass das für dich persönlich gilt, dass Christus die Auferstehung ist und das Leben? Glaubst du, dass du in deiner Todesstunde getrost wirst sagen dürfen: Ich werde leben, ob ich gleich stürbe? Und wenn es noch nicht ans letzte Ende geht, wenn du noch nicht sterben musst und noch leben darfst, wird dir dieser Glaube in allen Anfechtungen und Schwierigkeiten deines Lebens zum Halt und zur Kraft werden? Glaubst du, dass du mit Christus auch *leben* darfst? Denn «wer da *lebet* und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben». Wer das glauben könnte! Für solch einen Leben und Tod überwindenden Glauben wäre es schon der Mühe wert, «sein System dranzugehen». Denn wir sind ja heute in ganz besonderer Weise der kranke, der sterbende, der tote Lazarus. Es riecht ja allenthalben, es riecht in den Ehen, in den Familien, im Wirtschaftsleben und in der Politik, es riecht nach Leichen, es

riecht nach Verwesung. Was wollen wir dieser Verwesung gegenüber tun als eben – glauben, glauben an den, der sagt: «Ich bin die Auferstehung und das Leben!» Wer das glauben könnte, der dürfte mit Martin Luther sagen: «Da glauben wir das Liedlein nicht mehr 'Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfängen', sondern da lautet's: 'Mitten wir im Tode sind von dem Leben umfängen'» (Auslegung des Magnifikats). Ein Geschlecht, das hier glauben darf, kann leben und sterben. Wir können beides nicht mehr.

Aber nun beachte doch, was für eine *liebreiche* Unterweisung im Glauben uns dieses Kapitel zeigt. Wir sehen hier deutlich drei Gruppen: die Jünger, die Geschwister und die Gäste. Allen drei Gruppen wird zugebilligt und von allen wird liebreich anerkannt, dass sie an ihn glauben. Und doch wissen wir genau, dass dieser Glaube noch durch eine völlige Verschüttung hindurch muss. Es wird bald ein Gewitter darüber hereinbrechen, das so verheerend wirken wird, dass sozusagen nichts mehr von diesem Glauben wird sichtbar sein. Aber trotz ihrer Schwachheit, die am Karfreitag und am Ostermorgen ans Licht kommen wird, wird hier nicht daran gezweifelt, dass sie jetzt schon glauben. «Glaubst du das?» Ihre Antwort auf diese Frage lautet nicht pausbackig und keck. Sie wissen wohl, diese Männer und Frauen der Bibel, dass nicht sie es sind, die über ihren Glauben verfügen, so wie man über sein Taschentuch verfügt, das man beliebig hervorziehen kann. Nein, man hat den Glauben nicht in der Tasche. Der Glaube ist das geheimnisvollste aller Geschenke, für das man nur jeden Tag aufs Neue danken und um das man nur alle Morgen neu bitten kann.

«Glaubst du das?» Weil Jesus weiss, wie es um unseren Glauben steht, schlägt er mit dieser Frage nicht auf den Tisch. Seht doch, wie liebreich er der Glaubensarmut seiner Jünger Rechnung trägt, wie schonend er sie auf kommende Glaubenserschütterungen vorbereitet! Jesus weiss, welch eine zarte Pflanze der Glaube ist. Seht, mit wie zarten

Fingern er auch im Gespräch mit den beiden Leid tragenden Schwestern die Fragen des Glaubens berührt. Ja er selbst gibt sich keineswegs als einer, der über unseren Glauben verfügen könnte. Er, der der Herr unseres Glaubens wäre, er ist hier der Diener unseres Glaubens geworden. Er will sich auch nicht von ferne den Anschein geben, als ob er in Glaubensdingen etwas zwingen oder zwängen oder drängen könnte. Jesus drängt nicht. Er verfährt nicht mit den Gläubigen wie in einer Turnhalle oder wie auf dem Exerzierplatz. Er verfügt so sehr nicht über unseren Glauben, dass er sich's sogar gefallen lässt, dass es Menschen gibt, die von Bethanien weggehen und *nicht* an ihn glauben, dass es Menschen gibt, die von der Auferweckung des Lazarus weggehen und stehenden Fusses beschliessen, dass er nun sterben muss, und einen Haftbefehl wider ihn ausgeben. Jesus wartet, bis der Glaube, diese geheimnisvolle Frucht, heranreift. Wohl dem, der nicht brutal unreife Früchte schüttelt.

Und doch ist uns nun die Frage in aller Freundlichkeit mit letztem göttlichem Ernst gestellt, die Frage dieses Kapitels: «Glaubst du das?» Nicht wir stellen sie. Christus stellt sie uns. Lassen wir sie uns stellen! Nehmen wir sie mit, und bewegen wir sie in einem feinen und stillen Herzen. Christus spricht: «Ich bin die Auferstehung und das Leben». Glaubst du das? «Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe». Glaubst du das? – «Und wer da lebet und glaubet an mich, wird nimmermehr sterben», trotz Leichengeruch! – Glaubst du das? «Selig sind, die nicht sehen, und doch glauben.»

Salbung in Bethanien und Einzug in Jerusalem

¹ *Sechs Tage vor Ostern kam Jesus gen Bethanien, da Lazarus war, der Verstorbene, welchen Jesus auferweckt hatte von den Toten.* ² *Daselbst machten sie ihm ein Abendmahl, und Martha diente; Lazarus aber war deren einer, die mit ihm zu Tische sassen.* ³ *Da nahm Maria ein Pfund Salbe von ungefälschter, köstlicher Narde und salbte die Füße Jesu und trocknete mit ihrem Haar seine Füße; das Haus aber ward voll vom Geruch der Salbe.* ⁴ *Da sprach seiner Jünger einer, Judas, Simons Sohn, Ischariot, der ihn hernach verriet:* ⁵ *Warum ist diese Salbe nicht verkauft um dreihundert Groschen und den Armen gegeben?* ⁶ *Das sagte er aber nicht, dass er nach den Armen fragte; sondern er war ein Dieb und hatte den Beutel und trug, was gegeben ward.* ⁷ *Da sprach Jesus: Lass sie in Frieden! Solches hat sie behalten zum Tage meines Begräbnisses.* ⁸ *Denn Arme habt ihr allezeit bei euch; mich aber habt ihr nicht allezeit.* ⁹ *Da erfuhr viel Volks der Juden, dass er daselbst war; und sie kamen nicht um Jesu willen allein, sondern dass sie auch Lazarus sähen, welchen er von den Toten auferweckt hatte.* ¹⁰ *Aber die Hohenpriester trachteten darnach, dass sie auch Lazarus töteten;* ¹¹ *denn um seinetwillen gingen viele Juden hin und glaubten an Jesus.*

¹² *Des andern Tages, da viel Volks, das aufs Fest gekommen war, hörte, dass Jesus käme gen Jerusalem,* ¹³ *nahmen sie Palmenzweige und gingen hinaus ihm entgegen und schrieten: Hosanna! Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des HERRN, der König von Israel!* ¹⁴ *Jesus aber fand ein Eselein und ritt darauf; wie denn geschrieben steht:* ¹⁵ *"Fürchte dich nicht du Tochter Zion! Siehe, dein König kommt, reitend auf einem Eselsfüllen."* ¹⁶ *Solches verstanden seine Jünger zuvor nicht; sondern da Jesus verklärt ward, da dachten sie daran, dass solches von ihm*

geschrieben war und sie solches ihm getan hatten. ¹⁷ Das Volk aber, das mit ihm war, da er Lazarus aus dem Grab rief und von den Toten auferweckte, rühmte die Tat. ¹⁸ Darum ging ihm auch das Volk entgegen, da sie hörten, er hätte solches Zeichen getan. ¹⁹ Die Pharisäer aber sprachen untereinander: Ihr sehet, dass ihr nichts ausrichtet; siehe, alle Welt läuft ihm nach! Johannes 12,1-19

In unseren Bergen gibt es Standorte, von denen aus ein mehrfaches Echo hörbar ist. Johannes lässt uns in unserem heutigen Wort das Echo hören, das von Bethanien her, vom Grab des Lazarus her, zunächst aus der Nähe, dann aber weit herum aus der Umgebung, vernehmbar wird. Die Auferweckung des Lazarus hinterlässt eben bei allen Beteiligten eine sehr bemerkenswerte Nachwirkung. Es wäre seltsam und verwunderlich, wenn dem nicht so wäre; denn eine Selbstverständlichkeit ist es nun einmal nicht, wenn einer, der schon vier Tage in der Gruft gelegen hat und bereits in Verwesung übergegangen ist, ins Leben zurück kehrt. Ein solcher Weckruf aus der Ewigkeit kann nicht erfolgen, ohne dass er an den steilen Wänden unseres Gefängnisses kräftig widerhallt.

Zunächst der Widerhall in Bethanien selber. Die Leute von Bethanien möchten ein Zeichen ihrer Dankbarkeit aufrichten. Darum geben sie dem Auferwecker ihres Mitbürgers ein herrschaftliches Nachtessen. Dieses findet, wie die übrigen Evangelisten berichten, nicht im Hause der Geschwister statt, sondern bei einem Manne, der einst aussätzig war, bei Simon dem Aussätzigen. Die beiden Schwestern sind zusammen mit ihrem Bruder auch eingeladen. Von Martha heisst es merkwürdig knapp: «Und Martha diene», als wollte Johannes damit sagen: Die dient natürlich wieder! Wenn die dienen kann, dann ist sie in ihrem Element! Aber heute dient sie in besonderer Weise. So wie heute hat sie noch nie gedient. Heute dient sie dem, der ihr den verlorenen Bruder von den Toten auferweckt hat. Wenn ihr Dienen je

einmal im Leben eine Pflicht war, heute dient sie aus Dankbarkeit. Der Bruder war tot und lebt jetzt wieder. «Und Martha diene.» Wer wollte da nicht Martha sein!

Maria aber dient auch. Sie tut es auf die ihr eigene Weise. Zum Nachtessen hat sie das Kostbarste, was sie besitzt, mitgebracht, ein Gefäß mit einer Art Parfüm, das in Indien zubereitet wird, ein Geschenk im Wert von 300 Denaren. Wenn du bedenkst, dass ein Denar ungefähr den normalen Taglohn eines damaligen Arbeiters ausmacht, und wenn du die Sabbate abrechnest, dann ist es ziemlich genau der Jahresverdienst eines Arbeiters, den Maria da mit einer Handbewegung aufs Haupt Jesu träufelt und nachher vollends über seine Füße schüttet. Diese Huldigung nennt man nur dann nicht sinnlos und übertrieben, wenn man bedenkt, dass hier die Schwester dessen handelt, die ihren toten Bruder wieder bekommen hat. Was ist solch ein Jahreslohn, was ist überhaupt alles Geld und Gut, wenn man seinen tot gewesenen Bruder wieder hat! Schon mancher hat das Mehrfache von dem, was hier Maria in ihr Dankopfer legt, schon nur um seiner gesunden Zähne willen dem Arzt auf den Tisch gelegt. Und schon mancher hätte herzlich gern diesen Betrag geopfert, wenn er seinen Bruder, oder seinen Vater, oder seine Mutter, oder seine Frau, oder sein Kind damit wieder zurückerhalten hätte. So dankt und dient Maria. Wer wollte da nicht Maria sein!

Und auch Lazarus dient. Seltsam, dieser Lazarus! Er ist in der ganzen evangelischen Überlieferung ein merkwürdig stiller Gast. So viel wir über ihn wissen, wir vernehmen kein einziges Wort aus seinem eigenen Mund. Er ist auffällig stumm, dieser Bruder! Auch bei jenem Nachtessen heisst es nichts von ihm, das er gesagt oder getan hätte, als nur das eine, dass er auch dabei war und unter den Gästen mitass. Wir wissen überhaupt rein nichts von dem, was dieser Lazarus gesagt oder je geleistet hätte in seinem Leben, wir hören nur immer und immer wieder, was andere über ihn sagen und

für ihn leisten. Wir wissen von ihm nur, dass er krank war, dass er gestorben war, dass er ass und trank und dass Jesus ihn liebte und rettete. Damit aber, gerade durch dies völlige Zurücktreten alles eigenen Tuns und alles eigenen Wesens, wird Lazarus zu einem der reinsten und mächtigsten Christuszeugen aller Zeiten. Wir meinen immer, wir könnten Gott nur danken und dienen und die Ehre geben durch das, was wir tun und geben. Wir sehen aber hier, dass man auch ein Gotteszeuge sein kann durch das, was man empfängt und an sich geschehen lässt. O dieser stille, seltsam stille Bruder Lazarus, was für ein sprechender Christuszeuge ist er doch dadurch geworden, dass die Liebe Christi an ihm offenbar geworden ist!

Es leben viele solche Lazarusbrüder und Lazarusschwestern hin und her in den Anstalten, Versorgungsheimen und Asylen, Existenzen, deren Dasein nur noch diesen einen Sinn und diese eine Bedeutung hat, dass sie einfach existieren und dass die Liebe Gottes an ihnen offenbar wird. Kranke, Unheilbare, Geistesschwache, Alte, Gebrechliche, die jahrzehntelang oder ein Leben lang nur einfach da sind, um sich helfen, um sich lieben, um sich von den anderen pflegen und erhalten und tragen zu lassen um jenes Christus willen, von dem es heisst, dass er den Lazarus lieb habe. Es gibt heute Morgen hier unter uns chronisch Kranke, die ihr halbes Leben nichts von sich haben rühmen können als: Ich bin krank und schwach und hilfebedürftig, und Christus hat mich lieb. Und es sind Angehörige von solch Kranken hier, die seit einem Viertel Jahrhundert einen Lazarus daheim pflegen, von dem nichts anderes kann gesagt werden als: Er ist krank und stirbt eines Tages, und Jesus hat ihn lieb. O hütet diese Lazarusbrüder und Lazarusschwestern, diese seltsam stillen Zeugen der Ehre Gottes, an denen die Liebe Christi täglich, täglich und oft auch stündlich und nächtlich geübt und offenbar wird. Hütet sie wie einen Augapfel! Sie sind die Schätze der christlichen Gemeinde, diese Lazarusgäste. Es

geht jetzt ein Zug durch die Zeit, täuschen wir uns nicht, auch durch unser Volk, in der gottlos gewordenen Medizin hat's angefangen – ein Geisteszug, der den Lazarusbrüdern und Lazarusschwestern feindlich ist und ihnen nach dem Leben trachtet. Judasartig wird da berechnet, was Lazarus schadet oder nützt. Lazarus soll keinen Platz mehr haben am grossen Tisch des grossen Schöpfers. Es sei für die Gesunden und arterhaltenden Starken nicht mehr genügend Brot da, darum müsse man die Kranken und Gebrechlichen mit der Giftspritze oder mit der Vergasungsmaske abtun. Ein Geist, ich wiederhole es bewusst, den man von der gottlos gewordenen Medizin her da und dort auch bereits bei uns an den Krankenbetten antreffen kann. Darum denkt jetzt nicht an das, was anderswo geschieht! Wenn auch noch nicht dieselben radikalen Auswirkungen da sind wie anderswo, Geist vom Judas-Geist weht auch unter uns. Hier aber müssen wir mit letzter Dringlichkeit den Mahnruf erheben: Tut nur den Lazarusbruder, tut nur die Lazarusschwester ab! Werft sie nur weg vom Tisch! Die Folge wird nicht sein, dass die Gesunden mehr Brot essen. Wenn es nicht mehr für die Kranken und Krüppel reicht, dann wird auch den Gesunden das Brot fehlen. Denn wenn die Liebe, die dort geübt wird, die dort sich betätigt und dort, auf dem Weg des grössten Opfers, immer neu geboren wird und sich mehrt, wenn die Liebe an den Verkürzten nicht mehr sich mehren und erstarren kann, dann wird sie sterben. Alle Mütterlichkeit und alle Väterlichkeit und alle Brüderlichkeit wird im Mark getroffen sein. Die Liebe wird in vielen erkalten, und dies Geschlecht wird zu Eis erstarren. Jagt nur den Lazarus von seinem elenden Lager weg, das Liegen wird euch allen bald auch weh tun, denn der Herr hat Lazarus lieb. Weiset nur den Lazarus weg vom Tisch der Völker, ihr werdet bald genug auch vom Tisch gestossen sein, denn der Herr hat den Lazarus lieb, diesem Geschlecht zum Segen oder zum Gericht. Lazarus muss dabei sein. Dass er am Tisch unseres

Volkes mitspeist mit seinem grossen Appetit, davon lebt unser Volk. Wird aber Lazarus weggejagt, dann ist der Christenglaube angetastet, und es heisst bekennen, denn Jesus hatte Lazarus lieb. Damit seiner Liebe unter uns ein Übungsfeld gegeben sei, darum hat er dem Judas zugerufen: «Arme habt ihr allezeit bei euch.»

So dienen und danken sie ihm in Bethanien. So verschiedene Arten des Dienens und Dankens gibt es in Gottes Weinberg. Der eine dient durch seiner Hände Werk, dient so, wie Martha tut. Der andere dient so, dass er sein Kostbarstes für Christus gibt, auch wenn es zunächst keinem Menschen zu nützen vermag, wie hier Maria tut, dient durch ein Alabastergefäss oder durch ein Orgelspiel von völliger Hingabe oder durch verborgene Anbetung im Geist und in der Wahrheit. Ein dritter dankt und dient Christus so, dass er einfach da ist, wie Lazarus, und sich von ihm betten und füttern und lieben lässt. Es geht nicht, wie Judas hier versucht, die eine Art des Dienstes gegen die andere auszuspielen. Christus lässt sie alle drei gewähren, «ein jegliches nach seiner Art». Maria aber nimmt der Herr gegen die durch Judas erhobenen Vorwürfe in Schutz: «Lass sie mit Frieden!» Wir aber sind hier in liebevoller Freundlichkeit, aber mit grossem Ernst gefragt: Wie steht es um deinen Dienst, um deine Dankbarkeit? Nicht lautet die Frage: Wie dienst du ihm?, sondern sie lautet: Dienst du ihm überhaupt? so oder so oder so? Es gibt keinen Christenstand ohne Dankbarkeit.

Aber kann man ihm danken? Hat man denn Grund dazu? Nicht wahr, wir stehen unter dem Eindruck, jene drei Geschwister dort, die hätten allen Grund, dankbar zu sein, jetzt, nachdem ihnen der Bruder wieder geschenkt worden ist! Aber wenn man seit Jahrzehnten ein Leiden trägt, das einem nicht abgenommen wird? Dann danken? Wenn man gar einen Bruder hatte, der nicht zurück kam, eine Frau, einen Gatten, ein Kind, die nicht zurück kamen, mochte man lange

schreien und weinen und beten – wer soll da noch danken können?

Auf diese qualvolle Frage gibt uns die Antwort, die der Herr dem Judas erteilt, Licht und vermag uns einen Schritt weiterzuführen. Jesus weist Judas zurecht mit den Worten: «Lass sie mit Frieden! Solches hat sie behalten zum Tage meines Begräbnisses. Arme habt ihr allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit.» Hier geschieht es, dass Jesus dem ganzen Gespräch und Geschehen eine völlige Wendung gibt. Die Freunde von Bethanien sind dem Herrn dankbar für das, was er in der Vergangenheit für sie getan hat. Jesus aber reisst die ganze Schau herum und richtet jetzt ihren Blick auf etwas, das er erst noch tun wird in der Zukunft, und zwar in allernächster Zukunft. Sie schauen auf die Wohltat, die an ihrem Bruder geschehen ist. Jesus aber will ihnen nun sagen: Es mag für euch gross und wichtig sein, was ich für euch getan habe. Aber ich werde Grösseres und Wichtigeres tun, und zwar bald. Nicht das Sterben und Auferstehen des Lazarus ist wichtig, sondern das Sterben und Auferstehen eines anderen, auf den hin das, was dort am Grab des Lazarus passierte, ein Hinweis ist: Ich werde für euch den Opfertod sterben. Die bethanischen Freunde danken dort Gott für ein kleines Geschenk, winzig klein im Vergleich zu dem grösseren, ganz grossen und grössten Geschenk, das Christus ihnen bald bereiten wird, nicht zwar hier in Bethanien, sondern drüben in Jerusalem. Darum bleibt mit euren Gedanken nicht am Grab des Lazarus hängen, sondern werdet bereit zum Empfang des Grösseren, des Allergrössten.

Wir aber möchten Gott immer für das danken, was er uns nach unserem Gutdünken hätte schenken müssen, möchten ihm immer für Kleineres danken. Und wenn er uns dies Kleinere, von uns Gewünschte, versagt, dann verschliessen wir uns für seine grösseren, für seine herrlichsten Gaben und wenden uns trotzig und undankbar von ihm ab. Weil uns der Teil versagt ist, murren wir und verschliessen uns dem

Ganzen, das uns geschenkt werden will. Darum bemüht sich hier Jesus, seine bethanischen Freunde von der Teilrettung zu lösen, die hier geschehen ist, und sie auf die völlige, umfassende Rettung hinzuweisen, die bald auf Golgatha sich ereignen wird. Der Martha will er damit sagen: Du hast mir jetzt gedient. Das ist schön und gut. Aber es gibt noch Wichtigeres als deinen schönen Dienst. Nimm dich nicht allzu wichtig mit deinem Dienst. Bald werden die Rollen umgekehrt sein. Bald werde ich es sein, der dir dienen wird. Denn ich bin nicht gekommen, dass ich mir dienen lasse, sondern dass ich diene und gebe mein Leben zur Bezahlung für viele. Und dem Lazarus will er damit sagen: Du dienst jetzt deinem Herrn und dankst ihm dadurch, dass du dabei bist bei einem Nachtmahl, das sie Christus gestiftet haben. Christus aber wird dich und alle Anwesenden bald einladen zu einem anderen Nachtmahl, das nicht sie bereitet haben, sondern das er euch allen bereiten wird. Maria, du dankst jetzt deinem Erlöser dafür, dass du deinen Bruder wieder hast. Dazu hast du dein teures Gefäß zerbrochen und den kostbaren Inhalt ausgegossen. Aber das ist nicht das Wichtigste hier. Derjenige, der da beim Nachtessen sitzt, der wird bald ein kostbareres Gefäß zerbrechen. Sein Leib wird zerbrochen werden. Und es wird ein Inhalt ausgegossen werden, der unvergleichlich viel kostbarer sein wird als deine Narde im Wert von 300 Denar. Und sein Geruch wird nicht nur dies ganze Haus, sondern die ganze Welt erfüllen. Was Maria dort tut mit der Salbe, das ist in den Augen Jesu eine vorweggenommene Einbalsamierung seines Leichnams, aber auch bereits eine vorweggenommene Salbung, wie sie bei Königskrönungen von alters her üblich sind. Darum soll man sie im Frieden lassen.

Damit aber meldet sich hier für uns noch einmal in göttlicher Freundlichkeit, aber auch mit letztem, göttlichem Ernst die Frage: Stehst du in der Dankbarkeit für das ganz grosse, letzte, höchste Geschenk, das uns Menschen durch Christus

geschenkt worden ist? Dort in Bethanien wird ein Mensch aus dem Grab ins diesseitige, kurze, vergängliche Leben zurückgerufen. Wir alle aber, die wir an Christus glauben dürfen, verdanken ihm unendlich viel mehr dadurch, dass er uns ins jenseitige, ins ewige Leben hineingerettet hat. Lazarus wird ja wieder sterben, trotzdem er dort für kurze Zeit dem Grab entrann. Aber wer an Christus glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe. Das ist unendlich viel mehr. Christus hat dort in Bethanien in ein Grab hineingegriffen und einen Menschen ins sterbliche Leben zurückgerufen durch seinen Eingriff in dieses einzige Grab. Bald aber wird nicht hier in Bethanien, aber drüben in Jerusalem ein ganz anderer Eingriff erfolgen, der majestätische Eingriff Gottes in alle Gräber aller Zeiten und Welten. Stehst du im Dank für diese Gabe? Was sind 300 Arbeitstage als Dankopfer für dieses majestätische Geschenk! Da kannst du danken nicht nur durch dreihundert Tagewerke hindurch, da kannst du danken alle Tage deines Lebens bis zum letzten Atemzug, und du hast immer noch nicht genug gedankt. Wenn ihr getan habt alles, was ihr zu tun schuldig seid, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte.

Das ist das erste Echo auf die Auferweckung des Lazarus, das Echo aus Bethanien selber. Und nun das zweite. Dieses widerhallt von den Hügeln und aus den Tälern rings in der Umgebung Jerusalems. Die Volksmassen sind in Bewegung geraten. Sie haben erfahren, was in Bethanien geschehen ist, und wollen es sehen. Christus der Retter und Lazarus der Gerettete werden zur Sensation. Die Bewegung und das Gelaufe zwischen Jerusalem und Bethanien nimmt besorgniserregende Formen an. Christus hat bisher alle derartigen Aufläufe und Demonstrationzüge nach Möglichkeit vermieden. Es würde uns nicht wundern, wenn es hier plötzlich hiesse, er habe sich durch Flucht entzogen. Nun aber lässt er geschehen, was geschehen will und muss. Seine Stunde ist nah. Er hindert's nicht, dass am anderen Tag sogar die Pilger

herausströmen und mit Palmwedeln in den Händen ihm den Empfang bereiten, der uns aus dem Palmsonntagsevangelium der übrigen Evangelisten bekannt ist. Hier bei Johannes erfahren wir, dass es sich dabei um eine begeisterte Huldigung dem Erwecker des Lazarus handelt. Zuerst ein herrschaftliches Nachtessen zu seinen Ehren, dann ein fürstliches Geschenk aus Marias Hand und jetzt dieser königliche Empfang durchs Volk!

Aber was will denn das Volk von ihm? Das Volk ruft ihn jetzt öffentlich zum König über Israel aus. Das Volk rechnet schon so gewiss mit der Tatsache, dass er nun den Thron Davids besteigen wird, dass es bereits Gottes Hilfe erfleht für ihn und seine nun begonnene Königsherrschaft. Das geschieht mit den Worten: «Hosianna dem Sohn Davids.» Das heisst: Hilf doch dem Sohn Davids! Warum tut das Volk das? Das Volk zu allen Zeiten will einen König, der etwas kann. Und dieser König da, der kann etwas. Niemand wird das mehr bestreiten wollen. Der hat 5000 Mann speisen können. Schon damals haben sie ihn auf den Schild erheben wollen (Kap. 5). Jetzt hat er gar einen Toten auferweckt! Sie sehen in Jesus den Mann der Tat. Es heisst merkwürdig aufschlussreich: «Das Volk aber bewunderte die Tat.» Das Volk rühmt immer die Tat. Das Volk will einen Kerl, der «es schon schaffen wird». Darum ruft es ihn hier zum König aus. Und Jesus lässt es diesmal geschehen. Er lässt es geschehen, obschon dies selbe Volk dann, wenn er gebunden vor Pilatus stehen wird, seine Meinung von ihm ändern und rufen wird: «Kreuzige ihn», weil es dann enttäuscht von ihm annehmen wird, er könne halt doch nichts. Er lässt es geschehen und reitet in Jerusalem ein, reitet in seinen Tod am Kreuz, reitet in seine tiefste Niederlage hinein, weil er nichts kann, weil er nichts können will, was dem Willen seines Vaters widerspräche, weil er nichts kann, als dem Vater gehorsam sein bis in den Tod am Kreuz.

Aber siehe, gerade dadurch, dass er nichts kann, was dem Willen seines Vaters zuwider wäre, gerade dadurch macht ihn der Vater zum König über alle Könige. Sie haben einen König nach ihrem Bildnis und Wunsch gewollt, einen kleinen König. Ach, wir wollen immer einen kleinen König, der geschwind etwas kann. Er aber ist der grosse König geworden, der König nicht nur über Israel, der König über alle Heiden und Nationen, der König über alles, was Menschenantlitz trägt. Aber auch über die Engel ist er König geworden, über die Geister und Gewalten. Durch seinen Gehorsam nicht der Welt, sondern dem Himmel gegenüber ist er der König geworden, dessen Name über allen Namen ist. Dem Volk sei durch diesen seinen Irrtum kein Vorwurf gemacht. Sogar den Jüngern geht es erst nachher auf, was hier beim Einzug in Jerusalem sich ereignet hat. Erst viel später erkennen sie: Dort ist ja das Wort in Erfüllung gegangen, das alte Prophetenwort vom letzten grossen König aller Könige, das besagt, dass dieser einst auf einem Esel in Jerusalem einreiten werde.

Und nun das dritte Echo auf die Auferweckung des Lazarus hin. Das kommt vom Tempel her. Dort hat man das Getrampel der vielhundertköpfigen Pilgermassen gehört, das auf dem Weg zwischen Jerusalem und Bethanien begonnen hat. Darüber äusserste Bestürzung in den Gemächern des Hohenpriesters. «Alle Welt ist ihm nachgelaufen!» Jetzt müssen sie – lange genug haben sie mit dem Gedanken gespielt! – jetzt müssen sie ihn töten. Aber seht! das Mittel, das sie in ihrer verblendeten Bosheit ergreifen, um ihn unwirksam zu machen, die Kreuzigung, dies Mittel benutzt der Vater, um ihn nun vollends in seine Wirksamkeit einzusetzen. Alle Welt wird nun erst recht ihm nachlaufen. Es heisst im Urtext: «Kosmos». Der ganze «Kosmos», die ganze Welt, fällt ihm dadurch zu, dass die Hohenpriester ihn durch den Kreuzestod unwirksam und «unschädlich» machen wollen. Ihm wird werden alle Gewalt im Himmel und auf Erden.

Und nun möchte ich diesmal schliessen mit dem Hinweis auf eine kleine, überraschende Notiz, die da noch in unserem Bericht steht. Diese lautet: «Aber die Hohenpriester trachteten darnach, wie sie auch Lazarus töteten.» Lazarus ist gerettet. Nun aber interessieren sich die Feinde Jesu um ihn. Ein gefährliches Interesse! Dieser lebende Leichnam, dieser stille und doch so laute Zeuge der Herrlichkeit Christi, ist ihnen ein Dorn im Auge. Es ist das bezeichnend: Wer gerettet ist durch Christus, für den beginnt nicht das bequeme Leben, nein, wer zu den Geretteten Christi gehört, für den beginnt das gefährliche Leben. Der Feind hat es zu allen Zeiten auf den geretteten Lazarus abgesehen. Wir haben das in der Kirche lange Zeit fast vergessen gehabt. Heute beginnen wir wieder zu ahnen, dass der Tischgenosse Jesu Christi anfängt, ein bedrohtes Dasein zu fristen. Aber wer immer die Faust gegen die Geretteten Christi erhoben und gemeint hat, ihnen mit Gewaltmassnahmen beizukommen, hat erfahren müssen, was jene Priester erfuhren, die dem Retter und dem Geretteten nach dem Leben trachteten: So hart sie gegen den Retter des Lazarus und später gegen die Gemeinde der Geretteten ausholten, um so sichtbarer lief alle Welt ihnen nach. Wohl jedem, der zwar zu den Bedrohten, aber zu den Geretteten gehören darf und hier anfängt mitzulaufen.

Das Gleichnis vom sterbenden Weizenkorn

²⁰ *Es waren aber etliche Griechen unter denen, die hinaufgekommen waren, dass sie anbeten auf dem Fest.* ²¹ *Die traten zu Philippus, der von Bethsaida aus Galiläa war, baten ihn und sprachen: Herr, wir wollten Jesus gerne sehen.* ²² *Philippus kommt und sagt es Andreas, und Philippus und Andreas sagten's weiter Jesus.* ²³ *Jesus aber antwortete ihnen und sprach: Die Zeit ist gekommen, dass des Menschen Sohn verklärt werde.* ²⁴ *Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Es sei denn, dass das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt's allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte.* ²⁵ *Wer sein Leben lieb hat, der wird's verlieren; und wer sein Leben auf dieser Welt hasst, der wird's erhalten zum ewigen Leben.* ²⁶ *Wer mir dienen will, der folge mir nach; und wo ich bin, da soll mein Diener auch sein. Und wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren.* ²⁷ *Jetzt ist meine Seele betrübt. Und was soll ich sagen? Vater, hilf mir aus dieser Stunde! Doch darum bin ich in die Welt gekommen.* ²⁸ *Vater verkläre deinen Namen! Da kam eine Stimme vom Himmel: Ich habe ihn verklärt und will ihn abermals verklären.* ²⁹ *Da sprach das Volk, das dabeistand und zuhörte: Es donnerte. Die andern sprachen: Es redete ein Engel mit ihm.* ³⁰ *Jesus antwortete und sprach: Diese Stimme ist nicht um meinetwillen geschehen, sondern um euretwillen.* ³¹ *Jetzt geht das Gericht über die Welt; nun wird der Fürst dieser Welt ausgestossen werden.* ³² *Und ich, wenn ich erhöht werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen.* ³³ *(Das sagte er aber, zu deuten, welches Todes er sterben würde.)* ³⁴ *Da antwortete ihm das Volk: Wir haben gehört im Gesetz, dass Christus ewiglich bleibe; und wie sagst du denn: "Des Menschen Sohn muss erhöht werden"? Wer ist dieser Menschensohn?* ³⁵ *Da sprach Jesus zu ihnen: Es ist das Licht noch*

eine kleine Zeit bei euch. Wandelt, dieweil ihr das Licht habt, dass euch die Finsternis nicht überfalle. Wer in der Finsternis wandelt, der weiss nicht, wo er hingeht. ³⁶ Glaubet an das Licht, dieweil ihr es habt, auf dass ihr des Lichtes Kinder seid.

³⁷ Solches redete Jesus und ging weg und verbarg sich vor ihnen. Und ob er wohl solche Zeichen vor ihnen getan hatte, glaubten sie doch nicht an ihn, ³⁸ auf dass erfüllet werde der Spruch des Propheten Jesaja, den er sagte: "HERR, wer glaubt unserm Predigen? Und wem ist der Arm des HERRN offenbart?" ³⁹ Darum konnten sie nicht glauben, denn Jesaja sagte abermals: ⁴⁰ "Er hat ihre Augen verblindet und ihr Herz verstockt, dass sie mit den Augen nicht sehen noch mit dem Herzen vernehmen und sich bekehren und ich ihnen hülfe." ⁴¹ Solches sagte Jesaja, da er seine Herrlichkeit sah und redete von ihm. ⁴² Doch auch der Obersten glaubten viele an ihn; aber um der Pharisäer willen bekannten sie's nicht, dass sie nicht in den Bann getan würden. ⁴³ Denn sie hatten lieber die Ehre bei den Menschen als die Ehre bei Gott. ⁴⁴ Jesus aber rief und sprach: Wer an mich glaubt, der glaubt nicht an mich, sondern an den, der mich gesandt hat. ⁴⁵ Und wer mich sieht, der sieht den, der mich gesandt hat. ⁴⁶ Ich bin gekommen in die Welt ein Licht, auf dass, wer an mich glaubt, nicht in der Finsternis bleibe. ⁴⁷ Und wer meine Worte hört, und glaubt nicht, den werde ich nicht richten; denn ich bin nicht gekommen, dass ich die Welt richte, sondern dass ich die Welt selig mache. ⁴⁸ Wer mich verachtet und nimmt meine Worte nicht auf, der hat schon seinen Richter; das Wort, welches ich geredet habe, das wird ihn richten am Jüngsten Tage. ⁴⁹ Denn ich habe nicht von mir selber geredet; sondern der Vater, der mich gesandt hat, der hat mir ein Gebot gegeben, was ich tun und reden soll. ⁵⁰ Und ich weiss, dass sein Gebot ist das ewige Leben. Darum, was ich

rede, das rede ich also, wie mir der Vater gesagt hat. Johannes 12,20-50

In jenem Moment, da Jesus dem Volk noch einmal mit letzter Dringlichkeit nahe legt, im «Lichte zu wandeln, dieweil ihr das Licht habt», weil es «nur noch eine kleine Zeit bei euch ist» – im Moment, da es endgültig auskommt, dass zwar viele Oberste an ihn glauben, aber ihren Glauben nicht bekennen, weil sie den Kirchenbann fürchten und die «Ehre bei den Menschen höher achten als die Ehre bei Gott» – im Moment, da es völlig klar wird, dass auch die Masse des Volkes nicht an ihn glaubt, trotzdem so viele Taten geschehen sind und zuletzt noch jene grösste Tat in Bethanien – im Moment, da der Herr feststellt, jenes dunkle Wort im Propheten Jesaja sei nun in Erfüllung gegangen, welches lautet: «Er hat ihre Augen verblendet und ihr Herz verstockt» – in jenem unheimlichen Moment, da für den Herrn der Zugang zu seinem Volk wie ein eiserner Rollladen herunterfällt und Israel sich ihm unwiderruflich verschliesst und da es an den Tag kommt: «Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf» – in dem Moment tritt eine Versuchung an Jesus heran. Es handelt sich wohl um jenen Kampf, den die andern drei Evangelisten als den Kampf in Gethsemane schildern. Johannes ist der einzige unter den Berichterstattern, der uns über die Hintergründe dieses letzten Versuchungskampfes einige Einzelheiten sagen kann. Die näheren Umstände sind, kurz gesagt, folgende:

Jesus verlässt eben wieder den Tempel, in den er durch jenen öffentlichen Einzug am Palmsonntag eingetreten ist, verlässt diesen Tempel zum letzten Mal und endgültig. Und wie er draussen zum Vorhof der Heiden kommt, nähern sich ihm «etliche Griechen». Diese machen sich an Philippus heran und bitten ihn, sie «möchten Jesus gerne sehen», Philippus möge so gut sein und ein Gespräch mit ihm vermitteln. Philippus wagt merkwürdigerweise zunächst nicht, ihrem Wunsche zu entsprechen, und wendet sich an Andreas.

Schliesslich fassen sie zu zweit ein Herz und bringen das Anliegen der Fremdlinge (es handelt sich offenbar um Proselyten aus Griechenland) vor. Ein an sich geringfügiger Zwischenfall. Für den Herrn aber in diesem Moment eine offensichtliche Überraschung. Man stelle sich vor, was diese Anfrage der «Griechen» für Jesus bedeuten könnte! Welch sonderbares Zusammentreffen! Eben ist ja die Tür zum Tempel und zum Eigentumsvolk ins Schloss gefallen, und nun sieht es so aus, als wollte sich ihm hier eine andere Tür öffnen: Griechen stehen da und wollen ihn sehen! Ist denn das nicht wie ein freundliches Zeichen seines Vaters? Sieht das nicht aus wie eine «Führung»? Gleichen diese Griechen nicht Boten und Engeln höherer Art, die ihm im Auftrag seines Vaters sagen sollen: Kehre du nur den Juden den Rücken und wende dich den Völkern und Nationen zu!? Was tut's, wenn nun die eine Tür zu dem einen halsstarrigen Volk zugegangen ist? Die Tür der Heiden, das grosse und weite Völkertor steht dir ja offen! Sind denn diese Griechen da nicht wie eine Delegation, wie eine Abordnung aller Völker, die ihm nun offen stehen und die ihm zuwinken: «Komm herüber und hilf uns!»? Schüttele den Staub vom Gewand und greif zum Wanderstab, verlass Jerusalem; die Welt ist gross, und es gibt Raum genug im Gasthaus der Völker!

Und doch, es ist nicht Gott, es ist der Versucher, der hier an ihn herantritt. Es handelt sich um eine Scheinführung. Sie gleicht jener anderen, die am Eingang der Wirksamkeit Jesu steht, von welcher Matthäus berichtet und die darin bestand, dass ihn der Teufel auf einen sehr hohen Berg führte, ihm die Welt und alle ihre Reiche zeigte und ihm einflüsterte: «Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest.» Das Versuchliche an diesem seltsamen Besuch der Griechen besteht hier darin, dass sie einen Ausweg zeigen, einen Weg, der nicht zum Kreuz führen würde. Es ist zwar der Wille des Vaters, dass Jesus zu den Völkern geht. Der Vater wird den Weg zu allen Völkern öffnen, aber nicht

bevor Israel den Sohn gekreuzigt hat. Israel wird und muss zum Letzten schreiten, zur Ausstossung seines Königs. Weil das der Weg ist, der nach dem Willen des Vaters zum Heil der Völker führt, ist er bereit, diesen Weg in freiwilligem Sohnesgehorsam bis ans Ende zu gehen. Aber siehe! nun sind diese Griechen gekommen! Ist denn das nicht wie ein Wink des Vaters? Will ihm der Vater am Ende doch das Letzte, Unausdenkbare, ersparen? Hat nicht dieser selbe Vater einst dem Abraham im letzten Augenblick, bevor er seinen Sohn opfern wollte, ein schonendes Halt zugerufen und ihm an Stelle des Sohnes ein Opfertier hingehalten? Sollten diese Griechen ein solches Zeichen des Vaters sein, der ihn im letzten Augenblick ohne Kreuz den Weg zu den Völkern senden will? Derart ist die Versuchung, die sich hier an den Herrn heranmacht. Damit ist uns auch die seltsame Scheu dieser Griechen erklärt, die es nicht wagten, sie wussten wohl selber nicht warum, sich an den Herrn zu wenden, als ahnten sie dumpf, dass sie hier ungewollt Werkzeuge der Finsternis sind. Erklärt ist damit auch die Angst des Philippus, der es nur mit Andreas zusammen wagt, den Lauf dessen, der hier zum Kreuz ausschreitet, jetzt noch einmal zu unterbrechen. Die beiden Jünger erinnern sich noch zu gut an jenes Wort, das Petrus traf, als er seinen Herrn vom Kreuzesweg abbringen wollte: «Weiche von mir, Satan, denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.» Vor der List eines Versuchers aber, der imstande ist, sich derart getarnter Werkzeuge zu bedienen, möchte man mit Fug und Recht erbeben. Jesus aber erkennt die List, die zu diesem Schachzug geführt hat, und tut sofort den nötigen Gegenzug. Da braucht es allerdings schon Jesus, diesen in einen Engel des Lichtes verkleideten Satan zu durchschauen. Die Stunde, erwidert er, wird schon schlagen, die Stunde, da ich sie alle zu mir ziehen werde, alle, die Juden und die Heiden, alle, die sich werden ziehen lassen. Das wird die Stunde sein, da er die Seinigen wird aussenden können mit den

herrschaftlichen, mit den majestätischen Worten: «Gehet hin und lehret alle Völker.» Diese grosse Stunde wird schon schlagen. Aber jetzt ist sie noch nicht da. Jetzt ist die andere Stunde da, die Stunde, da er zuerst erhöht werden soll ans Kreuz. Bevor jene herrliche Stunde kommen wird, muss jetzt noch diese schwere Stunde durchgekämpft und durchgelitten werden.

Es drängt sich ihm in dieser versuchlichen Stunde wie eine Hilfe ein Gleichnis aus der Natur auf. Das Weizenkorn, das nicht in die Erde fällt und stirbt, bringt nicht Frucht. Wenn es sich aber in die Erde säen und zudecken lässt, so dass es sich selber aufopfert und zugrunde geht, wenn diese seine Hingabe geschieht, dann bringt es Frucht. Gewiss, es gibt auch Weizenkörner, die nicht zu Saatgut verwendet werden, die nicht in die Erde müssen, die direkt zu edler Brotspeise werden dürfen, ohne vorher zu verfaulen. Sie sind nicht unnütz, diese anderen Weizenkörner, die zu Mehl gemahlen werden. Aber sie «bleiben allein», sie vermehren sich nicht. Fruchtbarkeit und Vermehrung wird nur dem Weizenkorn zuteil, das sich in die Erde und in die Fäulnis und in den Tod hineinsenken lässt. Jesus könnte jetzt schon zu den Griechen gehen und seine ganze Kraft an sie verbrauchen und unter ihnen viel Segen stiften. Aber der Wille des Vaters weist anderswo durch. Er muss wie ein Weizenkorn, das zum Saatgut bestimmt ist, zuerst in die Erde und ins Grab und in den Tod hinein. Und wenn er dem Vater gehorsam ist bis in den Tod am Kreuz, wenn er den Einflüsterungen und Lockungen des Versuchers nicht nachgibt, wird er nicht «allein bleiben». Seine geistigen Kinder werden so zahlreich sein wie die Sterne am Himmel und wie der Sand am Meer, und sein teures Blut wird das Saatgut sein, das unter alle Völker wird getragen werden. Und wo dies Saatgut hinfällt, da wird Gottes Acker bestellt und Gottes Ernte heranreifen. Gerade so, dass Jesus jetzt nicht zu diesen Griechen geht, sondern in Jerusalem bleibt, tut er mehr für diese Griechen. Gerade so,

dass er jetzt nicht in die weite Welt zieht, sondern in der Enge Israels bleibt, wird er der Herr aller Völker. Gerade so, dass er jetzt nicht seinen diesseitigen Arbeitstag verlängern und seinen Einfluss erweitern will, sondern sich zum Sterben anschickt im Gehorsam des Sohnes, legt er den Grund für die Rettung der Völker und somit auch dieser griechischen Bittsteller, ohne Israel endgültig preiszugeben. «Wenn ich erhöht sein werde, so will ich sie alle zu mir ziehen», alle, alle, die sich werden ziehen lassen. Aber erst wenn ich erhöht sein werde. Zuvor muss das Weizenkorn sterben.

Und nun überträgt Christus überraschenderweise das, was er eben von sich gesagt hat, auf seine Gemeinde. Seine Kirche, die davon und einzig davon lebt, dass er stirbt und aufersteht, diese Kirche wird es nie völlig verleugnen können, dass sie die Kirche dessen ist, der ein für allemal den Weg des Weizenkorns gegangen ist. Die Form und Art, in der diese Kirche lebt, wird die Form und Art des sterbenden Weizenkorns tragen. Es geht in der Kirche Jesu Christi nicht nur für das Haupt, auch für seine Glieder, durchs Sterben hindurch zum Leben. «Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren. Wer aber sein Leben auf dieser Welt hasst, der wird es erhalten zum ewigen Leben.»

Diese Worte vom Sterben und Leben des Weizenkorns, das aber alle, die an Christus glauben, nach sich ziehen will ins Sterben und Leben hinein, dies Wort vom Weizenkorn, angewandt auf die Kirche, ging mir in den letzten Jahren oft und immer wieder durch den Sinn. Wir leben jetzt in einer Stunde, da es für die Kirche in aller Welt, menschlich gesprochen, durch ein Abnehmen hindurchzugehen scheint. Es ist im Blick auf den heutigen Zustand der Kirche unter den Völkern mit einiger Berechtigung das Wort «Schrumpfung» gefallen. Aus dieser Sachlage heraus meldet sich leise und laut jetzt überall in der Kirche selber die Frage: «Was ist da zu tun?» Was kann man tun zur Erhaltung der Kirche? Wäre es nicht möglich, dieser schrumpfenden Kirche aufzuhelfen,

sagen wir einmal durch einen grosszügig ausgedachten Plan? Etwa so wie man der Hotellerie mit einem «Hotelplan» hat aufhelfen wollen, so wie jetzt in diesen Kriegsjahren der «Anbauplan» unser Volk beschäftigt? Wäre es nicht dringlich nötig, der Kirche durch eine Art von Anbauschlacht wieder Boden zu gewinnen? Nicht wahr, solche Gedanken wollen sich uns aus der berechtigten Sorge um die Kirche aufdrängen. Aber tönt es, sagen wir einmal im Blick auf unser heutiges Textwort, hier in der Bibel so? Wäre es nicht möglich, dass Christus seine Kirche nach ganz anderen Grundsätzen zu erhalten und zu mehren gedenkt? Nicht durch Erweiterung und Vergrösserung nach Art dieser Welt, sondern, wer weiss – wir hören das zwar gar nicht gern! – vielleicht auf umgekehrtem Weg? Wenn nun die Parole ausgegeben wird «die Massen gewinnen!», wäre es nicht denkbar, dass es so gerade nicht beschlossen ist bei Christus? War es in der Kirchengeschichte nicht oft so, dass Christus eine Handvoll Menschen rief, die bereit wurden, ihr Leben gering zu achten? Könnte Christus nicht auch heute wieder wie zu Gideons Zeiten 30'000 nach Hause schicken und mit 300 seine Kirche erneuern?

Dieser Weg gefällt zwar unserem Fleisch ganz und gar nicht. Aber es gibt sicher eine gottgewollte Schrumpfung der Kirche, durch die Gott uns Menschen so deutlich, dass wir es nicht mehr übersehen können, zu verstehen gibt: Nicht ihr Menschen erhaltet die Kirche. Es ist ein anderer, der sie baut und mehrt! Er kann euch dazu brauchen. Aber er kann euch auch wegschicken, um seine Kirche zu erhalten. Das gefällt uns ganz und gar nicht. Aber hier steht es halt geschrieben, dass die Gemeinde in seine Nachfolge gerufen ist, auf den Weg, den er geht, und sein Weg ist der des Weizenkorns. Nicht der rasche, weil technische Weg der Organisation, sondern der langsame und unansehnliche Weg des Wachstums: «Wer mir dienen will, der folge mir nach; und wo ich bin, da soll mein Diener auch sein. Und wer mir dienen wird,

den wird mein Vater ehren; und wer an mich glaubt, der folge mir nach.» Nachfolge aber heisst jetzt nicht mehr in die Weite, sondern in die Enge, nicht in die Höhe, sondern in die Tiefe. Er selber geht durchs Kreuz zur Herrlichkeit, durchs Sterben zum Leben, durch die Verwerfung zu den Völkern, durch Schande zur Ehre. Und «wo ich bin, da soll mein Diener auch sein». «Und wer an mich glaubt, den wird mein Vater ehren.» Der Vater wird ihn ehren. Das aber heisst, dass nicht die Menschen ihn ehren werden. Was bei dem Vater Ehre ist, das pflegt bei den Menschen Schande zu sein. Aber wer anfängt, die Schmach bei den Menschen nicht mehr zu fürchten, wer es riskiert, von den Menschen in Acht und von den Frommen in Bann getan zu werden, der wird bereit dazu, dass der Vater ihn ehre. Andere Ehre als solche, die vor der Welt Schande ist, hat in der Kirche des Gekreuzigten nicht Platz. Eine Handvoll Menschen, die anfangen, den Bannstrahl der Menschen nicht mehr zu fürchten, die verlangend werden nach der Ehre, die im Himmel gilt, eine solche Handvoll ist mehr im Reiche Gottes und darum auch mehr für den Aufbau der Kirche als festliches Gepränge und Gedränge bei gesteckten vollen Kirchen. Was nützen volle Kirchen von Menschen, die ihr Leben über alles lieben? Es geht aber durchs Sterben hindurch: «Wer mir dienen will, der folge mir nach; und wo ich bin, da soll mein Diener auch sein; und wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren.»

Aber geraten wir damit nicht in eine gefährliche Nähe? Reden denn nicht die Herren und Oberen dieser Welt ähnlich? Sagen nicht auch sie «und setzt ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein»? Verlangen nicht auch sie von ihren Getreuen, dass sie ihr Leben nicht lieben, sondern bereit seien zum völligen Einsatz? Gewiss, aber nicht jede Sache, für die man sein Leben lässt, ist Gottes Sache. Man kann sein Leben auch für den Teufel einsetzen, oder für eine Teufelei. Darum ist zu unterscheiden, ob ich mein Leben für Christus und seine Sache einsetze, in seiner

Nachfolge, oder aber ob ich auf die Stimme eines Fremden höre und auf den Namen eines Fremden schwöre.

Wer aber wagt es, zu sagen, er werde dabei sein, da wo es gilt, sein Leben, für Christus und seine Sache, nicht zu lieben? Es ist wohl nicht von ungefähr, dass wir die letzte Strophe des Lutherliedes, in der es heisst: «nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, lass fahren dahin, sie haben's kein'n Gewinn», dass wir in den letzten Jahrzehnten nicht mehr so recht wagten, in den Kirchen diese Worte singen zu lassen. Solch Sterben ist keine Sache, die aus unserem Geblüt stammt. Für irgendeinen Grossen dieser Welt, für irgendeine grosse Sache dieser Welt kann ein Mann, kann eine Frau unter Umständen begeistert sterben. Aber niemals kann einer um Christi willen und um sein Reich begeistert sein Leben hassen und lassen. Hier versagt der Rausch, auch der Sterberausch der Schlachtfelder, hier versagt die Natur, und es ist gut so. Der russische Dichter Turgenjew pflegte in der Gesellschaft von der Feuersbrunst zu erzählen, die auf dem Dampfer, auf dem er von Stettin ausgefahren war, ausbrach. Er sei geistesgegenwärtig geblieben, hätte die weinenden Frauen getröstet und die Männer ermutigt. In Wirklichkeit aber verhielt sich die Sache so, dass der Kapitän einen grossen jungen Herrn strafen musste, weil dieser sich vor den Frauen und Kindern in die Rettungsboote gedrängt habe, in einem fort jammernd: «Mourir si jeune!» Dazu bemerkt Mereschkowskij, der den Fall erzählt: «Wer weiss von sich, wie er sich in Todesgefahr benehmen wird? Wer wagt es, das Benehmen eines anderen in Todesgefahr zu verurteilen? Es ist weniger schlimm, dass Turgenjew so furchtbar erschrak, als dass er nachher so gewissenlos log.» Wenn es aber gilt, für Christus zu sterben, dann wird unser Fleisch laut rufen: «Mourir si jeune!» Dann wird es unserem Fleisch nicht anders ergehen als dem des Petrus. Unsere Natur wird dann versagen. Aber Gott sei Dank hat Christus unsere Natur angenommen, diese Natur, die sich mit allen Fasern gegen

den Weg des Weizenkornes sträubt. Christus hat diese Natur auf sich genommen bis zur tiefsten Erniedrigung, bis dorthin, wo auch er von sich sagen muss: «Jetzt ist meine Seele erschüttert.» Diese Stunde der Versuchung, diese Gethsemanestunde, will ihn wankend machen. «Und was soll ich sagen?» Die Natur, die er angenommen hat um unsertwillen, fängt an unsicher zu werden. In diesem Zustand der Elendigkeit flieht er ins Gebet. Und wie lautet das Gebet? Zuerst ist es das Gebet des Blutes, das nicht sterben will. «Vater, rette mich aus dieser Stunde!» Ist's am Ende doch ein Ausweg, das mit den Griechen? Will der Vater ihn retten und schonen? Aber dann naht sich ihm ein Zusammenraffen, und wir hören ihn sagen «doch darum bin ich in diese Stunde gekommen». «Darum!» Darum, weil diese Griechen leben sollen und weil die Völker leben sollen, weil es jetzt darum geht, ihnen das Heil zu erwerben auf dem Weg des Weizenkorns. Darum ist er in diese Stunde gekommen. Und nun kommt das Grosse und Herrliche über ihn, nun ist alles Zögern und Zagen, alles Schwanken und Zittern weg. Und wie ein befreiter Siegesruf kommt es nun über seine Lippen: «Vater, verkläre deinen Namen.»

So betet Christus. So lautet auch das Gebet seiner Gemeinde in der Stunde der nahenden Prüfung. Das Gebet Christi und das christliche Beten setzt sich nicht grossartig und unwahr über die Regungen des Blutes und über die Schwächen der Natur hinweg, als wären sie nicht vorhanden, sondern es geht durch diese Schwächen hindurch: «Vater, rette mich aus dieser Stunde!» Aber, «Vater, verkläre deinen Namen». Die anderen Evangelisten sagen hier genau entsprechend: «Vater, nimm den Kelch von mir, aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe.» Was sollen wir in Anbetracht der Stunde, die für die Kirche jetzt zu kommen scheint, anderes, als uns eben hineinziehen lassen in dieses priesterliche Kämpfen und Beten unseres Herrn, was sollen wir anderes als eben auch rufen: «Vater, rette uns aus dieser Stunde»,

aber, «Vater, dein Name werde verklärt»! Vater, lass es noch einmal an uns vorübergehen. Hab noch einmal Langmut mit uns und unseren Kindern. Aber wenn es sein muss, so «verkläre deinen Namen».

In jener tiefsten Niedrigkeit, in die Christus um unserer Schwachheit willen hineinkniet, bekennt sich nun aber der Vater zu ihm, ähnlich, wie sich der Vater am Anfang zu ihm bekannte, als er zur Sündertaufe am Jordan erschienen war. Lukas sagt von dieser Stelle, es seien ihm Engel beigestanden. Johannes sagt: «Da kam eine Stimme vom Himmel: Ich habe ihn verklärt und will ihn abermals verklären.» Das Volk meint dieses Ereignis natürlich oder okkultistisch erklären zu müssen. Die einen sagen, es sei ein Engel gewesen, die anderen, es habe nur gedonnert. Jesus aber hat den Ruf des Vaters gehört, der ihm Antwort gibt in dieser Stunde der Versuchung. Die Antwort genügt ihm: «Ich habe ihn (meinen Namen) verklärt an Israel und werde ihn (meinen Namen) abermals verklären» an allen Völkern und noch einmal an Israel, wenn seine Stunde gekommen sein wird.

Durch dies Bekenntnis des Vaters zu ihm ist der Kampf entschieden und der Sieg errungen. Wer spürt nicht den Jubel, der in den Worten liegt: «Jetzt geht das Gericht über die Welt, jetzt wird der Fürst dieser Welt gerichtet werden.» «Der Fürst dieser Welt.» Diese Bezeichnung für den Teufel kommt nur im Johannesevangelium vor, an dieser und noch an zwei anderen Stellen. Er ist zwar der Fürst dieser Welt. Aber jetzt wird er entthront, ausgestossen werden. Auffällig und bedeutsam, dieses «jetzt» und dieses «werden»! «Jetzt» wird er ausgestossen «werden». Damit will Christus sagen, jetzt sei die Entscheidung gefallen, und jetzt habe zugleich etwas begonnen, das vollendet werden wird. Auf dem Herrscherthron sitzt der Fürst dieser Welt jetzt nicht mehr. Er ist gestürzt. Aber es ist ihm noch viel Möglichkeit des Wirkens gegeben. Er kann noch wirken, aber nicht mehr regieren. Das Kreuz hat ihn vom Thron gestossen. Er ist nicht mehr

der Fürst, er ist nur mehr ein sehr gehaltenes Werkzeug und ein sehr gehemmter Knecht, eine Art Scherge und Henkersknecht unter den Völkern. Ein anderer Fürst sitzt droben zur Rechten des Vaters. Ihm ist jetzt alle Gewalt übergeben nicht nur im Himmel, sondern auch auf Erden. Darum der Siegesruf als Ausklang dieser schwersten Versuchungsstunde: «Jetzt wird der Fürst dieser Welt ausgestossen werden.» Der Mann der Kirche, von dem wir heute schon einmal ein Wort zitiert haben, hat im gleichen Lied noch Worte gefunden, Worte, die er nur darum hat singen können, weil er dieses 12. Kapitel im Johannesevangelium gekannt hat:

«Der Fürst dieser Welt,
wie sau'r er sich stellt,
tut er uns doch nichts,
das macht, er ist gericht't;
ein Wörtlein kann ihn fällen.»

Die Fusswaschung

¹ Vor dem Fest aber der Ostern, da Jesus erkannte, dass seine Zeit gekommen war, dass er aus dieser Welt ginge zum Vater: wie er hatte geliebt die Seinen, die in der Welt waren, so liebte er sie bis ans Ende. ² Und beim Abendessen, da schon der Teufel hatte dem Judas, Simons Sohn, dem Ischariot, ins Herz gegeben, dass er ihn verriete, ³ und Jesus wusste, dass ihm der Vater alles in seine Hände gegeben und dass er von Gott gekommen war und zu Gott ging: ⁴ stand er von Abendmahl auf, legte seine Kleider ab und nahm einen Schurz und umgürtete sich. ⁵ Darnach goss er Wasser in ein Becken, hob an, den Jüngern die Füße zu waschen, und trocknete sie mit dem Schurz, damit er umgürtet war. ⁶ Da kam er zu Simon Petrus; und der sprach zu ihm: HERR, sollst du mir meine Füße waschen? ⁷ Jesus antwortete und sprach zu ihm: Was ich tue, das weißt du jetzt nicht; du wirst es aber hernach erfahren. ⁸ Da sprach Petrus zu ihm: Nimmermehr sollst du meine Füße waschen! Jesus antwortete ihm: Werde ich dich nicht waschen, so hast du kein Teil mit mir. ⁹ So spricht zu ihm Simon Petrus: HERR, nicht die Füße allein, sondern auch die Hände und das Haupt! ¹⁰ Spricht Jesus zu ihm: Wer gewaschen ist, bedarf nichts denn die Füße waschen, sondern er ist ganz rein. Und ihr seid rein, aber nicht alle. ¹¹ (Denn er wusste seinen Verräter wohl; darum sprach er: Ihr seid nicht alle rein.) ¹² Da er nun ihre Füße gewaschen hatte, nahm er wieder seine Kleider und setzte sich wieder nieder und sprach abermals zu ihnen: Wisset ihr, was ich euch getan habe? ¹³ Ihr heisset mich Meister und HERR und saget recht daran, denn ich bin es auch. ¹⁴ So nun ich, euer HERR und Meister, euch die Füße gewaschen habe, so sollt ihr auch euch untereinander die Füße waschen. ¹⁵ Ein Beispiel habe ich euch gegeben, dass ihr tut, wie ich euch getan habe. ¹⁶ Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Der

Knecht ist nicht grösser denn sein Herr, noch der Apostel grösser denn der ihn gesandt hat. ¹⁷ So ihr solches wisset, selig seid ihr, so ihr's tut. ¹⁸ Nicht sage ich von euch allen; ich weiss, welche ich erwählt habe. Aber es muss die Schrift erfüllt werden: "Der mein Brot isset, der tritt mich mit Füssen." ¹⁹ Jetzt sage ich's euch, ehe denn es geschieht, auf dass, wenn es geschehen ist, ihr glaubt, dass ich es bin. ²⁰ Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Wer aufnimmt, so ich jemand senden werde, der nimmt mich auf; wer aber mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat.

²¹ Da Jesus solches gesagt hatte, ward er betrübt im Geist und zeugte und sprach: Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Einer unter euch wird mich verraten. ²² Da sahen sich die Jünger untereinander an, und ward ihnen bange, von welchem er redete. ²³ Es war aber einer unter seinen Jüngern, der zu Tische sass an der Brust Jesu, welchen Jesus lieb hatte. ²⁴ Dem winkte Simon Petrus, dass er forschen sollte, wer es wäre, von dem er sagte. ²⁵ Denn derselbe lag an der Brust Jesu, und er sprach zu ihm: HERR, wer ist's? ²⁶ Jesus antwortete: Der ist's, dem ich den Bissen eintauche und gebe. Und er tauchte den Bissen ein und gab ihn Judas, Simons Sohn, dem Ischariot. ²⁷ Und nach dem Bissen fuhr der Satan in ihn. Da sprach Jesus zu ihm: Was du tust, das tue bald! ²⁸ Das aber wusste niemand am Tische, wozu er's ihm sagte. ²⁹ Etliche meinten, dieweil Judas den Beutel hatte, Jesus spräche zu ihm: Kaufe was uns not ist auf das Fest, oder dass er den Armen etwas gäbe. ³⁰ Da er nun den Bissen genommen hatte, ging er alsbald hinaus. Und es war Nacht.

³¹ Da er aber hinausgegangen war, spricht Jesus: Nun ist des Menschen Sohn verklärt, und Gott ist verklärt in ihm. ³² Ist Gott verklärt in ihm, so wird ihn auch Gott verklären in sich selbst und wird ihn bald verklären. ³³ Liebe Kindlein, ich bin noch eine kleine Weile bei euch. Ihr werdet

mich suchen; und wie ich zu den Juden sagte: "Wo ich hingehe, da könntet ihr nicht hinkommen", sage ich jetzt auch euch. ³⁴Ein neu Gebot gebe ich euch, dass ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebt habe, auf dass auch ihr einander lieb habet. ³⁵Dabei wird jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt. Johannes 13,1-35

Ein Neues hat nun für Jesus und seine Jünger angefangen. Aber Jesus allein weiss es zunächst, seine Jünger wissen es noch nicht. Darum verstehen ihn die Jünger nicht, können ihn nicht verstehen, und darum ist dieses ganze 13. Kapitel so voller Geheimnisse und Fragen. Geht es je anders zu, wenn Gott Neues schafft? Ist das nicht bezeichnend an seinem Schaffen, dass es für uns Menschen zuerst ein heimliches und verborgenes Tun ist? Alles Neue fängt im Himmel an, längst bevor auf Erden ein Mensch daran denken kann. Die Entscheidungen sind im Himmel immer schon gefallen, wenn wir auf Erden oft Jahre, Jahrzehnte, um nicht zu sagen ein Jahrtausend später etwas davon erfahren dürfen. In dunklen Andeutungen und unbegreiflichen Voraussagen wird angekündigt, was viel später erst vor aller Augen offenbar zu werden pflegt. So hat die erste Christengemeinde erst nach der Auferstehung Christi mit ganz neu geöffneten Augen angefangen, das Alte Testament zu lesen und zu verstehen. Das für dieses ganze Kapitel so überaus bezeichnende Wort an Petrus: «Was ich tue, das weisst du jetzt nicht, du wirst es aber hernach erfahren», dies Wort gilt für sie alle, die je einmal in seinem Dienste standen, von Noah bis Abraham und Mose und all den Gottesmännern und Propheten bis hin zum fragenden Täufer. Sie alle haben ihn nicht verstanden, sie alle haben warten müssen bis auf den Tag hin, da das eine grosse und entscheidende Verstehen unter den Völkern aufgegangen ist wie ein übergrosses, die Finsternis der Jahrtausende erhellendes Licht, das Licht der Ostern.

Es ist auch in unserem kleinen persönlichen Erleben nicht anders. Wir werden auch da immer wieder Wege geführt, die wir jetzt noch nicht verstehen. Gott fügt uns Verluste zu, mit denen wir uns kaum abzufinden vermögen. Es ist so recht ein Wort, das man an Särgen zu hören gewohnt ist, dieses – «du wirst es aber hernach erfahren». Und so ist es auch im Blick aufs jetzige Weltgeschehen. Manch eine Katastrophe bleibt uns jetzt dunkel und rätselhaft. Wir verstehen jetzt die Wege nicht, die Gott mit unseren Völkern geht. Seine Zulassungen sind jetzt dunkel. Dabei ist es uns eine rechte Glaubensstärkung, zu wissen, dass das besondere Neue für dieses Geschlecht im Himmel bereits angefangen hat. Wenn wir das Ohr dafür hätten, wir könnten schon jetzt den Jubel der himmlischen Heerscharen über den Sieg der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe hören. Darum gilt es jetzt in besonderer Weise diesem ganzen Geschlecht: «Was ich tue, das weisst du jetzt nicht.» Aber es wird noch einmal ein «Hernach» geben, für jeden, der jetzt den Glauben nicht wegwirft.

Und was ist nun das Neue, das hier eingetreten ist, das Jesus weiss und die Jünger noch nicht wissen? Die Entscheidung, dass nun seine Zeit gekommen ist, ist gefallen. Wie oft ist er seinen Verfolgern entwichen! Nun wird er ihnen nicht mehr entweichen. Er weiss, dass er nun in allernächster Zeit zum Vater gehen wird. Er weiss auch, dass ihm der Vater nun alles in seine Hände gegeben hat. Dies Wissen breitet über ihn eine feierliche Unerschütterlichkeit. Wohl heisst es auch in diesem Kapitel noch einmal, wie in den vorausgehenden so häufig, er sei «erschüttert» worden. Aber es steht hier im Urtext nun ein ganz anderes Wort dabei. Vorher heisst es immer, er sei erschüttert worden in seiner Seele, hier aber heisst es nun, er sei erschüttert worden im Geist. Seine Seele ist nun frei von jeder Schwankung. Es ist in der Passion des Herrn ein Moment, da Jesus majestätisch ruhig wird. Das Zittern und Zagen vor dem, was kommen wird, ist von ihm

gewichen. Dieser Moment ist nun da. Das ist das Neue hier. Sein Blick ist nun fest aufs Kreuz gerichtet, und auf die Herrlichkeit. Darum jubelt durch dieses ganze Kapitel hindurch bereits jenes Wort, das er kurze Tage später vom Kreuz herab ausrufen wird: «Es ist vollbracht!» Jesus lebt bereits jetzt davon, dass er es vollbringen wird. Wie ein grosser Herr, der auf eine erst noch zu leistende Arbeit hin Kredit hat, so sehen wir hier den Herrn.

Von hier aus verstehen wir nun auch den scheinbaren Widerspruch, der durch dieses Kapitel sich hindurch zieht und der darin besteht, dass wir hier Christus in tiefster Niedrigkeit sehen und zugleich in höchster Hoheit. Wir sehen ihn hier als Knecht, angetan mit der Schürze des Knechts und hantierend mit dem Gerät des Sklaven. Aber gleichzeitig ist er hier, vom ersten bis zum letzten Wort, der Herr. Gleichzeitig strahlt hier eine beinahe schon jenseitige Herrlichkeit von ihm aus. Ausgerechnet in diesem Kapitel der Fusswaschung wird er nicht weniger als achtmal der Herr genannt. Zweimal heisst er Meister und einmal Menschensohn: «Ihr nennt mich Herrn und Meister, und ihr tut recht daran, denn das bin ich auch.» Und unmittelbar nach der Ausscheidung des Judas hören wir ihn sagen: «Nun ist des Menschen Sohn verklärt, und Gott ist verklärt in ihm.» Das sagt er jetzt, wohl wissend, dass diese Verklärung erst am Ostertag sichtbar werden wird. Wahrlich, nur der versteht die Niedrigkeit Christi recht, der bei allem nie vergisst: Er ist der Herr. Sie werden ihn bald gefangen nehmen. Aber sie fangen den Herrn. Sie werden ihn vor die Hohenpriester stellen und auf die Backe schlagen. Aber er wird nicht aufhören, der Herr zu sein. Sie werden ihn ins Richthaus vor Pilatus schleppen, aber dort wird er erst recht der Herr sein. Sie werden ihn peitschen lassen und ans Kreuz schlagen und noch am Kreuz namenlos verhöhnen. Aber eines werden sie weder hindern noch ändern können, dass er der Herr ist und der Herr bleibt,

der Herr aller Herren. In der tiefsten Tiefe ist ihm die Hoheit Gottes beigelegt, und diese wird ihm niemand rauben.

Jetzt begreifen wir auch die Aussagen Jesu über seine Jünger. Auch die Jünger sind berufen zu beidem, zur Niedrigkeit und zur Hoheit. «Ein Beispiel habe ich euch gegeben, dass ihr tut, wie ich euch getan habe.» Auch sie sollen Sklavendienste tun an dieser Welt. Als Knechte sind sie nicht grösser als ihr Herr. Hat ihnen der Herr die Füsse gewaschen, so sollen sie sich gleicher Dienste nicht schämen. Damit ist die Kirche Christi für alle Zeiten an den Platz des Dienens gewiesen. Aber diese ihre Niedrigkeit ist falsch verstanden, wenn man einen Augenblick vergisst, dass sie die Kirche des Herrn ist. Die Jünger werden ihn zwar nicht verstehen, aber er ist dennoch ihr Herr und sie seine Jünger. Sie werden ihn in dem Kampf, der ihm bevorsteht, im Stich lassen. Aber sie werden dennoch seine Jünger sein. Einer unter ihnen wird ihn verleugnen, und zwar gerade der Begabteste und Stärkste unter ihnen, ihr Führer, Petrus. Aber weil es nun feststeht, dass Christus in den nächsten Tagen für sie sterben wird, darum wird auch Petrus trotz seinem Fall sein Jünger sein. Diese seine Jünger wird er unter die Völker senden. Auch ihre Jüngerschaft bedeutet Grosses und Grösstes: Wer sie aufnehmen wird, wird ihn aufnehmen. Und wer ihn aufnehmen wird, der wird den Vater im Himmel aufnehmen. So hoch wird er sein, ihr Jüngerberuf. Im Auftrag Gottes selber werden sie den Weg unter die Völker antreten dürfen. Über sie ist nun gesagt: «Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.» Wer sie ablehnen oder aufnehmen wird, bei dem wird es sein, wie wenn er Christus und damit Gott aufnehmen oder ablehnen würde. So hoch redet hier Christus von seiner Kirche, von den Seinigen. Aber nicht, weil die Jünger hoch sind, sondern weil er ihr Herr und Meister ist. Wahrlich: «Wer ein Bischofsamt begehrt, begehrt ein köstlich Amt.»

Nur einer begehrt dies köstliche Amt nicht, Judas. Nicht durch Niedrigkeit hindurch will Judas hoch sein. Nicht den Platz des Dienens will er sich anweisen lassen. Judas will nicht einen solchen Herrn, der die Füße wäscht. Er will eine Kirche des Herrschens. Wo aber irgendwo in der Welt die Kirche herrschen will nach Art der Herren dieser Welt, da rückt sie immer wieder ins Zeichen des Judas. Ihn scheidet Jesus aus seiner Schar heraus. Er tut es erst zuletzt, erst nachdem für ihn die Tempeltür endgültig zugegangen ist und nachdem er Israel als verstockt erkennt. Er tut aber auch das als Herr. Er befiehlt ihm, zu beschleunigen, was er im Sinn hat. Auch dem Judas gegenüber ist somit Christus Herr der Situation. Und diese Ausscheidung des Mannes aus Karioth bedeutet für Jesus nun erst recht die vollkommene Freude an den übrigen Jüngern, die nun ausnahmslos die Seinigen sind und bleiben.

Das ist das erste Unerhörte und Geheimnisvolle, was Jesus über den Beruf der Jünger sagt: Sie sind berufen zum Dienem; ihr Dienst aber ist ihre Hoheit. Von diesen elf Übriggebliebenen sagt nun der Herr ein Zweites, das nicht weniger erstaunlich ist: «Ihr seid rein.» Sie sind es darum, weil es nun feststeht, dass er in ein paar Tagen für sie sterben wird. Weil das Blut Jesu Christi uns rein macht von aller Sünde, darum, nur darum sind sie rein. Es kommt mir vor, wie wenn hier Jesus den Jüngern aus den Schätzen und aus der Fülle des Kreuzes heraus mit vollen Händen schöpfend austeilte. So wie ein Arbeitgeber seinen Knechten Vorschuss gibt, so gibt hier Christus seinen Jüngern die Reinigung von ihren Sünden. Er gibt ihnen, was er am Kreuz für sie erwerben und erkämpfen wird. «Ihr seid rein.» Kann das von einem Menschen anders gesagt werden als eben so, wie es hier der Herr von seinen Jüngern sagt? Schaut euch nur an! Schaut nur alles an, was an euch Gott und den Menschen nicht gefallen kann, ihr seid dennoch rein, denn über und für euch ist die Entscheidung gefallen: Es ist vollbracht!

Die dritte grosse, und uns will scheinen grösste Aussage über die Jünger aber besteht darin, dass er von ihnen sagt, sie seien berufen zur Liebe: «Ein neu Gebot gebe ich euch, dass ihr einander liebet, gleichwie ich euch geliebt habe.» Menschen sollen fähig und imstande sein, nicht nur irgendwie, sondern so zu lieben, wie Christus die Seinigen liebt! Das ist etwas Neues! Man hat nicht verstanden, warum Christus hier von einem «neuen Gebot» redet, kannte man doch dieses Gebot, dass man Gott und die Menschen lieben solle, schon im Alten Testament. Was ist denn hier nun neu geworden? Eben das ist ja nun das Neue, was hier eingetreten ist; neu ist daran, dass es jetzt bald einen Christus gibt, der die Welt geliebt hat bis ans Kreuz. Bald wird es Menschen geben, die auf Grund dessen, was am Kreuz vollbracht ist, lieben dürfen. Diese Möglichkeit ist nun auf Erden durchgedrungen vom Himmel her. Und das ist neu. Wir hörten zwar (Kap. 1), es gebe «nichts Neues unter der Sonne». Das ist wahr. Aber es ist nur wahr im Blick auf uns Menschen, nicht aber im Blick auf Gottes herrliche Taten. Es gibt jetzt eine neue Liebe unter der Sonne, weil Christus in diese Welt, unter diese Sonne gekommen ist, um uns zu lieben bis in den Tod. Und darum können jetzt auch Menschen einander lieben. Menschen, die erst noch miteinander um den ersten Platz am Tisch gestritten haben, von denen jeder der Grösste sein wollte im Himmelreich, von diesen Menschen wird nun ausgesagt, «dass ihr einander liebet, gleichwie ich euch geliebt habe». So wie es von jetzt an Menschen geben wird, die zwar sterben, aber siehe, sie leben, die zwar arme Sünder sind, aber siehe, sie sind rein, so wird es von jetzt an Menschen geben, die zwar von Natur auch Egoisten sind wie alle anderen, aber siehe, nun wird das Unmögliche möglich bei Gott: Sie werden einander lieben, gleichwie Christus uns geliebt hat, lieben in einer Liebe, die stärker ist als der Tod. Es gibt nun etwas Neues unter der Sonne, etwas, das vorher nicht da war, und das ist die Liebe, die unter Pontius Pilatus

für die Welt gestorben ist. Eine Quelle, eine Liebesquelle ist damit aufgebrochen, wie sie nie mehr wird erschöpft werden können. Diese Liebesquelle wird genügend Liebe haben, um alle Völker und alle Länder und alle Erdteile und alle Zeiten und dazu die Ewigkeit mit Liebe zu speisen und zu versorgen. Darum, «ein neu Gebot gebe ich euch, dass ihr euch untereinander liebet, gleichwie ich euch geliebt habe, auf dass auch ihr einander lieb habet.»

Aber nun noch einmal zurück zur Fusswaschung. Begreifen wir sie? Wir begreifen sie nur zu rasch. Und wenn wir sie zu rasch begreifen, dann haben wir sie in der Regel gerade nicht begriffen. Wir meinen dann, es handle sich hier darum, dass Jesus sehr nett ist zu den Jüngern, indem er sich vor ihnen beugt und ihnen gar die Füße wäscht. Es hört sich das sehr rührend und erbaulich an. Auch die Jünger haben es zuerst auf diese idyllische Weise missverstehen wollen. Darum wehrt sich Petrus zuerst so entrüstet gegen den Dienst. Er sieht darin eine Selbsterniedrigung Christi, die ihm nun doch etwas zu weit geht, und die er unmöglich von Christus annehmen darf. Aber plötzlich wendet sich das Blatt, und Petrus muss erkennen, dass es hier nicht nur um Christi Niedrigkeit und Armut geht, sondern um seine, um des Petrus Armut und Niedrigkeit. Die Fusswaschung weist hin auf eine Bedürftigkeit dessen, an dem sie vollzogen wird. Weil es um Petrus so steht, wie es eben um ihn steht, darum ist er der Fusswaschung dringend bedürftig. Wehe ihm, wenn er sie, statt sie in Demut anzunehmen, zurückweist und sagt: «Ich bedarf ihrer nicht.» Darum wäscht Jesus dem Petrus und seinen Jüngern die Füße, weil diese Füße auf dieser Erde stehen. Diese Füße haben in besonderer Weise Anteil an jenem Wort, das einst die Schlange traf: «Auf dem Bauch sollst du kriechen und Staub essen.»

Die Füße, auch die Füße des Christenmenschen, werden staubig, solange er auf dieser Erde steht und Wege und Stege dieser alten Erde brauchen muss. Darum, weil unsere Füße

schmutzig werden, wo immer sie die Erde anrühren, darum bedürfen sie der Reinigung. Diese schlichte Tatsache wird Christus zum Gleichnis. Es ist ein Gleichnis aus dem Alltag des damaligen Menschen. Wer damals sich gründlich reinigen wollte, der badete. Aber weil seine Füße in offenen Sandalen steckten, darum mussten diese täglich, ja täglich mehr als einmal und immer wieder gereinigt werden, so wie wir heute unsere Schuhe behandeln. So sagt Jesus hier seiner Gemeinde: Ihr seid rein, denn ihr seid gewaschen, ihr seid getauft auf meinen Namen. Das gilt unwiderruflich und endgültig. Aber so wie eure Füße, trotzdem ihr gebadet seid, immer neuer Reinigung bedürfen, so tut auch euch, trotzdem ihr getaufte Christen seid, immer neue Reinigung not. Auch wenn wir ein für allemal Christen sind und dazugehören, so brauchen wir doch immer neu wieder die Bestätigung, dass wir es sind. Auch wenn wir ein für allemal die Vergebung unserer Sünden erhalten haben, so brauchen wir doch immer neue Vergebung, weil täglich neue Sünden dazukommen. Auch wenn wir ein für allemal hinein genommen sind in die Liebe Christi, wir brauchen ständige Erneuerung dieser seiner Liebe zu uns. Das ist der Grund, warum Christus zur Taufe als zweites Sakrament das Abendmahl hinzugefügt hat. Dieses wird in der Gemeinde wiederholt, weil wir dieser Wiederholung bedürftig sind. Beim Gang zum Abendmahl gedenken wir an die grosse, einmalige Reinigung, die dort am Kreuz für uns vollbracht ist, und die wir nicht mehr vollziehen müssen, weil wir sie nicht vollziehen können. Sie ist und bleibt vollzogen und vollbracht. Aber wir bringen zugleich die Verunreinigungen, die wir uns immer neu wieder zuziehen, zum Tisch des Herrn, dass er an uns tue, so wie er dort den Jüngern tat, als er ihnen die Füße wusch. Wenn wir also einander das Abendmahl geben und immer neu wieder geben, dann tun wir genau das, was Jesus fordert, wenn er den Jüngern sagt: «Ein Beispiel habe ich euch gegeben, dass ihr euch untereinander tut, wie ich euch getan habe.»

Die Fusswaschung ist zwar, von geringen Ausnahmen abgesehen, nicht als stehender Brauch in die christliche Kirche eingegangen, und das scheint uns recht so. Weil die Fusswaschung ja die immer neu wiederholte Bestätigung unseres Reinseins bedeutet, darum ist ihr eigentliches Anliegen im Abendmahl gut eingebaut und vollständig erfüllt. Als Jesus an jenem Abend anfang, den Jüngern die Füße zu waschen, da sah Petrus darin zunächst nur die Niedrigkeit seines Herrn und weigerte sich, dies Opfer von ihm anzunehmen. Jesus aber erinnert Petrus an seine, des Petrus, Niedrigkeit und erklärt ihn als der Fusswaschung bedürftig. Und wenn er sich dieselbe nicht will gefallen lassen, dann hat er «keinen Anteil an Jesus». Darin sehen wir ein sehr aufschlussreiches Wort über die Wichtigkeit und Notwendigkeit des Abendmahlsganges. Wir sind damit als getaufte Christen von unserem Herrn als des Abendmahls bedürftig erklärt. Nicht, dass wir daraus den Schluss ziehen dürften, dass, wer nicht zum Abendmahl gehe, deswegen kein Christ und damit ausgeschlossen sei aus der christlichen Gemeinschaft. Nicht, dass wir aus dem Abendmahlsgang ein Gesetz machen wollten. Aber es muss uns doch sehr zu denken geben, dass so viele Christen leben, die sich damit begnügen, getauft zu sein, und meinen, des Abendmahls nicht zu bedürfen. Das Fernbleiben vom Abendmahl ist nun einmal nicht in Ordnung und darf uns nicht zum Standpunkt werden, auf den wir uns versteifen mit der Ausrede, «man könne auch so ein gläubiger Christ sein». Christus wird wissen, warum er dem Petrus sagte: «Wenn ich dich nicht wasche, so hast du keinen Anteil an mir.» Wir fragen uns oft, ob nicht vielleicht ein innerer Zusammenhang bestehe zwischen unserer Abendmahlsscheu, Abendmahlsgleichgültigkeit oder gar Abendmahlsflucht und zwischen unserer Liebesarmut und Herzenshärte. Ist vielleicht deswegen das neue Gebot immer wieder so schwach und unwirksam in der Gemeinde? Ist vielleicht deswegen die Liebe immer wieder so kalt und

gering, weil wir zu gleichgültig oder zu hochmütig sind, uns die Füße waschen zu lassen?

Es hat mich sehr beschäftigt und war mir eine gewisse Überraschung, als mir vor einigen Monaten einer – es war kein Pfarrer, aber ein erfahrener Seelsorger – im Gespräch seine Erfahrung mitteilte und mir sagte: wenn er Menschen antreffe, denen das Leben hart mitgespielt habe, die, wie festgetreten, nicht mehr zur Liebe fähig seien, verbittert und liebheiß, dann pflege er diesen Menschen zu raten, doch ja fleissig zum Abendmahl zu gehen. Dort werde der zertretene Garten wieder angepflanzt. Es wird jetzt in unserer Stadt so viel festgetretener Boden wieder zu Ehren gezogen durch den Anbauplan, der durch den Krieg notwendig und sinnvoll geworden ist! Aber es gibt festgetretenen Boden nicht nur draussen vor den Häusern und in den Anlagen, sondern auch drinnen in den Ehen und Familien im Volke landauf, landab. Da gibt's so manchen Lebensgarten, in dem kein Blümlein mehr blüht und kein Vöglein mehr singt, darin keine Frucht der Nächstenliebe mehr reifen will! Kommt und lasst diese verhärteten und festgetretenen Gärtlein wieder anpflanzen, denn Christus will, dass Blumen darin blühen und Vöglein darin pfeifen und Früchte der Bruderliebe darin gedeihen und reifen. Denn «daran wird jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seid, so ihr euch untereinander lieb habt.»

Jedermann! Christus erkennt uns an unserem Glauben. Für ihn ist unser Glaube ausschlaggebend, unser Glaube allein. Zum Glauben sind wir darum durch all diese Kapitel hindurch immer und immer wieder aufgerufen. Am Glauben entscheidet sich unsere Stellung zu Gott. «Jedermann» aber, die Welt, erkennt uns nicht an unserem Glauben. Es fehlen ihr dafür die Augen. Aber für etwas anderes hat die Welt einen scharfen Blick und ein feines Gefühl, und das ist unsere Liebe. Sie bedarf dieser Liebe und hungert nach ihr. «Dabei wird jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt.»

Vom Hingang zum Vater

³⁶ *Spricht Simon Petrus zu ihm: HERR, wo gehst du hin? Jesus antwortete ihm: Wo ich hin gehe, kannst du mir diesmal nicht folgen; aber du wirst mir später folgen.* ³⁷ *Petrus spricht zu ihm: HERR, warum kann ich dir diesmal nicht folgen? Ich will mein Leben für dich lassen.* ³⁸ *Jesus antwortete ihm: Solltest du dein Leben für mich lassen? Wahrlich, wahrlich ich sage dir: Der Hahn wird nicht krähen, bis du mich dreimal habest verleugnet.*

¹ *Und er sprach zu seinen Jüngern: Euer Herz erschrecke nicht! Glaubet an Gott und glaubet an mich!* ² *In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wenn es nicht so wäre, so wollte ich zu euch sagen: Ich gehe hin euch die Stätte zu bereiten.* ³ *Und wenn ich hingehe euch die Stätte zu bereiten, so will ich wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf dass ihr seid, wo ich bin.* ⁴ *Und wo ich hin gehe, das wisst ihr, und den Weg wisst ihr auch.* ⁵ *Spricht zu ihm Thomas: HERR, wir wissen nicht, wo du hin gehst; und wie können wir den Weg wissen?* ⁶ *Jesus spricht zu ihm: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.* ⁷ *Wenn ihr mich kenntet, so kenntet ihr auch meinen Vater. Und von nun an kennt ihr ihn und habt ihn gesehen.* ⁸ *Spricht zu ihm Philippus: HERR, zeige uns den Vater, so genügt uns.* ⁹ *Jesus spricht zu ihm: So lange bin ich bei euch, und du kennst mich nicht, Philippus? Wer mich sieht, der sieht den Vater; wie sprichst du denn: Zeige uns den Vater?* ¹⁰ *Glaubst du nicht, dass ich im Vater bin und der Vater in mir? Die Worte, die ich zu euch rede, die rede ich nicht von mir selbst. Der Vater aber, der in mir wohnt, der tut die Werke.* ¹¹ *Glaubet mir, dass ich im Vater und der Vater in mir ist; wo nicht, so glaubet mir doch um der Werke willen.* ¹² *Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch tun, die ich tue, und wird grössere*

als diese tun; denn ich gehe zum Vater. ¹³ Und was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich tun, auf dass der Vater geehrt werde in dem Sohne. ¹⁴ Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich tun.

Johannes 13,36-14,14

Es braucht schon allerhand, bis dass Menschen so weit sind wie die Jünger Jesu hier: Sie sind in ihrem Innersten getroffen; sie sind nicht nur, wie Luther übersetzt, erschrocken. Im griechischen Urtext steht ein sehr starkes Wort. Es heisst da «erschüttert». Die Jünger, Petrus, Thomas, die anderen, sind erschüttert in ihrem Herzen, und sie haben wahrhaftig Grund dazu! Sie sind Jesus nachgefolgt, haben sozusagen die Hütten hinter sich verbrannt und die Brücken abgebrochen. Es gab nie und nirgends in der Welt Menschen, die miteinander in einer derart totalen Verbindung standen wie diese Jünger zu ihrem Meister. Was immer unter den Völkern an Gefolgschaft einem Menschen gegenüber existiert haben mag, ist nicht zu vergleichen mit dem, was in den Evangelien «Nachfolge» heisst. Die biblische Nachfolge ist einmalig, weil derjenige, dem hier nachgefolgt wird, einmalig ist. Und nun hat ihnen ihr Meister eröffnet, dass er jetzt einen Weg gehen werde, auf dem sie ihm «diesmal» nicht folgen können. Das aber bedeutet Abschied, Trennung von ihrem Herrn! Für die Jünger ein schlechthin unmöglicher Gedanke. Darum sind sie in ihren Herzen erschüttert.

In diese Stunde der Erschütterung hinein ruft Jesus ein Wort, von dem er offenbar weiss, dass man auch in solcher Geistesverfassung, in welcher die Jünger jetzt sind, es noch zu hören vermag, sonst würde er es ihnen nicht zurufen. Es ist das eine Wort, das durchs ganze Johannesevangelium wie ein Grundton wiederkehrt, das Wort: «Glaube». «Glaubet!» sagt er ihnen. Und wenn er es ihnen in diesen Abschiedskapiteln ganz besonders häufig und ganz besonders dringlich zuruft, so will er ihnen damit etwa sagen: Wenn ihr bis jetzt noch nicht wusstet, was Glaube heisst, jetzt werdet ihr es

erfahren. Sie sind jetzt erschüttert, und es werden jetzt bald noch Stunden ganz anderer Erschütterung kommen. Petrus, der Felsenapostel, wird zum dritten Mal den Hahn krähen hören und dann zusammenbrechen. Aber in Stunden solcher Erschütterung erhält das Wort Glaube erst recht seinen vollen, seinen herrlichen Klang. Sie werden so erschüttert sein, dass ihnen jeglicher Boden unter den Füßen wanken und bersten wird, so erschüttert, dass sie erfahren werden, dass der Glaube keine Leistung ist und kein menschliches Vermögen, sondern ein Gehaltensein und ein Hindurchgetragenwerden durch Stunden der Erschütterung. Wenn ihnen daher Christus hier zuruft «glaubet», dann ist das nicht nur ein Befehl, sondern ebenso sehr auch ein letztes, rettendes Angebot. Ihr *dürft* jetzt glauben. Das einzig kann ich euch jetzt noch zurufen, aber immerhin das: «Glaubet an Gott und glaubet an mich.»

«Glaubet an Gott.» Das tönt merkwürdig ungewöhnlich im Munde Jesu. Glaubet an Gott! Wie wenn Gott ihm ein Fremder wäre! Wie wenn er nun auch anfangen wollte, vom «Herrgott» zu reden. Er meint damit, glaubet an den Gott der Alten, an den Gott der Väter. Glaubet an den Gott, der zu Abrahams, Jakobs und des Moses Zeiten Taten der Rettung und der Durchhilfe wirkte. Glaubet an den Gott, der in vergangenen Zeiten einen Weg durchs Schilfmeer bahnte, an den Gott, der die Mauern Jerichos niederlegte, an den Gott, der die Männer aus dem Feuerofen rettete und Daniel unter den Löwen bewahrte. Glaubet an Gott. Aber Jesus weiss, wie wohlfeil solch ein Glaube an den «Herrgott» werden kann und wie schnellfertig wir Menschen bereit sind zu volltönenden und unverbindlichen Glaubensbekenntnissen, wenn sie sich auf die Vergangenheit beziehen. Wie rasch ist gesagt: «Ich glaube, dass Gott die Mauern Jerichos niedergelegt hat», aber wie ganz anders ist die Lage, wenn du vor Mauern stehst und glauben sollst, dass Gott sie zu brechen vermag! Darum fährt der Herr fort und fordert den Glauben

an den, der jetzt und hier, unausweichlich, vor ihnen steht, dem gegenüber der Glaube zur Entscheidung wird – «und glaubet an mich». Er fordert (und bietet ihnen an) Glauben an sich in dem Moment, da er im Begriff steht, für ihren Blick völlig verhüllt und unkenntlich zu werden, da sich das alte Wort bald über ihn erfüllen wird: «Er hatte keine Gestalt noch Schöne. Wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte.» Jetzt, gerade jetzt, da alles Schauen und Anschauen aufhören wird, da er für sie völlig unanschaulich werden wird, da sie nur noch erschüttert ihr Angesicht von ihm werden abwenden können, jetzt gerade, in naher Erwartung des Kreuzes, mutet er ihnen zu (und bietet er ihnen an), dass sie an ihn glauben sollen. Es hat auch heute Morgen welche unter uns, die wissen um das, was Erschütterung heisst. Ihr, die ihr erschüttert seid, weil Gott so verborgen ist, ihr Erschütterten, weil Gott in unserer Zeit und Welt so verhüllt ist, ihr, die ihr nach diesem heute so verhüllten Gott schreien müsst, ihr, die ihr jetzt den Eindruck haben müsst, alles, was Christus getan und geredet hat, sei jetzt in diesen Tagen in einer Lache von Blut und Hohn untergegangen, ihr sollt und ihr dürft zugleich glauben an ihn. Und an den am Kreuz glauben, das heisst jetzt ganz schlicht festhalten daran, dass Christi Werk gilt, dass sein Sieg in Kraft bleibt, dass es nie mehr eine Welt geben wird, mag sie aussehen, wie sie will, die nicht das Zeichen des Mannes tragen wird, der hier sagt: «und glaubet an mich».

Es ist nun ergreifend, zu sehen, wie sehr es dem Herrn ein Anliegen ist, seinen Jüngern den Abschied zu erleichtern. So sollte man mit Erschütterten reden können! Er stellt die ganze Grösse und Herrlichkeit der Herrschaft seines Vaters vor sie hin. Er redet vom Himmelreich fast ein wenig primitiv, fast so, wie eine Mutter mit ihren Kleinen über den Himmel spricht. Er nennt das Himmelreich «das Haus meines Vaters» und sagt von diesem Haus, es sei sehr geräumig, es habe «viele Wohnungen» darin. Das Haus seines Vaters ist

nicht auf diese Erde beschränkt. Es hat noch etwas «änedra». Auf der anderen Seite gibt's auch noch Räumlichkeiten. Denkt, ihr Jünger, nicht so klein von der Herrschaft meines Vaters, dass euer Blick an dieser winzigen Erde hängen bleibt. So wie tausend Jahre vor ihm sind wie ein Tag, so sind tausend Tonnagen vor ihm wie eine Zündholzschachtel. Es wäre klein, es wäre beschränkt, es wäre borniert von den Jüngern, zu meinen, wenn ihr Herr nun dreissig Jahre auf dieser Erde zugebracht hat, seine Wirksamkeit müsse sich auf diese Erde beschränken. So egoistisch dürfen sie nicht sein, ihn von den übrigen Räumen im grossen Vaterhaus abzuhalten. Die Räume auf der anderen Seite warten auf seine Rückkehr; er darf sie über der kleinen Erde nicht vernachlässigen. Aber wenn er nun von hier dort hinüber geht, dann will er seine Jünger dort drüben keineswegs vergessen. Er wird auch dort für sie wirken, ihr Helfer und ihr Retter sein und bleiben. «Ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten», denn «in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen».

Wenn er aber auf jener Seite viele Wohnungen besitzt, wie sollte nicht erst recht diese Erde seine Wohnung sein und bleiben! Dazu ist ja Christus auf diese Erde herübergekommen, damit er sie ein für allemal für den Vater mit Beschlag belege, damit er sie unwiderruflich als Raum und Wohnung seines Vaters erkläre. Und wenn's schon im Himmel viele Wohnungen Gottes gibt, wie viel mehr wird es immer wieder auch auf dieser Erde viele Räume Gottes geben! Dass uns doch gerade jetzt etwas von dieser kindlichen Zuversicht geschenkt würde, die in dem Worte liegt: «Im Hause meines Vaters gibt's viele Wohnungen.» Wie gleichen wir doch immer wieder diesen Jüngern, die wir schon verzagen wollen, wenn irgendwo eine kleine Tür sich schliesst und eine Möglichkeit sich zerschlägt. Wie will uns doch oft nur die eine Tatsache niederdrücken, dass es jetzt Völker gibt, die seit Jahren, ja zum Teil seit Jahrzehnten versuchen, die Türe zuzuschlagen, solche, die nur noch Sinn und Interesse dafür

haben, ein «Lebensraum» zu sein, die aber nicht mehr eine Wohnung zu sein begehren im Haus des Vaters! Wie rasch verzagen wir doch da und meinen, es sei nun alles aus! Und unterdessen ist der Vater dran, ganz anderswo Türen aufzutun, Türen, die Jahrhunderte lang, die seit Jahrtausenden verschlossen schienen! Oh, glaubt doch nur, dass nur einer den Schlüssel trägt zu allen Türen und zu allen Räumen im Himmel und auf der Erde! Oder wenn irgendwo ein ohnmächtiges Menschlein befiehlt, eine Kirche einzuschleifen, um einem Kriegerdenkmal Platz zu machen, oder gar eine Kirche in ein Gottlosenmuseum umzuwandeln, dann verzagen wir und vergessen, dass es Gott ein leichtes ist, zehn neue Kirchentüren aufzutun für eine, die wir Menschen schliessen. Gewiss, es geht durch unsere heutigen Tage ein grosses Verschliessen von Seiten der Menschen und Völker, aber der Glaube weiss, es geht ein noch viel mächtigeres Öffnen von Gott her durch die Völkerräume. Es wird auf die Dauer überhaupt keinem Volke gelingen, die Türe zuzuhalten, denn der Befehl und Herrenwille lautet: Gehet hin und brechet ein in alle Völkerräume und richtet in jedem Volk die Herrschaftszeichen Gottes auf. Ein Hauch von dieser Zuversicht weht uns an aus einem Wort, das uns von Luther überliefert ist. Als es einst um das Werk der Reformation und um die Sache des Evangeliums bitterböös stand, da habe man Luther gefragt, wo er dann sein würde, wenn ihn sein Fürst fallen liesse und sein Volk vertriebe. Und da habe er nach kurzem Besinnen geantwortet: «Unterm Himmel.» Wahrhaftig, im Hause des Vaters, im Himmel und auf Erden, sind viele Wohnungen.

Christus aber denkt nicht im Entferntesten daran, diese Erde preiszugeben, auch wenn jetzt die Stunde geschlagen hat, da er sich in die Räume auf der anderen Seite des Vaterhauses verzieht. Wenn die Jünger ihm auch auf dem Weg, den er jetzt geht, für diesmal nicht zu folgen vermögen, für ihn, für Christus, bleibt der Weg zu den Jüngern zurück, der Weg auf

diese Erde zurück, jederzeit offen und gangbar. Christus verlässt das Haus seines Vaters nicht, wenn er nun ins Jenseits geht, sondern er geht hinüber, so wie man innerhalb ein und desselben Hauses von einem Raum in den anderen geht.

Bleiben tut er unterm gleichen Dach. Durch sein Hereinkommen in diese Welt sind Himmel und Erde endgültig unter einen Hut, unter ein Dach gebracht worden, und der Weg hin und zurück, der Weg zwischen Himmel und Erde, steht nun offen. Ihn kann kein Mensch und kein Teufel mehr verschliessen, nachdem Gott ihn geöffnet hat. Darum kann Christus nicht von seinem Hingehen reden, ohne im gleichen Atemzug anzukündigen, dass er wiederkommen wird: «Und wenn ich hingegangen bin, so will ich wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf dass ihr seid, wo ich bin.» Es wird die Zeit schon kommen, da alle Scheidewände zwischen den diesseitigen und jenseitigen Räumen völlig niedergelegt werden. Aber die Zeit dieser vollendeten «Wiedervereinigung» ist noch nicht da. Bis dass es so weit ist, bis dass er wiederkommt, haben die Seinigen in den diesseitigen Räumen zu warten und auszuharren. Wir müssen als Christen dieser Erde treu sein. Die herrliche Tatsache, dass er hingegangen ist, uns eine Stätte zu bereiten, berechtigt uns niemals, vor der Zeit diejenigen Stätten zu verlassen, die uns auf dieser Seite zugewiesen sind. Hier gilt es festzuhalten am Himmel. So wie die Könige dieser Welt von ihren Soldaten verlangen, dass sie an jeder Erdscholle und an jedem Fuss breit festhalten, so erwartet der Herr, der über alle Räume im Himmel und auf Erden gesetzt ist, dass die Seinigen, wo immer sie auf Erden stehen, am Himmel festhalten. Das ist geradezu der Dienst der Gläubigen an dieser armen Erde, dass sie im Glauben daran festhalten, dass sie Gottes Erde ist, Gottes Erde *geworden* ist durch Christus. Es gilt, dass eine Schar da ist, die für unser Volk am Himmel festhält. Für die Familie, in die dich Gott gestellt hat, für den Ehepartner, der dir an die Seite gegeben ist, darfst und sollst du festhalten

am Himmel. Überlassen wir die Räume dieser Erde nicht mehr dem Teufel, seitdem Gott selber hereingekommen ist. Hier gilt es auszuharren, bis dass er wiederkommt, um die Seinigen zu sich zu nehmen, «auf dass ihr seid, wo ich bin». Wie muss das dann sein, wenn es keine Scheidewand mehr gibt! Wenn in Erfüllung geht, was der Mann des 17. Psalmes glaubt und in die Worte kleidet: «Ich aber will schauen dein Antlitz in Gerechtigkeit; ich will satt werden, wenn ich erwache, an deinem Bilde.»

Bis zur Wiederkunft Christi aber sollen sich die Gläubigen damit begnügen, dass sie wissen, wohin Christus gegangen ist und wozu: «Wo ich hingehe, das wisset ihr, und den Weg wisset ihr auch.»

Thomas, der ganz besonders getroffen ist durch die bevorstehende Trennung, antwortet ihm darauf prompt: «Wir wissen nicht, wo du hingehst, und wie können wir den Weg wissen?» Thomas bekommt von Christus die bekannte Antwort: «Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, es sei denn durch mich.» Wir sind gewohnt, dies grosse und schöne Wort losgelöst zu betrachten; wir wollen es heute einmal im Zusammenhang auf uns wirken lassen. Dieser Zusammenhang ist hier nicht unwichtig. Es ist vor allem der Zeitpunkt zu beachten, an dem Jesus es ausspricht: Es ist die Zeit unmittelbar vor seiner Kreuzigung. Damit wird es in ganz eigenartiger Weise ein Wort, das Glauben heischt. Christus sagt: «Ich bin der Weg.» Er sagt das in Voraussicht der nahen Stunde, da kein Weg mehr wird sichtbar sein; denn nach dem Eindruck, den wir hier haben müssen, ist das Kreuz das Ende jedes Weges. Es «hört hier alles auf», wirklich alles. Hier ist nur mehr entsetzliche Öde und weglose Wüste. Aber gerade da, am schrecklichen Ende aller Wege, da ist Christus der Weg, der hindurchführt, hinüber und herüber, von den himmlischen Räumen auf die Erde und von den irdischen Räumen zum Himmel. Wenn auch ein Meer von Schuld und Tränen jetzt die Erde vom

Himmel scheidet, seitdem der am Kreuz gesagt hat: «Ich bin der Weg», seitdem wissen wir, dass es für Gott auch heute einen Weg gibt. Er ist dort am Kreuz der alte Gott, dessen Fuss auch nicht vor den Tiefen des Meeres zurückschreckt. Und er sagt weiter: «Ich bin die Wahrheit.» Das sagt er am Vorabend des Tages, da die Lüge über ihn triumphieren wird, wie sie in solch zusammengeballter Finsternis noch nie hat triumphieren können. Der Volksmund sagt zwar, Lügen hätten kurze Beine. Aber das ist ausser Christus nicht wahr. Von Christus wegesehen, haben Lügen lange, entsetzlich lange Beine. Sie nehmen lange Schritte und vermögen sich die Welt zu erobern. Aber an diesem einen Orte hier ist ihnen die Grenze gesteckt. Das Ende der Lüge ist da, wo Christus in Erwartung seines Kreuzestodes sagt: «Ich bin die Wahrheit.» Und schliesslich sagt er: «Ich bin das Leben.» Vierundzwanzig Stunden später ist er als Leichnam ins Grab gelegt. Und in diesem Zeitpunkt sagt er: «Ich bin das Leben.» Wenn er das dort sagt, dann gilt das auch für heute, da der Tod Ernte feiert und da allenthalben «die Lüfte des Todes drein wehn». Das heisst an Christus glauben, festhalten, dass er der Weg ist, wo es keinen Weg mehr gibt, dass er die Wahrheit ist, wo die Wahrheit am Kreuz hängt, dass er das Leben ist, auch wo Verwesungsgeruch sich zu verbreiten beginnt. Das heisst an Christus glauben.

Dass es sich hier nur um Glauben handeln kann, das wird uns sehr ausgeprägt noch an einem anderen Jünger gezeigt, an Philippus. Jesus fordert den Glauben seiner Jünger geradezu heraus durch ein aufreizendes Wort, dem gegenüber es nur noch Glauben oder Unglauben gibt, nämlich: «Wer mich siehet, der siehet den Vater.» Darauf antwortet Philippus: «Herr, zeige uns den Vater, so genügt uns.» Spricht Jesus zu ihm: «So lange bin ich bei euch, und du kennst mich nicht, Philippus?» So sehr geht es dem Herrn gegenüber nicht ohne Glauben, dass diejenigen, die alles gesehen haben mit ihren Augen und alles gehört haben mit ihren Ohren, die ihn mit

ihren Händen berührt haben, die mit ihm assen und wanderten, dass auch sie allein im Glauben zu fassen vermögen, wer Christus ist. Darum die Frage an Philippus: «*Glaubst* du nicht, dass ich im Vater bin und der Vater in mir ist? Und drauf an alle Jünger: *Glaubet* mir, dass ich im Vater bin und der Vater in mir ist.»

Wem der Glaube an den geschenkt wird, wer es fassen kann, dass Jesus der Weg und die Wahrheit und das Leben ist, der darf anfangen, mit hoffenden Augen die Vorgänge in der Welt und speziell in unserer Zeit zu betrachten. Wer die Art des göttlichen Handelns, wer die Wege Gottes an Christus erkennt, dem geht von Christus her ein helles Licht auf, das hineinstrahlt ins Völkerleben. Der weiss um den einen enthüllenden «Leitartikel», der über alle Zeiten und auch über unsere Zeit geschrieben ist. Und dieser eine gültige «Leitartikel» zerfällt in drei Teile, welche lauten: Christus ist der Weg durch jede Wüste, und die Wahrheit in der Finsternis, und das Leben im Tod. Wer aber an Christus glaubt, der erhält nicht nur eine neue Art, die Welt und ihre Vorgänge anzuschauen, der wird nicht nur mit verschränkten Armen dem Weltgeschehen zuschauen, sondern der wird in dieser Zeit auch Taten tun. Wohl ist es so, dass, wenn wir an Christus glauben, wir dann manches nicht mehr tun, was wir bis dahin taten. Aber es ist doch auch so, dass wir dann anfangen, einiges zu unternehmen, was wir bis dahin unterliessen. Aus dem Glauben wollen Werke wachsen, und zwar nicht geringe Werke. Christus ist nicht nur hingegangen, um den Seinigen in der Ewigkeit ein Ruheplätzchen zu bereiten, sondern um von dorthier auf dieser Erde durch die zurückgebliebenen Jünger nun erst recht seine volle Tätigkeit zu entfalten: «Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch tun, die ich tue, und wird grössere denn diese tun, denn ich gehe zum Vater. Und was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich tun, auf dass der Vater geehrt werde in dem Sohne.» Ein Wort von unfassbarer Verheissungskraft. Man denke da an

das erschütterte Häuflein, das ihn hier hört, und einige Wochen später dürfen diese paar Menschen an einem einzigen Tag bei 3000 Gläubige taufen. Das sind die Werke, die er durch die Seinigen nach seinem Hingang zum Vater tun wird. Wir denken an seine Selbstbeschränkung in Palästina, im Raum dieses ganz kleinen Erdenvölkchens, und denken an den baldigen Ausbruch der Gemeinde weit über diese engen Grenzen hinaus, denken an den späteren Gang seiner Boten zu allen Völkern. So werden seine Gläubigen «noch grössere Werke tun», als er selber getan hat. Aber diese Verheissung Jesu bleibt uns in ihrer ganzen Fülle und Herrlichkeit eher eine Not. Wir sind dadurch vor die Frage gestellt: Wo sind sie, diese Taten, die Christus von dorthen unter uns wirken will? Wie kommt es denn, dass unsere Werke immer wieder so klein, so schwach und so serbelnd sind? Kommt das nicht daher, weil wir eben nicht an Christus glauben und an sein Wirken aus der Ewigkeit, sondern an uns und unsere Tatkraft? Aber warum glauben wir denn nicht? Wir haben gehört, dass die Jünger erschüttert waren, als der Herr ihnen den Glauben anbot und zugleich befahl. Damit erhebt sich vor uns die ernste Frage: Sind wir etwa gar nicht erschüttert?

So frage ich mich oft im Stillen, ob das Schwere, das wir heute erleben, in dieser Stadt und in diesem Land schon zur Erschütterung geführt habe. Es sind uns zwar einige Säulen geborsten, auf die wir uns stützten, einige Mäuerchen, an die wir uns gelehnt hatten, sind uns ins Wanken geraten. So fängt eine gewisse Beunruhigung an, sich unter uns zu verbreiten. Aber aufs Ganze gesehen, sind wir noch nicht erschüttert. Und doch, trifft man denn nicht immer wieder Verzweifelte an? Gewiss. Aber wer verzweifelt ist, der ist noch lange nicht erschüttert in seinem Herzen. Hinter der meisten Verzweiflung ist im Gegenteil der Trotz des Menschen versteckt. Der Verzweifelte wollte stur und starr Gott gegenüber am eigenen Willen festhalten, darum kam es bis zur Verzweiflung. So ist unsere Empörung und unser Trotz gegen

Gott der Hintergrund unserer modernen Verzweiflung. Neben diesen trotzigen Verzweifelten aber lebt heute in unserem Land das breite Heer der Sichereren. Wie sicher sind wir doch immer noch! Wie können wir uns doch immer wieder auf unsere «glorreiche» Geschichte verlassen, zu der wir so herzlich wenig beigetragen haben durch eigenes Verdienst, besteht doch unsere Geschichte darin, dass wir jetzt schon über 100 Jahre von allerschwersten Schäden verschont geblieben sind! Und wie gebärden wir uns immer wieder wie das eine verwöhnte Kind in der Völkerfamilie! Wo aber diese trotzige Verzweiflung und diese unverfrorene Selbstsicherheit sich noch breit macht, da kann der Ruf zum Glauben nicht gehört werden. Weder der Trotzige noch der Sichere wollen glauben. Da kann darum auch der andere Ruf: «Euer Herz erschrecke nicht», niemals gehört werden. Dem Trotz und der Sicherheit gegenüber sagt Christus im Gegenteil: Erschrecket nur! Höchste Zeit, dass ihr erschrecket! Es könnte sonst eines Tages ein gar unsanftes Erwachen geben. Wo aber Erschütterung eingetreten ist, jene Erschütterung der Herzen, die wie Tauwetter im Frühling den Winter bricht, da darf es so gehört werden, dass es uns eine Kraft wird: «Euer Herz sei nicht erschüttert! Glaubet an Gott und glaubet an mich. Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben.»

Die Verheissung eines anderen Beistandes

¹⁵ Liebet ihr mich, so haltet ihr meine Gebote. ¹⁶ Und ich will den Vater bitten, und er soll euch einen andern Tröster geben, dass er bei euch bleibe ewiglich: ¹⁷ den Geist der Wahrheit, welchen die Welt nicht kann empfangen; denn sie sieht ihn nicht und kennt ihn nicht. Ihr aber kennet ihn; denn er bleibt bei euch und wird in euch sein. ¹⁸ Ich will euch nicht Waisen lassen; ich komme zu euch. ¹⁹ Es ist noch um ein kleines, so wird mich die Welt nicht mehr sehen; ihr aber sollt mich sehen; denn ich lebe, und ihr sollt auch leben. ²⁰ An dem Tage werdet ihr erkennen, dass ich in meinem Vater bin und ihr in mir und ich in euch. ²¹ Wer meine Gebote hat und hält sie, der ist es, der mich liebt. Wer mich aber liebt, der wird von meinem Vater geliebt werden, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren. ²² Spricht zu ihm Judas, nicht der Ischariot: HERR, was ist's, dass du dich uns willst offenbaren und nicht der Welt? ²³ Jesus antwortete und sprach zu ihm: Wer mich liebt, der wird mein Wort halten; und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen. ²⁴ Wer mich aber nicht liebt, der hält meine Worte nicht. Und das Wort, das ihr hört, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat. ²⁵ Solches habe ich zu euch geredet, solange ich bei euch gewesen bin. Johannes 14,15-25

Die Welt hat den Tröster nötig. Die Kranken drüben im Spital, die gequält sind durch das Bewusstsein, sich nicht selber helfen zu können. Aber auch wir Gesunden, die wir erkennen müssen, wie erschütternd wenig man sich selber zu helfen vermag, trotz und mitsamt seiner Gesundheit. Die Frauen, die gestern ihren Mann haben müssen ziehen lassen, und die Männer, die Frau und Kinder im ungewissen zurücklassen mussten. Diejenigen, die bereits im Landesinneren

ein sicheres Plätzchen bezogen haben, das ja doch nicht sicher ist, und die anderen, die sich entschlossen haben, unter allen Umständen hier auf ihren Posten zu bleiben. Die Kinder, die in der Nacht, aufgeschreckt durch den Motorenlärm, zu den Eltern ins Bett schlüpfen, und der Staatsmann, der am Rundfunk steht und ein Volk zu Ruhe, Gefasstheit und Mitverantwortung auffordert. Diejenigen, die bereits Todesnachrichten geliebter Gefallener empfangen haben, und die anderen, die Stunde um Stunde im ungewissen bleiben, wann das Verhängnis eines immer noch unvorstellbaren Krieges über sie hereinbrechen mag – alle, alle haben wir ihn nötig, den Tröster. Man hört in den letzten zweimal vierundzwanzig Stunden Menschen von Trost und Gottvertrauen reden, denen man es zuletzt zugetraut hätte.

Nun aber redet hier Christus nur insofern zu aller Welt, als das, was er hier vom Tröster sagt, all denen gilt, die irgendwann in der Zeit oder irgendwo auf der Welt an ihn zu glauben anfangen und zu den Seinigen gehören werden. Er redet hier zu den Seinigen, zu seinen Jüngern, zu seiner Gemeinde. Die Gemeinde Christi braucht eben den Tröster auch. Nicht nur die Welt braucht ihn. Der Gemeinde Christi ist nirgends verheissen, dass sie irgendwo abseits am «Schärmen» sein und im Trockenen sitzen dürfe, während das Gewitter draussen durch die Zeiten fährt. Die Gemeinde hat durchaus teil an der Not allgemeiner Katastrophen, wie jetzt eine über die Erde geht. Aber über diesen allgemeinen Anteil hinaus kommt für die Gemeinde Christi noch besondere Not. Sie ist darum in noch ganz besonderer Weise des Trostes bedürftig. Ja sie ist – und das ist geradezu eines ihrer Kennzeichen –, sie ist von allen trostbedürftigen Menschen am bedürftigsten. Sie ist so sehr trostbedürftig, dass sie jeweilen gar nicht zu warten braucht, bis dass ein Krieg oder irgendein anderes Landesunglück hereinbricht, sie ist schon vorher auf Trost angewiesen; zu allen Zeiten, mitten im tiefsten Frieden nicht weniger als dann, wenn das Wasser anfängt,

endlich auch anderen bis an die Kehle zu steigen, so dass sie zu schreien anfangen. Die Gemeinde ist auch dann des Trostes froh und darauf angewiesen, wenn jedermann meint, mitleidig lächeln zu können über diese merkwürdigen Menschen da, die alle Sonntage «zur Kirche springen», Vertrauens- und Trostlieder singen und die auch an gewöhnlichen Werktagen es nicht aushalten ohne Tröstung und Stärkung ihres Glaubens. Ob Krieg oder nicht Krieg, gibt es eine Schar von Männern und Frauen, die davon leben, dass Christus gesagt hat: «Ich will den Vater bitten, dass er euch einen anderen Tröster sende, der bei euch bleibe ewiglich.»

Darum braucht die Gemeinde einen besonderen Trost, weil sie um Gott weiss. Wer um Gott weiss, fängt an trosthungrig zu werden. Er kann nicht mehr anders, als mit seinen Nöten zu diesem Gott zu gehen und die Fragen und Rätsel, die aus Zeit und Streit notvoll aufbrechen, vor Gott zu bringen. Wer um Gott weiss, der bekommt es bald einmal mit der notvollen Frage «Warum?» zu tun. Es gibt eben nicht nur ein Warum des Gottlosen und des Zweiflers, sondern es gibt auch ein Warum des Gläubigen, ein Warum des Gotteskinds. Schaut in die Psalmen, wie oft und mannigfaltig begegnet sie uns doch dort, diese Frage des angefochtenen Glaubens, diese gläubige «Kinderfrage»! Das Kind pflegt den Vater zu fragen: «Warum?», «Warum nicht?», «Wie lange noch?». «Wohin?», «Zu welchem Zweck und Ziel?» Kinderfragen! Liebe Gläubige, schämt euch doch ja nicht, Kinderfragen zu haben! Es wäre jetzt geradezu unheimlich, keine solchen «Kinderfragen» zu kennen. Nicht der ist ein wahrhaft Glaubender, der dies dunkle Zeitgeschehen in indischer oder in stoischer Abgeklärtheit an sich könnte herunter rinnen lassen, sondern der glaubt recht, der jetzt in tiefer Weltnot als Kind zum Vater läuft und zum Vater schreit, den Vater braucht und nicht mehr zu leben vermag ohne den Vater. Darum brauchen wir als Gotteskinder besonderen Trost, weil wir wissen um Gottes Liebe, weil aber so vieles in der Welt

diese Liebe uns nicht erkennen lässt, ja weil das Weltgeschehen uns diese Liebe verdunkelt und weil wir nur an einem Ort diese Liebe rein zu sehen vermögen, bei Christus. Darum sind wir trostbedürftig, weil wir zwar wissen um Gottes Allmacht und Allweisheit, während doch so vieles, ja weil alles in dieser Welt sich immer neu wieder so unsinnig entwickelt und gestaltet und weil wir Gott nur zu sehen vermögen in Ohnmacht, in der Gestalt eines Gekreuzigten. Und darum sind wir schliesslich als Gläubige besonderen Trostes bedürftig, weil wir nicht nur wissen um einen Gott im Himmel, sondern um eine Erde, die Gottes Erde ist, weil wir etwas haben glänzen sehen vom neuen Himmel und von der neuen Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt, während wir sehen müssen, wie diese Erde immer neu wieder in sich, in ihren alten Zustand zurückstürzt. Wer sollte da nicht fragen? Wer sollte da nicht Leid tragen? Aber hier gilt: «Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.» Denn der Herr der Gemeinde hat gesagt: «Ich will den Vater bitten, dass er euch einen anderen Tröster sende, der bei euch bleibe ewiglich.» Darin besteht der Trost des Gläubigen in dieser Welt, dass er gestärkt wird, im Glauben an die grossen Verheissungen, die Gott über dieser armen Erde aufgerichtet hat, festzuhalten. O es ist das ein unerhört wichtiger Dienst, den der Gläubige dieser Welt schuldig ist! Hier gilt es nun, dieser Erde Treue zu halten und auf seinem Posten zu bleiben. Jetzt festhalten an den Verheissungen Gottes! Jetzt sich diese grossen Zusagen nicht schmälern, nicht verwässern, nicht umdeuten und umbiegen oder gar unterschlagen lassen! Nein, jetzt müssen sie heraus! Jetzt, liebe Gemeinde, ist dir ein Licht gegeben, das du unter keinen Umständen unter den Scheffel stellen darfst. Jetzt musst du eine Stadt auf dem Berge sein und bleiben, ein Trost und ein scheinend Licht allen denen, die dafür ein Auge und ein Herz haben. Der «andere Tröster, der bei uns bleiben will ewiglich», will uns aufrichten, sooft uns jetzt die Nachrichten aus aller Welt

zusammenhauen, will unsere Müdigkeit überwinden, die so leicht unseren Glauben an den Sieg der guten Geister dämpfen kann. Der «andere Tröster», er vermag die Gemeinde und ihre Hirten zu einer Schar heranzustärken, von welcher der Prophet sagt: «Weisst du nicht? Hast du nicht gehört? Der Herr, der ewige Gott, der die Enden der Erde geschaffen hat, wird nicht müde noch matt. Sein Verstand ist unerforschlich. Er gibt dem Müden Kraft und Stärke genug dem Unvermögenden. Die Knaben werden müde und matt und die Jungmänner fallen. Aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln und nicht müde werden.»

«Einen anderen Tröster.» So übersetzt es Luther. Das Wort aber, das für Tröster im griechischen Urtext steht, ist eigentlich stärker und bestimmter. Es heisst dort «Paraklet». Der Paraklet, das ist eigentlich der Herbeigerufene, der zu Hilfe Gerufene, der Beistand. Das ist das Zeichen der Gemeinde Christi: Sie weiss, dass sie nicht selber, auf sich gestellt, leben kann, dass sie nicht «selb-ständig», nicht «mündig» ist in dieser Zeit und Welt, sondern dass sie einen Helfer, einen Beistand, eben den Parakleten braucht. Das hat die Gemeinde immer gewusst. Aber wenn wir uns nicht täuschen, dann ist es so, dass wir in den letzten Jahren anfangen, diese Abhängigkeit viel klarer einzusehen. Bei einer immer wachsenden Anzahl von Menschen bricht jetzt die Erkenntnis durch, dass wir es wirklich nicht können ohne Beistand, ohne die Hilfe von oben. Ja das scheint mir überhaupt ein Sinn unserer Zeit und ihrer besonderen Not zu sein: Gott hat jetzt angefangen, uns in die Schule zu nehmen und uns zu zeigen, dass wir nicht, wie wir meinten, selbständig leben können. Er nimmt uns unsere Selbständigkeit, uns, die wir gerade darauf Häuser bauten und uns gerade darauf weiss Gott was einbildeten. Und Gott wird nicht ruhen, uns zu demütigen, bis dass es alle, alle eingesehen haben, dass es

nichts ist um jene gottlose Selbständigkeit, die wir in hohen und in niederen Schulen zu unserer eigenen Verherrlichung lang genug als höchstes Evangelium gepredigt haben. Wohl dem, der jetzt anfängt, nicht nur die Grösse der Not, sondern auch und erst recht diesen Beistand zu sehen und sich seiner zu getrösten, diesen Beistand, den Christus für die Seinigen beim Vater erbittet. Ihr Christen, die ihr bis dahin geglaubt habt und um den Beistand wusstet, ihr habt es eigentlich gut. Ihr habt es viel, unvergleichlich viel besser als jene, die sich in ihre vermeintliche Selbständigkeit verliebten und verloren. Für diese ist der böse Tag eine bittere Überraschung. Oh, es muss unsagbar schwer sein, wenn man lange Jahre hindurch keine Hilfe brauchte und keinen Helfer mehr herbeirufen musste, weil ja alles wie am Schnürchen und nach Wunsch verlief – und jetzt muss man wieder mühsam anfangen, sich nach dem Beistand Gottes umzusehen. Diese «Umstellung» will manchem nicht mehr gelingen. Es gibt darum jetzt viel zurecht zu helfen, liebe Gemeinde, solchen zurecht zu helfen, die sich niemals selber werden zurückfinden können. Es gibt jetzt einen stillen, einen ganz stillen Samariterdienst zu tun, den niemand tun kann als die Gemeinde derer, die sich bereits Jahr und Tag des ewigen Beistandes freuen und getrösten. Du darfst als Gotteskind dein heimliches Wissen nicht für dich behalten. Auf der Strasse, im Treppenhaus, beim Warten im Hausflur irgendeiner Amtsstelle stehen jetzt solche, die am Verzweifeln sind, weil sie den Übergang von der gottlosen Selbständigkeit zur getrosteten Abhängigkeit nicht zu finden vermögen. Sie geraten ins Fluchen und Lästern hinein, weil sie nicht mehr beten können. Wie gut bist doch du dran, liebe Gemeinde! Aber wie verpflichtet dich die Tatsache, dass zu dir gesagt ist und dass du da angedredet wirst und gemeint bist, wo Christus sagt: «Ich will den Vater bitten, und er soll euch einen andern Tröster, einen andern Beistand senden, dass er bei euch bleibe ewiglich.»

Aber dies griechische Wort für Tröster hat noch einmal einen bestimmteren Sinn. Ein Paraklet wird um Hilfe angerufen vor allem, wenn eine Rechtsverletzung stattgefunden hat und wenn man einen Fürsprecher, einen Advokaten, braucht, der einen verteidigt, damit man einen Freispruch erlangt. So wird der Beistand zum Rechts-Beistand. Es ist in der Tat ein Rechts-Beistand, dessen der Gläubige bedarf. Es fällt uns doch auf, wie eindringlich und immer wiederkehrend der Herr gerade in diesen Abschiedskapiteln das Halten seiner Gebote, das Innehalten des göttlichen Rechtes, den Respekt vor seinem Wort und Gebot fordert: «Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote.» «Wer meine Gebote hat und hält sie, der ist es, der mich liebt.» «Wer mich liebt, der wird mein Wort halten. Wer aber mich nicht liebt, der hält meine Worte nicht.» Können wir aber, liebe Gemeinde, solche Forderungen hören, ohne uns unausweichlich vor die Schranke des ewigen Gerichtes gestellt zu sehen? Können wir sie hören, ohne sofort innezuwerden, dass wir hier angeklagt sind? Das ist die Lage der Gemeinde Christi: Sie sieht sich im Anklagezustand, angeklagt durch Gottes Wort und Gebot. Sie vermag sich nicht zu entschuldigen. Sich aus der «Affäre» zu ziehen ist ihr unmöglich. Das ist die tiefste Not der Christengemeinde nicht nur in diesen Tagen, aber in diesen Tagen der grossen Abrechnung ganz besonders. Die Christenschar unter den Völkern vermag nicht, überhaupt keine Schuld zu sehen und dieses ganze dunkle Geschehen als unverdientes Schicksal anzunehmen. Sie weiss, hier ist nicht unverdientes Schicksal, hier wüten nicht blinde Gewalten, nein, hier walten eine unheimlich sehende Gerechtigkeit. Was jetzt auf der Erde sichtbar wird, das ist die reife Frucht vielen Unrechts, das in den vergangenen Jahrzehnten unversöhnt und unverzihen sich unter uns angesammelt hat, das ist die Summe der Übertretungen und Rechtsverletzungen, die passiert sind im Kleinen und Kleinsten, im Grossen und im Ganzen. Es geschieht jetzt nicht nur Unrecht, nein, jetzt geschieht Recht.

Es vollzieht sich jetzt trotz aller Unbegreiflichkeiten ein Stück göttlicher Gerechtigkeit. Das vermag freilich nur die Gemeinde zu erkennen. Die Welt schaut nicht hindurch. Im Glauben hindurchzuschauen vermag nur jene Schar, bei welcher der «andere Tröster» «Wohnung gemacht hat» und die sich leiten lässt durch diesen «Geist der Wahrheit», wie Jesus ihn nennt. Nur der Geist der Wahrheit, der Heilige Geist, vermag dem Menschen diese tieferen Zusammenhänge aufzudecken.

Dieser «Geist der Wahrheit» hat etwas Unerbittliches an sich. Er schürft bis auf den Grund, und wir wollen nicht aufschreien, wollen uns hüten, seinem Schürfen auszuweichen; denn es ist heilsam und nötig, der Wahrheit auf den Grund zu gehen. Und was ist es schliesslich, das uns dieser Geist der Wahrheit aufdeckt? Wohin führt er uns? Er führt uns hin zur Erkenntnis der Tatsache, dass es nicht nur allgemeine Schuld ist, was jetzt in der Welt zum Austrag kommt, sondern dass es auch und in erster Linie unsere Schuld ist. Darum ist dieser Geist ein Geist der Wahrheit, weil er das ohne Ansehen der Person aufdeckt, was zu unseren Ungunsten spricht und uns unserer Schuld klar und unwiderruflich überführt. Die Christenschar in allen Völkern Europas ist jetzt der Ort, wo gesagt wird: «Mea culpa, mea maxima culpa», meine Schuld, meine übergrosse Schuld. Es ist das Kennzeichen dieser Welt, dass sie schreit: Deine Schuld, deine übergrosse Schuld, die Schuld der anderen, die Schuld der bösen Menschen, die Schuld des bösen Gottes! Die Gemeinde aber sagt, das ist ihr besonderes Kennzeichen: Unsere, meine Schuld. Meine Schuld, unsere Schuld ist es, wenn jetzt unschuldige Kinder zu Tausenden verhungern. Dieser Kinder mordende Geist lebte schon lange unter uns, ist unter uns gross geworden, und wir haben ihn wachsen sehen, ohne ihm rechtzeitig zu widerstehen. Dass er hat ausreifen und erstarben können, das ist meine Schuld, ist unsere Schuld, unsere übergrosse Schuld. So lässt sich die Gemeinde durch das,

was jetzt auf Erden geschieht, zur Busse führen und zur Umkehr leiten. Sie bekennt jetzt, dass sie die Gebote Gottes nicht gehalten hat. Das kann nur sie bekennen. Die Gemeinde Christi weiss sich als Hauptkriegsschuldige angeklagt vor Gottes Thron. Das kann nur die Gemeinde erkennen. Die Welt erkennt das nicht und wird es nie erkennen. Die Welt kann nur in ellenlangen Spalten und in vielen, vielen Punkten beweisen, dass die anderen schuld sind, dass alle Schuld bei den anderen liegt und dass man selber unschuldig ist wie ein Lamm. Denn die Welt hat nicht den Geist der Wahrheit. Sie erträgt diesen Geist nicht, weil er gegen sie spricht. Die Welt erträgt nur, was gegen die andern spricht und wodurch sie selber in ihrem Wesen bejaht und bestätigt wird.

Die Gemeinde aber hat hier den Parakleten nötig. Sie ist hier untröstlich und darum völlig auf Gottes Trost angewiesen. Denn sie weiss sich schuldig, schuldig vor allen anderen. Zu unserer Entschuldigung haben wir Christen nichts vorzubringen. Wir sind hier tatsächlich hilflos wie Waisenkinder. Wir sind hier dem Verkläger ausgeliefert und restlos auf unseren Verteidiger und Anwalt angewiesen, der nun freilich gesagt hat – und wo wären wir, wenn er das nicht gesagt hätte! –: «Ich komme zu euch, ich will euch nicht Waisen lassen.» Den Tod haben wir verdient, und es ist kein sinnloser Tod, wenn wir sterben müssen. Es ist die gerechte Todesstrafe, die wir verschuldet haben. Da gibt es nur einen Verteidiger, und das ist der, der kommt und sagt: Ihr sollt nicht sterben, «ich lebe, und ihr sollt auch leben».

Man hat den Eindruck, wenn alle Menschen jetzt in dieser Zeit sich diese Wahrheit über sich selber zeigen liessen und sich darunter beugen würden, dann müsste es besser kommen. Solche Busse und Umkehr wäre die eine Voraussetzung einer besseren Welt. Billiger aber geht es nicht. Warum ist's immer wieder nur eine kleine und verachtete Christenschar, die in jedem Volk diesen Weg des Lebens sich führen

lässt? Es ist uns dieser Umstand eine Anfechtung. Einer der Jünger empfindet offenbar diese Anfechtung auch. Darum heisst es von ihm: «Spricht zu ihm Judas, nicht der Ischariot: Herr, was ist's dass du dich uns willst offenbaren und nicht der Welt?» Er kann sich's nicht erklären. Christus aber gibt ihm eine Antwort. Er sagt ihm leise mahnend, schau nur für dich und überlass die Sorge für die ganze grosse Welt uns; gib dir nur redlich Mühe, mich zu lieben und mein Wort zu halten bis auf den Tag hin, da der Vater und ich kommen werden, um bei dir und allen, die meiner harren, Wohnung zu nehmen. «Jesus antwortete und sprach zu ihm: Wer mich liebt, der wird mein Wort halten; und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen.» Einst aber wird jener Tag kommen, über den geschrieben steht: «Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen. Und Gott wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein.»

Das Testament des Sohnes

²⁶ Aber der Tröster, der Heilige Geist, welchen mein Vater senden wird in meinem Namen, der wird euch alles lehren und euch erinnern alles des, das ich euch gesagt habe. ²⁷ Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht. ²⁸ Ihr habt gehört, dass ich euch gesagt habe: Ich gehe hin und komme wieder zu euch. Hättet ihr mich lieb, so würdet ihr euch freuen, dass ich gesagt habe: "Ich gehe zum Vater"; denn der Vater ist grösser als ich. ²⁹ Und nun ich es euch gesagt habe, ehe denn es geschieht, auf dass, wenn es nun geschehen wird, ihr glaubet. ³⁰ Ich werde nicht mehr viel mit euch reden; denn es kommt der Fürst dieser Welt, und hat nichts an mir. ³¹ Aber auf dass die Welt erkenne, dass ich den Vater liebe und ich also tue, wie mir der Vater geboten hat: stehet auf und lasset uns von hier weggehen. Johannes 14,26-31

Der Herr ist hier, erinnern wir uns einen Augenblick daran, am Abschiednehmen von seiner Jüngerschar. Er tröstet die Seinigen damit, dass er sie auf das hinweist, was er ihnen hinterlässt. Er redet wie ein sterbender Vater, der seinen erschrockenen Kindern sagen kann, er habe an sie gedacht und für sie gesorgt. Nicht umsonst nennt man den Gesamthalt der Bibel «Testament». Es handelt sich um ein wirkliches Testament, das der Herr hier seinen Kindern und Erben eröffnet. Zwar wird es nicht Geld und Gülden (Zinsertrag von Grundstücken) enthalten, arm an Hab und Gut lässt Christus die Seinigen zurück, dafür aber verspricht er ihnen seinen Frieden und meint damit alles, was sie brauchen werden zum Leben und zum Sterben: «Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch.»

Christus hat den Völkern den Frieden hinterlassen. Es ist wahr geworden, was die Engel in jener Nacht ausriefen:

«und Friede auf Erden», der Friede Gottes ist da, Christus hat ihn den Jüngern gegeben und hinterlassen. Wir wissen, dass das jetzt genauso unwahrscheinlich tönt, wie wenn man draussen auf dem Gottesacker, drei Schritt vom Sarg entfernt – schon riecht man Verwesungsgeruch durch die betäubende Fülle der Blumen hindurch –, wenn man es wagt, dort vom Leben zu reden und zu zeugen. So wie man auf dem Todbett von Leben spricht, so und nicht anders spricht man in dieser Welt von Frieden. Es ist das ein Wagnis, aber warum sollen wir es nicht wagen? Warum sollen wir zu feig sein, vor den so genannten «Tatsachen» zu kapitulieren? Ist es denn keine Tatsache, dass Christus gesagt hat «den Frieden gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch»? Freilich, dazu hat es schon ihn gebraucht, den Sohn, um das der Menschheit zu sagen, und wenn wir es nun wagen, ihm seine Botschaft abzunehmen und sie weiterzusagen, dann dünkt einen, man sollte die Stimme eines Engels, die Stimme des Erzengels haben, und das ganze Heer der himmlischen Scharen sollte mit Posaunen einfallen und es in diese hassvergiftete, todkranke Welt hineinrufen: Christus hat uns Menschen seinen Frieden gegeben. Aber wenn wir nun eben keine Engelstimme haben und wenn uns nun auch keine Posaunen zur Verfügung stehen, so sagen wir es halt mit der armen Stimme eines gewöhnlichen Menschen, der ja selber auch mitten drin steht in dieser feindseligen Welt und der selber nie weiss, wann auch er drankommt und das grause Schlachten auch auf ihn übergreift, sagen es halt schwach, aber, will's Gott, im Glauben: Christus hat gesagt, «den Frieden gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch».

Aber wenn wir heute etwas wissen vom Frieden, so ist es das, dass man sehr aufpassen muss, wenn Menschen von Frieden reden. Menschen können so vieles und so verschiedenes «Frieden» nennen, und was für die Einen Friede ist, das ist für die Andern oft Krieg. Christus weiss das gar wohl und redet darum sehr vorsichtig vom Frieden: «Meinen

Frieden», sagt er ausdrücklich, «gebe ich euch», und um ja kein Missverständnis aufkommen zu lassen, wiederholt er: «nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt».

Die Welt gibt nämlich auch einen Frieden. Es ist nicht wahr, dass die Welt so arm und so schlecht wäre, als dass sie uns nicht auch einen Frieden zu spenden vermöchte. Wenn zum Beispiel die alten Griechen vom Frieden sprachen, und sie sprachen sehr oft und gern davon, dann meinten sie damit die menschliche Ruhe, verbunden mit Wohlbefinden. Ja sie verehrten sogar eine Göttin des Friedens, die Eirene, und stellten sie im Bilde dar. Es muss uns aber sehr nachdenklich stimmen, wenn wir vernehmen, dass sie zusammen mit dieser Friedensgöttin oft auch noch ein kleines Knäblein abzubilden pflegten. Das hat einer Abbildung der Maria mit dem Jesusknäblein sehr ähnlich sehen können. Aber das Knäblein war ein kleiner Plutos-Knabe. Plutos aber war bei den Griechen der Gott des Wohlstandes, des Reichtums, des Geldes. Das also nannte man Frieden, eine Zeit, die günstig war zum Geldverdienen und zum Reichwerden? Und da fragen wir nun: Ist etwa das, was jetzt die Völker Europas meinen, wenn sie so laut nach Frieden rufen, diese Göttin mit dem Plutos-Knäblein? Ist es nicht weithin einfach das, was wir jetzt ersehnen? Eine Zeit, da wir wieder Ruhe hätten und Geld verdienen könnten? Und wäre das dann Friede? Eine Zeit des allgemeinen Wohlstandes? Wenn sich die Sehnsucht des heutigen Geschlechtes darin erschöpft, seinen Kohl in Ruhe zu pflanzen und seinen Speck in Ruhe zu schmoren, wäre das dann Friede? Diesen «Frieden» könnten uns die Menschen geben. Es wäre das ein Friede, den uns der Onkel aus Amerika vielleicht eines Tages herüberbringen könnte. Aber, wäre es Friede? Christus sagt: «Den Frieden gebe ich euch, meinen Frieden hinterlasse ich euch, nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt.»

Die Römer haben auch viel vom Frieden geredet, und auch sie haben eine Friedensgöttin gekannt. Sie nannten sie Pax.

Sie trug einen Lorbeerkranz ums Haupt, das Zeichen der menschlichen Ehre und des Ruhmes. Haben nicht auch wir Europäer solche «Friedenszeiten» gekannt, solche Zeiten des allgemeinen Menschenruhms, da wir der Menschheit einen Lorbeerkranz um die Schläfen wanden und jubelten, wie herrlich weit wir es gebracht haben? Haben nicht auch wir ihr bis zum Wahn gehuldigt, dieser Göttin Pax mit dem Lorbeer um die Stirn? Und ist es etwa das, was die Völker jetzt wieder ersehnen? Eine Zeit des Eigenwahnnes und der Selbstvergötterung, eine Zeit der «friedlichen Rekorde» und des billigen Festhüttenlorbeers?

Dieser Friede mit dem Gott des Geldes und des Ruhmes, dieser Friede mit dem Plutos-Knäblein und mit dem Lorbeerkranz, das ist auch in der Gemeinde Gottes nicht selten «Frieden» genannt worden. Es spukt auch heute in der kirchlichen Bevölkerung weithin eine Friedenssehnsucht, die mehr eine Rückkehr zu den Fleischtöpfen Ägyptens bedeutet als ein Hungern und Dürsten nach jener Gerechtigkeit, aus der die Frucht des wahren Friedens reift. So geht durchs ganze Alte Testament hindurch ein einziger Kampf zwischen falschen und wahren Propheten. Und der Friede ist es, woran dieser Kampf entbrennt und woran die Geister sich scheiden. Die falschen Propheten verkünden einen solchen Frieden, der die menschliche Faulheit pflegt. Die wahren Propheten aber mussten inmitten von Wohlstand und Fülle immer wieder ihre Stimme erheben und warnend rufen, ob es dem Volk und seinen Herren gefiel oder nicht: «Sie sagen Friede, Friede, Friede, und ist doch kein Friede.» Diesen Protest gegen den falschen Frieden nimmt der Herr auf, wenn wir ihn hier den Jüngern sagen hören: «Den Frieden gebe ich euch, meinen Frieden hinterlasse ich euch, nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt, euer Herz erschrecke nicht.»

Das Knäblein, bei dessen Geburt die Engel mitteilten, es sei Friede auf Erden, das ist nun freilich nicht das Plutos-

Knäblein. Das Jesuskind verkörpert wahrhaftig nicht den menschlichen Wohlstand und Reichtum, nein, es «trägt der armen Welt Gewand», ist in leichte Leinwand gewickelt und liegt in einer Futterkrippe. So ganz anders sieht das aus, was Gott Frieden nennt, und das, was wir meinen, wenn wir Frieden wünschen und träumen. Und nicht einen Lorbeer trägt dieser Friedefürst, der hier den Jüngern seinen Frieden hinterlässt, sondern der trägt nun bald die Dornenkrone. Armut und Wehrlosigkeit, das sind die Zeichen, die um diesen Friedenskönig herum sichtbar sind, angefangen in der Nacht, da die Engel sangen, bis hin zu der Nacht, da die Sonne am hellen Tag ihr Licht verlor. Nicht der Friede der Reichen und Berühmten, nein, der Friede der Verschupften und Verachteten ist es, der hier von Christus den Jüngern als Erbe hinterlassen wird. Das ist der Friede derer, die auch das letzte Lorbeerblatt eigenen Ruhmes von den Schläfen verloren haben, und das ist der Friede der armen Sünder, die vor Gott jeglichen Ruhmes mangeln. Es gibt unter uns heute Morgen solche, die dort stehen, wo man dem Christkind nicht einmal mehr Gold, Weihrauch und Myrrhe zu bringen vermag, sondern nur ein armes, der Schuld überführtes, gestraftes Herz. Euch hat der Herr sein köstliches Erbe hinterlassen. Ihr ganz besonders werdet aufhorchen, wenn ihr den scheidenden Herrn hier zu den Seinigen sagen hört: «Den Frieden gebe ich euch, meinen Frieden hinterlasse ich euch, nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt, euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.»

Aber warum soll das Herz der Jünger erschrecken und sich fürchten? Dazu haben die Jünger nun freilich allen Grund, denn ihr Herr steht ja nun unmittelbar an der Schwelle seiner eigentlichen Passion. Für die Jünger wird es nun bald Stunden geben, da sie denjenigen, der ihnen den Frieden garantiert, in die Hände der Feinde überantwortet sehen. Es wird nun bald für kurze Zeit so aussehen, als wäre der alt böse Feind letzter Sieger geworden, und das wird zum

Erschrecken sein. Es wird nun eine kleine Weile den Anschein haben, als wäre es endgültig aus mit dem Frieden und als sänke die Welt unaufhaltsam in die ewige Feindschaft zurück. Aber, «euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht», denn «es kommt der Fürst dieser Welt und hat nichts an mir». Er kommt, der Fürst dieser Welt; der Herr sieht ihn schrecklich nahen, er kommt mit grosser Macht und mit viel List. Mag er kommen! «er hat nichts an mir». Und er hat darum auch nichts an denen, die Christus hier testamentarisch zu unwiderruflichen Erben seines Friedens einsetzt. Eine Christenschar, die sich ganz dicht an ihn hält und an keinen anderen, darf es ihm nachsagen: «Wenn die Welt voll Teufel wär –», «es kommt der Fürst dieser Welt und hat nichts an uns.» Wer sich ganz ins Sterben Christi hineinnehmen lässt im Glauben, dem kann der Verkläger in Zeit und Ewigkeit nichts mehr anhaben. Weil die ersten Christen sich als Universalerben dieses Friedens wussten, darum konnten sie rühmen: «Wir haben eine Freudigkeit am Tage des Gerichts.» Ja auch im letzten Gericht hat der eine Schonung und Deckung vor dem Verkläger, der allein Christus zum Bürgen seines Friedens hat. Wer diesen Frieden hat, der suche keinen andern!

In dieser Welt, da es keinen Fussbreit Erde gibt, da Friede wäre, da jede Ackerscholle ein Kampf- und Tummelfeld ist und jeder Wassertropfen ein Schauplatz gewaltsamer Auseinandersetzungen, in dieser Welt des permanenten Kriegszustandes zu Lande, im Wasser und in der Luft, da ist die Friedensmöglichkeit, die der Herr hier seinen Jüngern eröffnet, wahrhaftig weder eine billige Sache noch selbstverständlich. So wie auf dieser Erde aller Friede nicht sozusagen wild in den Wäldern wächst, sondern eben gemacht, hergestellt werden muss, so ist es mit dem Frieden, den hier der Herr den Seinigen hinterlässt, er hat zuerst gemacht werden müssen. Der Friede, den die Welt machen kann, ist von Haus aus immer nur ein teilweiser Friede. Wir können die Wildheit der

Natur eindämmen, können den Empörungszustand, in dem unser Herz sich normalerweise befindet, vorübergehend niederhalten, so wie die Feuerwehr einen Brand, den sie zwar nicht zu löschen vermag, wenigstens unter Kontrolle nimmt. Aber all dieser Friede, den wir machen, ist nicht durchgreifend. Er reicht nicht bis zum Himmel, nicht bis dorthin, wohin unsere Empörung reicht. Unser Aufruhr nämlich ist letztlich ein Aufruhr gegen den Himmel. Frieden könnte uns nur einer schenken, dem es gegeben wäre, zwischen Himmel und Erde den Frieden herzustellen. Das wäre der totale Friede, der unserem totalen Krieg ein Ende zu bereiten vermöchte. Aller Friede, der nicht Friede ist zwischen Erde und Himmel, ist darum immer wieder von kurzer Dauer. Aber nun ist es Christus, der es unternommen hat und dem es gegeben wurde, den totalen Frieden, den Erd-Himmels-Frieden herzustellen. Das ist geschehen dort, wo er dann schliesslich sagt: «Es ist vollbracht.» Das, nicht weniger als das ist nun «vollbracht», hier, hier am Kreuz, hier sind die Enden der Erde und des Himmels zusammengehalten, hier dürfen wir sagen «all Fehd hat nun ein Ende». Nicht deswegen haben die Völker der Erde jetzt Krieg, weil der Friede nicht da ist, sondern weil die Völker diesen Frieden verachten und vernütigen, statt ihn im Glauben anzunehmen. Dieser Friede ist Christi Tat, und zwar seine Gehorsamstat. Und nicht widerwillig, nicht zwangsläufig und verdrossen, sondern in freiwilligem Gehorsam und aus Liebe zum Vater hat der Herr diese Tat getan: «Aber auf dass die Welt erkenne, dass ich den Vater liebe, und ich also tue, wie mir mein Vater geboten hat: Stehet auf und lasset uns von hinnengehen!» Stehet auf und lasset uns von hinnen gehen! wie ein Kommandoruf in der Nacht. Wohin? Ans Kreuz, zum Kampf, zum Sieg!

Wir aber sollen die Erben dessen sein, was er dort für uns erkämpft. Wer diese Erbschaft als Raub an sich reisst und dieses Erbe in einem idyllischen Winkel dieser Welt zu

verzehren und zu geniessen gedenkt, der wird ein «lachender Erbe» sein. Lachende Erbschaft aber ist eine schäbige Sache. Es ist der Wille Gottes, dass wir nicht lachende, sondern dankbare Erben werden. Und das werden wir dann sein, wenn wir erkennen, dass wir die Erbschaft nicht für uns geniessen dürfen, sondern dass sie uns gegeben ist, damit wir sie austeilen. Wir sind sie der Welt schuldig. Wer das Testament des Herrn, das er hier bei seinem Abschied den Seinen ausstellt, richtig vollstreckt, der weiss, dass er ein Licht und Salz des Friedens zu sein hat unter den Völkern. Wie sagt Paulus den Ephesern? «An den Beinen gestiefelt, als fertig, zu treiben das Evangelium des Friedens.» Wie sagt Jesaja? «Wie lieblich sind auf den Bergen die Boten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da sagen zu Zion: Dein Gott ist König.» Und wie sagt der Herr selber? «Selig sind die Friedfertigen, denn sie sollen Gottes Kinder heissen.»

Das Gleichnis vom Weinstock

¹ *Ich bin der rechte Weinstock, und mein Vater der Weingärtner. ² Eine jegliche Rebe an mir, die nicht Frucht bringt, wird er wegnehmen; und eine jegliche, die da Frucht bringt, wird er reinigen, dass sie mehr Frucht bringe. ³ Ihr seid schon rein um des Wortes willen, das ich zu euch geredet habe. ⁴ Bleibet in mir und ich in euch. Gleichwie die Rebe kann keine Frucht bringen von ihr selber, sie bleibe denn am Weinstock, also auch ihr nicht, ihr bleibet denn in mir. ⁵ Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht, denn ohne mich könnt ihr nichts tun. ⁶ Wer nicht in mir bleibt, der wird weggeworfen wie eine Rebe und verdorrt, und man sammelt sie und wirft sie ins Feuer, und müssen brennen. ⁷ So ihr in mir bleibet und meine Worte in euch bleiben, so werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren. ⁸ Darin wird mein Vater geehrt, dass ihr viel Frucht bringet und werdet meine Jünger.*

⁹ *Gleichwie mich mein Vater liebt, also liebe ich euch auch. Bleibet in meiner Liebe! ¹⁰ So ihr meine Gebote haltet, so bleibet ihr in meiner Liebe, gleichwie ich meines Vaters Gebote halte und bleibe in seiner Liebe. ¹¹ Solches rede ich zu euch, auf dass meine Freude in euch bleibe und eure Freude vollkommen werde. ¹² Das ist mein Gebot, dass ihr euch untereinander liebet, gleichwie ich euch liebe. ¹³ Niemand hat grössere Liebe denn die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde. ¹⁴ Ihr seid meine Freunde, so ihr tut, was ich euch gebiete. ¹⁵ Ich sage hinfort nicht, dass ihr Knechte seid; denn ein Knecht weiss nicht, was sein Herr tut. Euch aber habe ich gesagt, dass ihr Freunde seid; denn alles, was ich habe von meinem Vater gehört, habe ich euch kundgetan. ¹⁶ Ihr habt mich nicht erwählt; sondern ich habe euch erwählt und gesetzt, dass ihr hingehet und Frucht bringt und eure Frucht bleibe, auf dass, so ihr*

den Vater bittet in meinem Namen, er's euch gebe. ¹⁷ Das gebiete ich euch, dass ihr euch untereinander liebet.

¹⁸ So euch die Welt hasst, so wisset, dass sie mich vor euch gehasst hat. ¹⁹ Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb; weil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich habe euch von der Welt erwählt, darum hasst euch die Welt. ²⁰ Gedenket an mein Wort, das ich euch gesagt habe: "Der Knecht ist nicht grösser denn sein Herr." Haben sie mich verfolgt, sie werden euch auch verfolgen; haben sie mein Wort gehalten, so werden sie eures auch halten.

²¹ Aber das alles werden sie euch tun um meines Namens willen; denn sie kennen den nicht, der mich gesandt hat.

²² Wenn ich nicht gekommen wäre und hätte es ihnen gesagt, so hätten sie keine Sünde; nun aber können sie nichts vorwenden, ihre Sünde zu entschuldigen. ²³ Wer mich hasst, der hasst auch meinen Vater. ²⁴ Hätte ich nicht die Werke getan unter ihnen, die kein anderer getan hat, so hätten sie keine Sünde; nun aber haben sie es gesehen und lassen doch beide, mich und den Vater. ²⁵ Doch dass erfüllet werde der Spruch, in ihrem Gesetz geschrieben: "Sie lassen mich ohne Ursache."

²⁶ Wenn aber der Tröster kommen wird, welchen ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, der wird zeugen von mir. ²⁷ Und ihr werdet auch zeugen; denn ihr seid von Anfang bei mir gewesen.
Johannes 15,1-27

«Gott ist die Liebe.» Das ist die Botschaft dieses Kapitels. Aber er ist es auf seine Weise. Wir rufen heute nach einem Gott, der seine Liebe gerade so beweisen würde, wie es uns einleuchtend und passend wäre. Gott aber geht auch mit seiner Liebe seinen eigenen Weg, und es wird gut sein so. Wenn jeder sagen könnte, wie Gott nach seiner Meinung sein müsste, damit er die Liebe wäre, dann käme das etwa ähnlich heraus, wie wenn jeder das Wetter selber machen

könnte. Gott aber beweist seine Liebe an einem bestimmten Ort, den er aussucht, zu einer bestimmten Zeit, die er ansetzt; in einer ganz bestimmten, eigenen, einmaligen und unnachahmlichen Art und Form beweist er den Menschen, dass er die Liebe ist. Unter diesen Eigenwillen Gottes haben wir uns eben zu beugen. Wer sich da nicht fügen will, der wird sein Lebtage daran zweifeln müssen, dass Gott die Liebe ist, wird sein Lebtage hadern müssen darüber, dass er nichts merkt und nichts sieht von einem Gott, der die Liebe ist. Wer aber einmal sich gebeugt hat unter dieses majestätische Vorgehen Gottes, der wird es erfahren und erfassen dürfen: «Gott ist die Liebe.»

Wie Gott die Liebe ist und auf welche Weise er das sein will, das zeigt uns nun also Johannes in diesem 15. Kapitel. Dieses könnte mit dem gleichen Recht wie etwa 1. Kor. 13 «das Hohelied der Liebe» genannt werden. Von einem Weinstock spricht Christus hier, wenn er von Gottes Liebe reden will, von einem Weinstock, einer Pflanze dieser Erde! Aber er gibt sofort auch zu verstehen, dass es sich hier um einen Weinstock handelt, der nicht ist wie die andern, um einen Weinstock besonderer Art. Er nennt ihn allen anderen gegenüber den «rechten», das heisst, den wahrhaftigen Weinstock, diesen einen, neben dem es keinen seinesgleichen gibt: «Ich bin der rechte Weinstock und mein Vater der Weingärtner.» Der Vater, der ja auch all die übrigen Weinstöcke wachsen liess auf Erden, hat diesen einen, diesen «rechten Weinstock» mit besonderer Absicht auf die Erde gepflanzt. Vergegenwärtigen wir uns doch das Unerhörte, das Christus damit sagt! So nämlich ist Gott die Liebe, so, dass er sie in Jesus Christus, der hier mit diesem rechten Weinstock gemeint ist, in diese Erde pflanzt. Und nicht (das sei gleich hinzugefügt), nicht oberflächlich pflanzt er, dieser Weingärtner! Er lässt die ewige Liebe Wurzeln schlagen auf dieser Erde, und das nicht nur leichte Faserwurzeln, sondern eben solche, wie sie der Weinstock treibt. Durch die

Menschwerdung Christi ist die Liebe Gottes nun gleichsam als lebendige und lebensfähige Pflanze aus dem Paradies heraus auf diese verlorene Erde hereingebracht und hier hineingesenkt und tief hineinverwurzelt. Wir wohnen zwar nicht mehr im Paradies, sind längst daraus vertrieben; aber nun hat es dem Weingärtner gefallen, die schönste Pflanze des Paradieses, die Liebe, dranzugehen mit der Bestimmung, dass sie fortan auf dieser Erde wachsen darf. Seit Christi Geburt gibt es unwiderruflich Gottes Liebe auf Erden. Und alle Welt kann das nun wissen und wird in Ewigkeit keine Ausrede mehr haben; sie kann jetzt wissen, dass Gott die Liebe ist. Darum frag nicht mehr, ob Gott die Liebe sei! Er ist sie. Aber er ist sie so, wie er sie der Welt in Jesus Christus zeigen will. Ergreife sie, denn Christus bietet sie dir an, indem er sagt: «Ich bin der rechte Weinstock und mein Vater der Weingärtner.»

Aber wo ist denn diese Liebe? Woran merkt man denn, dass sie da ist? Darauf gibt uns Christus wiederum in diesem Gleichnis die Antwort: Such nicht zu weit! Such nicht irgendwo in der Welt, such nicht bei den anderen, such bei dir selber! Ihnen allen, die jetzt hadernd in die weite Welt hinaus und zu den Sternen empor nach Gottes Liebe schreien, ihnen wirft der Himmel durch dieses Gleichnis die Frage nach Gottes Liebe wie ein Echo zurück. Hier ist es nun der Himmel, der fragt und mit uns hadert: Wo ist Gottes Liebe? Wo hast du sie? Wo ist sie bei dir? Hast du denn noch gar nichts davon gemerkt, dass sie bei dir sein will? Der Weinstock hat Zweige. Und diese Zweige seid ihr Menschen: «Ich bin der Weinstock, ihr seid die Zweige.» Und so wahr der Weinstock seinen Lebenssaft an die Zweige abgibt und in die Zweige hineintreibt, so wahr gibt Christus seine ewige Gottesliebe an die Menschen ab und treibt sie in die Menschen hinein, die mit ihm verwachsen sind. Da ist nun die Liebe Gottes zu sehen und zu spüren, da wo Menschen so an Christus hängen und so von Christus her leben, wie ein Zweig am

Weinstock hängt und vom Weinstock lebt. «L'amor che muove il sol et l'altre stelle.» «Liebe bewegt die Sonne und die anderen Gestirne.» So sagt ein Staunender, überwältigt durch die Grösse der göttlichen Liebe. Aber am grössten ist die Liebe doch dort, wo sie von den Gestirnen herunter auf diesen kleinen Erdenstern kam und hier Menschen zu bewegen beginnt.

Hier ist wahrlich Grund zum Erstaunen! Ein Wunder ist es schon, dass Gott überhaupt seine Liebe in diese Erde pflanzt. Wo aber gar ein Mensch ein Zweig an jenem «wahrhaftigen Weinstock» werden darf, an dem ist das grösste Wunder der Gnade passiert. Wir Menschen haben es letztlich nicht in unserer Hand, ein solcher Zweig zu werden. So wie es der Weinstock ist, der die Zweige treibt und trägt, so ist es Christus, der arme halbwilde Menschen würdigt, so völlig mit ihm vereinigt zu werden, wie der Zweig mit dem Weinstock vereinigt ist. Christus allein ist es, der uns aus nutzlosen Wildlingen zu edlen und tragfähigen Zweigen macht. Wir stehen da vor dem gottseligen Geheimnis der göttlichen Erwählung, die sich zu uns Menschen herabneigt, die nach uns Ausschau hält und uns barmherzig hineinnimmt in die Lebensgemeinschaft mit Gott: «Ihr habt mich nicht erwählet, sondern ich habe euch erwählet und gesetzt, dass ihr hingehet und Frucht bringet und eure Frucht bleibe, auf dass, so ihr den Vater bittet in meinem Namen, er's euch gebe.»

Ja diese Nähe, in die Christus die Menschen seiner Gnadenwahl hineinzieht, ist derart innig, dass er seine Auserwählten geradezu seine Freunde nennt. Menschen werden Freunde, Gottesfreunde! Wenn er wenigstens sagen würde, wir seien seine Knechte! Schon das wäre genug, wäre fast zu gross, als dass wir es annehmen dürften. Aber nun sagt er mehr. Freunde nennt er uns! Uns, die er doch kennt! Uns, die wir verschämt mit Petrus sagen müssten: «Herr, du weisst alle Dinge.» Er weiss ja doch um die tief eingewurzelte Gottesfeindschaft, die zäh und unausrottbar zuinnerst in unserem

Wesen wurzelt. Und dennoch nennt er uns seine Freunde! Jesus Christus nennt uns Gottesfreunde. Dazu braucht es schon ihn. So wie er zu den Blinden gesagt hat «sehet!», zu den Lahmen «gehet!», zu den Aussätzigen «werdet rein!», zu den Toten «stehet auf!», so sagt er hier und sagt es in betonter Vollmacht im Auftrage des Vaters: «Ich sage hinfort nicht, dass ihr Knechte seid, denn ein Knecht weiss nicht, was sein Herr tut. Euch aber habe ich gesagt, dass ihr Freunde seid; denn alles, was ich habe von meinem Vater gehört, habe ich euch kundgetan.»

Wer solches fassen kann, der fasse es. Wir können hier nur sehr verwundert sein, uns freuen und danken. Es hat etwas tief Beglückendes, ein Gottesfreund zu sein. Das ist etwas von jener reinsten und vollkommenen Freude, wie sie im Himmel bei den Engeln umgeht, sooft ein Sünder hier auf Erden Busse tut und umkehrt: «Solches rede ich zu euch, auf dass meine Freude in euch bleibe und eure Freude vollkommen werde.» Sehet, das ist die Liebe Gottes. So sieht sie aus. Der Vater im Himmel bietet denen seine Freundschaft an, von denen er weiss, dass sie seine Feinde sind. Die Liebe Gottes zu uns Menschen ist somit vollkommene Feindesliebe, Liebe zum Sünder: «Sehet dies Wunder, wie tief sich der Höchste geneiget, / sehet die Liebe, die ganz sich als Liebe nun zeigt! / Gott in dem Sohn, für uns verlässt er den Thron, / alles anbetet und schweiget.»

Diese Freundschaft aber, die Gott uns Menschen anbietet, ist für ihn keine billige Sache. Teuer genug kommt sie ihn zu stehen. Feinden Freundschaft anzubieten ist kostspielig und riskiert und fordert Opfer: «Und es begab sich, da er zu Tische sass im Hause, siehe, da kamen viele Zöllner und Sünder und assen zu Tisch mit Jesus und seinen Jüngern. Da das die Pharisäer sahen, sprachen sie zu seinen Jüngern: Warum isset euer Meister mit den Zöllnern und Sündern? Da das Jesus hörte, sprach er zu ihnen: Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken» (Matth. 8). Zu den

«Kranken» setzt er sich, setzt sich dorthin, wo die Welt am schmutzigsten ist, dorthin, wo die Welt am weitesten abgekommen ist vom Himmel. Ja er hat sich so zu den Sündern gesellt, dass einem Hören und Sehen vergehen könnten: «Und als sie kamen an die Stätte, die da heisst Schädelstätte, kreuzigten sie ihn daselbst und zwei Übeltäter mit ihm, einen zur Rechten und einen zur Linken» (Luk. 23,3). So teuer kommt ihn schliesslich die Freundschaft, die er uns Sündern anbietet, zu stehen: «Niemand hat grössere Liebe denn die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde.» Jetzt aber geht es uns auf, warum der Herr, wenn er von Gottes Sünderliebe redet, aus allen Pflanzen – die Auswahl wäre ja so gross! – ausgerechnet den Weinstock zum Gleichnis gewählt hat. Der Weinstock ist das Zeichen seines Blutes, das er für uns vergoss. Sooft er uns zu seinem Mahle ruft, wiederholt es sich, dass er mit Zöllnern und mit Sündern zu Tische sitzt, weil die Gesunden des Arztes nicht bedürfen. So ist's gemeint, wenn er sagt: «Ich bin der rechte Weinstock und mein Vater der Weingärtner.» So ist Gottes Liebe. Sie geht für uns ans Kreuz.

Aber nun ist diese Freundschaft nicht nur für Gott, sondern auch für uns Menschen alles andere als eine billige Sache. Nicht zur Zierde sind diese Zweige an diesem Weinstock. Ja, nicht ihretwegen allein sind sie am Weinstock. Der Zweig ist dazu da, dass er Trauben trage. Darum: «Einen jeglichen Zweig, der nicht Frucht bringt, wird er wegnehmen, und einen jeglichen Zweig, der da Frucht bringt, wird er reinigen, dass er mehr Frucht bringe.» «Darinnen wird mein Vater geehrt, dass ihr viel Frucht bringet und werdet meine Jünger.» «Werdet (!) meine Jünger!» Wir sind es ja bereits, wie wir es eben gehört haben, sind es aus Gnaden; aber wir werden erst dann seine rechten Jünger, wenn wir Frucht bringen. Wir sind seine Freunde. Das ist Gnadengeschenk. Aber wir werden erst dann seine rechten Freunde, wenn wir viel Frucht bringen. Wir sind Zweige am

Weinstock; aber wir werden erst dann rechte Zweige, wenn an diesen Zweigen Trauben wachsen: «Einen jeglichen Zweig, der da Frucht bringt, wird er reinigen, dass er noch mehr Frucht bringe.»

Er will die Zweige reinigen. Ja, ich wiederhole, die Zweige sind gereinigt. «Ihr seid schon rein um des Wortes willen, das ich zu euch geredet habe.» Das ist das Wort vom Kreuz. Dort ist die Reinigung geschehen. Ein Gottesfreund ist ein Gereinigter, ist einer, dem es «geleichtet» hat, der eine Last losgeworden ist. Er hat sie ablegen dürfen, weil er den Ort gefunden hat, wo man sie ablegen darf. Er hat aufatmen dürfen. Darum aber braucht er nun nicht mehr drei Viertel seiner ganzen Lebensenergie zu verpuffen, um mit sich selber und mit den Menschen «ins Reine zu kommen». Nein, wer ein Gottesfreund geworden ist, an dem ist es geschehen, dass er nun im Reinen ist, im Reinen mit sich, mit Gott und Menschen. Gott hat ihn ins Reine gebracht. Nun braucht er nicht mehr die Zeit mit sich selber zu verträdeln und sich zu zermürben. Weg jetzt einmal mit dir selber! Gott hat's nun alles ins Reine gebracht, damit du frei werdest, frei von dir selber, frei für den Bruder. Leichte Füße zum Bruder hin will Gott dir geben und eine offene Hand und leichtes Gepäck, damit du umso flinker und unbeschwerter den Weg zum Bruder findest. Ja, es geschieht jetzt das, was am Weinstock ja so ganz besonders auffällt: Ein mächtiges Treiben und Drängen, ein Trieb entsteht, ein Trieb zum Bruder hin. Wer gereinigt ist, den fängt nun die Liebe Christi an zu drängen und zu treiben. «L'amor che muove il sol e l'altre stelle.» Liebe ist's, die Sonne und Gestirne treibt. Und nun, o Wunder, treibt sie Menschen!

Wie das gemeint ist, das ist mir in der vergangenen Woche anlässlich eines Krankenbesuches im Spital wieder einmal klar geworden. Ein Schwerkranker mit langer Krankengeschichte erzählte über seine Erfahrungen mit den Schwestern. Er stellte fest, es gebe zweierlei Krankenschwestern.

Die eine Art sehe einem alles an; ob man schlecht gebettet sei, ja sogar, ob man gut geschlafen habe, ob einen dürste, ob man Schmerz empfinde, ob man Sorgen mit sich herumtrage. Man brauche ihnen kein Wort zu sagen und zu klagen. Aber sie haben so eine Art, verständnisvoll zu nicken, dass man merkt, sie wissen es, wissen alles. Daneben gebe es noch andere Krankenschwestern und Ärzte. Diese seien gewiss auch recht, und er wolle durchaus nicht undankbar sein für all die empfangene Pflege die vielen Jahre hindurch. Aber sie sehen es nicht, sie merken es nicht. Man muss es ihnen sagen. Wie wenn sie irgendetwas nicht hätten. Und doch, pflichtvergessen seien sie nicht. Was ist es wohl, das dieser Schwerkranke gemerkt hat in seiner langen Leidenszeit? Er hat gemerkt, dass es Menschen gibt, die, getrieben von Freude, Dank und Liebe, arbeiten, und dass es daneben andere Menschen gibt, die ihre Sache auch recht tun, aber nicht getrieben durch Liebe, Freude und Dank, sondern gehalten und bewegt durchs Bewusstsein der Pflicht. Man könnte es auch so sagen: Die einen tun ihre Arbeit als Gottesfreunde, getrieben durch Christus, die anderen tun ihre Arbeit von sich aus, vielleicht wenn's gut geht als Menschenfreunde, aber nicht getrieben von jenem Trieb, der vom Weinstock herkommt. Am Amtskleid hängt's nicht. Auch nicht am Titel oder an der Tracht. Man kann Pfarrer, man kann Diakonisse sein und dennoch nicht getrieben werden durch die Gottesfreundschaft. An der Gottesfreundschaft hängt alles. Das meint Christus, wenn er sagt: «Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht; aber ohne mich könnt ihr nichts tun.»

Frucht, mehr Frucht, viele Früchte! Da will Christus reich und verschwenderisch geben, da, wo es sich um Liebe handelt. Da will er die Seinen nicht kurz und knapp halten. Denn Christus weiss um die Liebesarmut und um die Liebebedürftigkeit dieser Welt. Darum will er Tag um Tag durch hundert «Zweige» und durch tausend und aber tausend kleine

Menschenkanäle Liebe in diese arme Welt hineinführen. Und diese Zweige seid ihr, ihr, die ihr um die Gottesfreundschaft wisset. Viele Früchte! Hier seien wir nur nicht bescheiden. Hier seien wir nur getrost unverschämt im Bitten. Wir bitten ja hier nicht für uns selber, bitten auch nicht um irgendwelche Albernheiten, nein, wir bitten da um das eine, was dieser Welt not tut, was Sonne, Mond und Sterne treibt, aber auch die Menschen und Verhältnisse dieser Welt, und das ist die Liebe des Himmels. Daher die Kühnheit des Wortes: «So ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren.» Oder: «So ihr meinen Vater bittet in meinem Namen, so wird er's euch geben.»

«Wer in mir bleibt und ich in ihm.» Wer bleibt! Mehr als ein Halbdutzend-mal begegnet es uns in diesem Gleichnis. Bleibet, bleibet, bleibet! Man kann die Verbundenheit, man kann die Jüngerschaft, man kann die Gottesfreundschaft sich nicht selber geben. Aber man kann sie verscherzen und verlieren, kann sich drum bringen. Das geschieht auf zweierlei Weisen, die uns hier ganz genau umschrieben sind. Entweder so, dass man zwar ein Zweig am Weinstock ist, aber nur zur Zierde. Oh, wir stehen immer wieder in Gefahr, nur Zierden des Gotteshauses zu sein, Zierden mit Laub und Beiwerk, aber ohne Frucht. Oder aber man kann die Gottesfreundschaft verlieren, indem man sich vom Weinstock löst, um ohne ihn Frucht zu bringen. Wir leben dann nach dem Grundsatz: Man kann auch ohne Kirche, man kann auch ohne Bibel, man kann auch ohne Gebet, man kann auch ohne Gott, man kann auch ohne Weinstock recht sein und Gutes tun, recht tun und niemand scheuen. Gewiss, «man kann auch ohne». Was man doch nicht alles kann – ohne! Aber hier sagt Christus deutlich, was man so «ohne» könne, das sei dann keine Frucht mehr. Das stammt dann nicht mehr aus dem Zusammenhang mit der ewigen Liebe heraus und stellt sich selber unters Gericht der Vergänglichkeit: «Eine

jegliche Rebe an mir, die nicht Frucht bringt, wird er wegnehmen.» Gewiss, mit dem Herr-Herr-Sagen ist's nicht getan. Aber auch und ebenso gewiss: «Wer nicht in mir bleibt, der wird weggeworfen wie ein Zweig und verdorret, und man sammelt sie und wirft sie ins Feuer, und müssen verbrennen.» Darum gilt beiden, den Gottesfreunden ohne Frucht, aber auch den Menschenfreunden ohne Gott, die gleiche ernste Mahnung: «So ihr meine Gebote haltet, bleibt ihr in meiner Liebe, gleichwie ich meines Vaters Gebote halte und bleibe in seiner Liebe.» Das ist mein Gebot, dass ihr euch untereinander liebt, gleichwie ich euch liebe.» «Ihr seid meine Freunde, so ihr tut, was ich euch gebiete.»

Jedem aufmerksamen Leser der Bibel fällt auf, dass der vierte Evangelist keine Bergpredigt und keine Seepredigt überliefert. Ich möchte aber dieses 15. Kapitel hier die «Bergpredigt» des Johannes nennen. Die Anliegen der Bergpredigt des Matthäus und der Seepredigt des Lukas sind hier, wenn auch nicht vollständig und dem Wortlaut nach, so doch wesentlich aufgenommen, nur mit dem Unterschied, dass bei Johannes von Anfang an und unmissverständlich hingewiesen wird auf die heiligen Zusammenhänge, wodurch vermieden wird, dass man aus den Worten eine losgelöste christusferne Moral macht. Hier wird es völlig klar: Der Vater Weingärtner, Christus Weinstock, wir die Zweige. Christus in der Mitte. Christus der Mittler und Vermittler. Christus der «Transformator», durch den Gottesliebe zur Nächstenliebe wird und Gottesfreundschaft zur Menschenfreundlichkeit. Und nun ist von dieser Liebe, sofern sie in diesem heiligen und barmherzigen Zusammenhang drin bleibt, noch ein Letztes zu sagen, etwas, das von keiner anderen Liebe kann gesagt werden: Sie ist ewig. Sie «bleibt», sie «hört niemals auf». Sie bleibt, ob sie anerkannt wird oder nicht. Sie bleibt auch dann, wenn sie weder Dank noch Lohn empfängt. Ja sie bleibt auch dann, wenn sie nicht nur keinen Dank, sondern sogar Undank erntet. Sie bleibt auch dann,

wenn sie nicht nur keine Gegenliebe weckt, sondern Hass und Hohn. Weil sie in ihrem Ursprung, von Gott her gesehen, Feindesliebe ist, darum wird sie auch von Mensch zu Mensch zur Feindesliebe: «So euch die Welt hasset, so wisset, dass sie mich vor euch gehasst hat. Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb; dieweil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich habe euch von der Welt erwählet, darum hasset euch die Welt. Gedenket an das Wort, das ich euch gesagt habe: Der Knecht ist nicht grösser denn sein Herr. Haben sie mich verfolgt, sie werden euch auch verfolgen.»

Da haben wir noch einmal Grund zum Erstaunen, wir, die wir in einer Zeit leben, da die Ungerechtigkeit überhand nimmt und die Liebe in vielen erkaltet. Die Liebe, die in Jesus Christus auf Erden eingepflanzt ist, wird nicht erfrieren. Sie wird die Kraft haben, sich hassen zu lassen. Darum ist sie stärker als Hass und Tod. Das ist die Gottesliebe, die in Christus zur Nächstenliebe wurde: Sie kann gehasst, verfolgt, gesteinigt, verhöhnt und gekreuzigt werden, aber sie behält den Sieg. «Sie hört nimmer auf. Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die Grösste unter ihnen.»

Die Ankündigung der kommenden Leidenszeit

¹ Solches habe ich zu euch geredet, dass ihr euch nicht ärgert. ² Sie werden euch in den Bann tun. Es kommt aber die Zeit, dass wer euch tötet, wird meinen, er tue Gott einen Dienst daran. ³ Und solches werden sie euch darum tun, dass sie weder meinen Vater noch mich erkennen. ⁴ Aber solches habe ich zu euch geredet, auf dass, wenn die Zeit kommen wird, ihr daran gedenket, dass ich's euch gesagt habe. Solches aber habe ich von Anfang nicht gesagt; denn ich war bei euch.

⁵ Nun aber gehe ich hin zu dem, der mich gesandt hat; und niemand unter euch fragt mich: Wo gehst du hin? ⁶ Sondern weil ich solches geredet habe, ist euer Herz voll Trauerns geworden. ⁷ Aber ich sage euch die Wahrheit: es ist euch gut, dass ich hingehe. Denn so ich nicht hingehe, so kommt der Tröster nicht zu euch; so ich aber gehe, will ich ihn zu euch senden. ⁸ Und wenn derselbe kommt, wird er die Welt strafen um die Sünde und um die Gerechtigkeit und um das Gericht: ⁹ um die Sünde, dass sie nicht glauben an mich; ¹⁰ um die Gerechtigkeit aber, dass ich zum Vater gehe und ihr mich hinfort nicht sehet; ¹¹ um das Gericht, dass der Fürst dieser Welt gerichtet ist. ¹² Ich habe euch noch viel zu sagen; aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. ¹³ Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von sich selber reden; sondern was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig ist, wird er euch verkünden. ¹⁴ Derselbe wird mich verklären; denn von dem Meinen wird er's nehmen und euch verkündigen. ¹⁵ Alles, was der Vater hat, das ist mein. Darum habe ich euch gesagt: Er wird's von dem Meinen nehmen und euch verkündigen.

¹⁶ Über ein Kleines, so werdet ihr mich nicht sehen; und aber über ein Kleines, so werdet ihr mich sehen, denn ich gehe zum Vater. ¹⁷ Da sprachen etliche unter seinen Jüngern untereinander: Was ist das, was er sagt zu uns: Über ein Kleines, so werdet ihr mich nicht sehen; und aber über ein Kleines, so werdet ihr mich sehen, und: Ich gehe zum Vater? ¹⁸ Da sprachen sie: Was ist das, was er sagt: Über ein Kleines? Wir wissen nicht, was er redet. ¹⁹ Da merkte Jesus, dass sie ihn fragen wollten, und sprach zu ihnen: Davon fragt ihr untereinander, dass ich gesagt habe: Über ein Kleines, so werdet ihr mich nicht sehen; und aber über ein Kleines, so werdet ihr mich sehen. ²⁰ Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Ihr werdet weinen und heulen, aber die Welt wird sich freuen; ihr werdet traurig sein; doch eure Traurigkeit soll in Freude verkehrt werden. ²¹ Ein Weib, wenn sie gebiert, so hat sie Traurigkeit; denn ihre Stunde ist gekommen. Wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, dass der Mensch zur Welt geboren ist. ²² Und ihr habt auch nun Traurigkeit; aber ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen. ²³ Und an dem Tage werdet ihr mich nichts fragen. Wahrlich, wahrlich ich sage euch: So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er's euch geben. ²⁴ Bisher habt ihr nichts gebeten in meinem Namen. Bittet, so werdet ihr nehmen, dass eure Freude vollkommen sei. ²⁵ Solches habe ich zu euch durch Sprichwörter geredet. Es kommt aber die Zeit, dass ich nicht mehr durch Sprichwörter mit euch reden werde, sondern euch frei heraus verkündigen von meinem Vater. ²⁶ An dem Tage werdet ihr bitten in meinem Namen. Und ich sage euch nicht, dass ich den Vater für euch bitten will; ²⁷ denn er selbst, der Vater, hat euch lieb, darum dass ihr mich liebet und glaubet, dass ich von Gott ausgegangen bin. ²⁸ Ich bin vom Vater ausgegangen und gekommen in die Welt; wiederum

verlasse ich die Welt und gehe zum Vater. ²⁹ Sprechen zu ihm seine Jünger: Siehe, nun redest du frei heraus und sagst kein Sprichwort. ³⁰ Nun wissen wir, dass du alle Dinge weisst und bedarfst nicht, dass dich jemand frage; darum glauben wir, dass du von Gott ausgegangen bist. ³¹ Jesus antwortete ihnen: Jetzt glaubet ihr? ³² Siehe, es kommt die Stunde und ist schon gekommen, dass ihr zerstreut werdet, ein jeglicher in das Seine, und mich allein lasset. Aber ich bin nicht allein, denn der Vater ist bei mir. ³³ Solches habe ich mit euch geredet, dass ihr in mir Frieden habet. In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.

Johannes 16,1-33

Diese Welt, die jetzt für uns zum Inbegriff alles Entsetzlichen geworden ist, diese Welt, die sich uns wie ein Berg auf die Brust legen will, diese bedrohliche Grösse mit ihrem ganzen Schwergewicht – sie sei überwunden! Wer sagt das? Wer darf ein Wort von solcher Kühnheit, ja Unwahrscheinlichkeit aussprechen, ohne Gefahr zu laufen, dass man ihn für einen Geistesgestörten hält? Oder ist es ein Ahnungsloser, der hier sagt, er habe die Welt überwunden, einer, der nicht weiss, was die Welt ist, und darum auch nicht weiss, was er sagt? Und der deshalb auch nicht ernst zu nehmen ist? Aber es ist nicht irgendeiner, es ist immerhin Christus, der hier ausruft: «Seid getrost, ich habe die Welt überwunden!» Und weil er es ist, der hier redet, darum dürfte es ratsam sein, sich diesem Ruf nicht zum vornherein zu verschliessen, ja es dürfte sich empfehlen, hier aufzuhorchen und noch etwas genauer hinzuhören, wie das gemeint sein könnte.

Er zeigt in diesem ganzen langen Kapitel klar, was er darunter will verstanden haben, wenn er am Schluss sagt «die Welt». Darum ist es für uns wichtig, nicht nur den schönen triumphalen Schlusssatz zu lesen und zu hören, sondern wir mussten, um die ganze Tragweite dieses herrlichen Schlusssatzes zu fassen, das ganze Kapitel lesen. Christus fährt in

diesem Kapitel fort, Abschied zu nehmen von seinen Jüngern und von einer Welt, die ihn nicht begehrt und nicht erträgt. Er redet hier von seinem bevorstehenden Kreuzestod, so wie eine Mutter von ihrer kommenden schweren Stunde spricht. Es wird ein banger, ein blutiger Tag sein. Er weiss: «Ein Weib, wenn sie gebiert, so hat sie Traurigkeit; denn ihre Stunde ist gekommen.» Für ihn, und noch viel mehr für die Jünger, wird das eine Stunde unsagbarer Trauer sein. Eine Traurigkeit, die sich schon in der Vorahnung schwer auf sie legt: «Ihr habt nun Traurigkeit.» Und diese Trauer wird noch grösser werden: «Ihr werdet weinen und heulen.» Sie ist so gross, dass er ihnen jetzt noch nicht alles und in alle Einzelheiten hinein sagen will, weil sie es gar nicht ertragen könnten: «Ich habe euch noch viel zu sagen; aber ihr könnt es nicht ertragen.» Ja die Welt wird sich ihm gegenüber so benehmen und enthüllen, dass die Jünger sich darüber ärgern werden: «Solches habe ich zu euch geredet, dass ihr euch nicht ärgert.» Das ist die Welt: Sie kann und will nichts von Jesus wissen und ist fähig und imstande, Jesus zu kreuzigen. Was immer in dieser Welt an Gemeinheit und Niedertracht geschah, geschieht und geschehen wird, hat dort, wo sie Christus ans Kreuz bringt, seinen Höhepunkt erreicht. Dort ist die grosse Enthüllung und Entlarvung dessen, was die Welt ist. Eine Welt, die zu dem imstand ist, was sie am Karfreitag leistet, ist schlechterdings zu allem fähig. Und von dieser Welt sagt er: Ich habe sie überwunden; seid getrost.

Aber nicht genug. Die Welt begnügt sich nicht damit, nur den Hirten zu schlagen. Der Schlag wird auch die Herde treffen. «Sie werden euch in den Bann tun», sagt er den Jüngern und damit seiner ganzen Gemeinde voraus. Ja es steht sogar so mit der Welt, dass die Jünger im Namen Gottes werden verfolgt und gemassregelt werden: «Es kommt die Zeit, dass, wer euch tötet, wird meinen, er tue Gott einen Dienst daran.» Es werden kirchliche Leute, es werden auch Pfarrer,

es werden auch Geistliche beteiligt sein bei der Verfolgung der Gemeinde Christi auf Erden. Das wird geschehen, weil die Welt blind ist, weil «sie nicht weiss, wer Gott ist», Gott der Vater und Gott der Sohn. Das könnt ihr ganz sicher sein: Wenn jemals hier bei uns sollten Christenverfolgungen stattfinden, dann werden Pfarrer auf Seiten der Verfolger in den ersten Reihen stehen, um die allergrössten Steine aufzuheben und zu schleudern. Und dann werden Pfarrer die ersten sein, welche die Verfolger der Gemeinde ermuntern und ihre Taten segnen werden. Und sie werden «meinen, damit Gott noch einen Dienst zu tun». «Und solches werden sie euch darum tun, dass sie weder meinen Vater noch mich kennen.» Und die Welt wird sich über die verfolgte Gemeinde triumphierend freuen. Man wird nichts mehr sehen von einer sichtbaren Gerechtigkeit. Die Welt wird weiss schwarz nennen und schwarz weiss. Gotteslästerung wird dann als Gottesdienst gepriesen und gefeiert, und die Werke des Teufels werden daherkommen im Gewande der Werke Gottes. Und die verfolgte Gemeinde wird dann grenzenlos verlassen sein und allein. Sie wird zu Gott schreien, er solle doch kommen, um einzugreifen. Aber Christus wird nicht da sein. Christus wird im Himmel sein, denn er geht ja nun zum Vater, trennt sich von seinen Jüngern und lässt sie auf dieser Welt zurück. Das ist die Welt, die Christus hier den Jüngern, ähnlich wie wir bei Matthäus im 10. Kapitel lesen, enthüllt. Eine Welt der völlig verkehrten Massstäbe, eine Welt, die das Gute bestraft und das Böse prämiiert. Eine Welt, auf die nur noch ein einziges Wort zutrifft: Finsternis. Eine Welt, in welcher alle, die sich Jesu Jünger nennen, «Angst haben», und zwar mit Recht und Grund: «In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.» Auch diese Welt, die nicht nur Christus kreuzigt, sondern auch seine Gemeinde tötet, ist damit von Christus als überwunden erklärt. Auch angesichts dieser sehr beängstigenden Form der Welt sagt er den Seinigen: «Seid getrost!»

Ja wir tun gut, diesem im Johannesevangelium von Anfang an so häufigen und bezeichnenden Begriff, den hier Jesus gleichsam entschält, noch einen Schritt weiter nachzugehen. Christus zeigt uns hier die Welt tatsächlich noch von einer dritten Seite. Das, was Johannes wiedergibt mit «Welt», ist immer auch dort, wo man sie lieber nicht sähe. In der Drangsalzeit werden die Jünger merken, dass sie an sich und in sich selber die Welt tragen. Die Traurigkeit wird über sie kommen, wird bei ihnen selber einen grossen Raum einnehmen und zeitweise das Übergewicht erhalten. Und sie selber werden niemals stark genug sein, um dem kommenden Grossangriff der Welt zu widerstehen. Sie werden Zeiten kennen, da sie selber die Wege Gottes nicht mehr begreifen, anfangen sich zu ärgern und damit wankend werden. Und anstatt standzuhalten, werden sie alle fliehen. Auch auf die Jünger kann sich Christus nicht verlassen. Es wird eine Stunde schlagen, da Gott nicht nur selber gekreuzigt und die Seinigen getötet werden, sondern auch die Seinigen noch versagen, und da Gott keine «Stützpunkte» haben wird auf dieser Erde: «Siehe, es kommt die Stunde und ist schon gekommen, dass ihr zerstreut werdet, ein jeglicher in das Seinige, und mich allein lasset.» Das ist die Welt. Christus sieht sie auch im «entschiedenen Christentum» und bei den Jüngern. Und auch da noch sagt er, und da sagt er es erst recht: «Aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.» Diese Welt, die mich kreuzigen wird und kreuzigen kann, die meine Gemeinde töten wird und töten kann, die, willig im Geist, aber schwach im Fleisch, ihn verleugnen und verlassen wird, «habe ich überwunden». Er erklärt sich als Sieger im Kampf; er, der dreimal und dreifach Unterlegene, sagt: «Aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.» Wie kann er das angesichts solch «belastender Tatsachen», die derart offensichtlich und so schlagend das Gegenteil beweisen? Wie kann er da noch sagen, er habe die Welt überwunden, diese dreifach unheimliche Welt?

Er sagt es ganz einfach darum, weil er Er ist. Das heisst ganz schlicht darum, weil Christus vom Vater in diese Welt geschickt ist, auftragungsgemäss und mit dieser besonderen Sendung, Überwinder der Welt zu sein. Wohl kann ihn die Welt kreuzigen; aber nicht sie hat ja hier das erste und das letzte Wort, sondern allein der Vater. Und sie kann ihn nur deswegen kreuzigen, weil es der Vater so bestimmt hat, dass Jesus die Welt eben gerade auf diesem seltsamen und unerfindbaren Weg überwinden soll, eben gerade so, dass er sich von ihr kreuzigen lässt. Das ist just der Weg, auf dem der Vater in diesem Kampf die Entscheidungsschlacht zu schlagen gedenkt, und wie es ihm nun einmal gefallen hat, diese Welt zu überwinden. Dieser eigenwillige und selbstherrliche Weg der Weltüberwindung, den Gott hier geht, entspricht so ganz und gar nicht den Wegen, die wir Menschen einschlagen, um Widerstände zu überwinden, ja ist ein solcher «Schlag ins Gesicht» allen, die auf dieser Welt in irdischer Weise Sieger werden, dass sich keiner unter uns wundern soll, wenn er hier vor einer steilen Unbegreiflichkeit steht. Gott überwindet die Welt, indem er sie nicht «mit Heer oder Gewalt» schlägt, sondern so, dass er sie siegen, sich zu Tod siegen lässt. So, dass er einen, den er extra dazu auserkoren und den er lieb hat, weil er sein Sohn ist, darhält und ihn totschlagen lässt. Aber diesen einen, in solch besonderer Weise Geschlagenen weckt Gott nach drei Tagen von den Toten auf und schickt ihn zu seinen Schlägern zurück: «Über ein kleines werdet ihr mich nicht sehen, und wieder über ein kleines werdet ihr mich wieder sehen.» Gott lässt die Welt ihr fürchterliches Ziel zunächst völlig erreichen; sie kann ihn totschlagen. Aber dann greift er hinein, streicht den Sieg der Welt durch und ruft über dem aufgesprengten Grab den Sieg des Besiegten aus. Die Menschen gedachten es böse zu machen, aber Gott hat es gut gemacht. Der Vater hat die Niederlage seines Sohnes in einer gewaltigen Umwendung in einen Sieg verwandelt und gleichzeitig den Sieg seiner

Feinde zu einer Niederlage. Und dieser, dieser zwar Gekreuzigte, aber dieser Auferstandene ist es, der hier den Seinigen sagt: «In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.» Er hat sie gerade dort überwunden, wo sie sozusagen am ausgesprochensten «Welt» ist, dort am dunkelsten Ort, dort wo Schuld und Tod in ihrer unbezwingbaren Majestät triumphieren. Dort hat der Vater dem Sohn die Oberhand geschenkt. Und dieser ist es, der hier den Jüngern sagt: «Ich habe die Welt überwunden.» Und diesem kann man dies Wort auch abnehmen. Keinem anderen, der daherkäme mit der Behauptung, er habe die Welt überwunden, würden wir das abkaufen. Wenn einer von den Toten auferstanden ist, dann, ja, dann kann und darf er es mit Recht und in Vollmacht sagen und so, dass man es anzunehmen vermag: «Ich habe die Welt überwunden», ich, der Gekreuzigte und Auferstandene.

Und dann muss er zwar die Seinigen verlassen, sie sozusagen «im Stich lassen». Sie werden allein sein wie Waisenkinder, preisgegeben dem Fürsten dieser Welt. Und der Fürst dieser Welt wird lachen und höhnen, wird die von Gott und Menschen verlassenen Anhänger dieses Jesus verfolgen, so dass sie «weinen und heulen» werden, und er wird sie töten und sich dessen obendrein rühmen. Aber nun ist ja Jesus wiederum nicht irgendeiner, sondern noch einmal der Sohn. Und wiederum hat der Vater beschlossen, den Sohn zwar zu sich zu nehmen, so dass es tatsächlich so aussehen mag, als wäre jetzt seine Schar auf Erden «von allen guten Geistern» verlassen und dem Fürsten dieser Welt ausgeliefert, verkauft und preisgegeben. Aber sieh, der Vater hat auch da einen anderen Beschluss. Er ruft seinen Sohn nicht zu sich, um die Gemeinde auf Erden preiszugeben, sondern Gott wendet auch das wieder selbtherrlich um. Die Himmelfahrt des Sohnes, die Wegfahrt von dieser Erde, soll die Gemeinde nicht schwächen, sondern stärken, nicht zerstreuen, sondern nun erst recht zur Gemeinde sammeln, soll die versprengten

Schafe sammeln und führen und regieren. «Es ist euch gut, dass ich hingehe. Denn so ich nicht hingehe, kommt der Tröster nicht zu euch; so ich aber gehe, will ich ihn zu euch senden.»

Die Rückkehr des Sohnes zum Vater, so hat es wiederum der Vater beschlossen, soll zugunsten der Jünger reichlich wettgemacht werden durch die baldige Sendung des Heiligen Geistes. Der Heilige Geist wird als Beistand bei der verfolgten, in Bann gelegten und getöteten Gemeinde sein. Die verfolgte Gemeinde hat zwar Grund, Angst zu haben; aber sie hat ebenso Grund, nicht zu verzweifeln. Sie hat einen mächtigen Helfer im Kampf gegen den Irrgeist und Ungeist. In ganz besonderer Weise und ausdrücklich ist hier der Heilige Geist der Gemeinde in ihrem verfolgten Zustand verheissen. Nein, die Gemeinde wird nie, nie mehr im Stich gelassen sein. Damit sie nie mehr verlassen sei, dazu hat der Vater es Pfingsten werden lassen. Und da sagt nun Christus vom Heiligen Geist ein wundersames Geheimnis. Wer das fassen könnte! Er sagt, der Heilige Geist werde der Anwalt und Richter der bedrängten Gemeinde sein. Der Heilige Geist werde sich geradezu für die wehrlos gewordene Gemeinde wehren. Der Heilige Geist werde da, wo der Fürst dieser Welt so mächtig sei, dass kein Kläger und kein Richter mehr gegen ihn auftreten könne, selber als Kläger und als Richter antreten: «Und wenn derselbe kommt, dann wird er die Welt strafen um der Sünde und um der Gerechtigkeit und um des Gerichtes willen.» Die Welt will zwar ihre Sünde nie erkennen. Aber der Heilige Geist wird verhindern, dass die Welt jemals sich mit Unkenntnis entschuldigen könnte. Seitdem der Heilige Geist ausgegossen ist, weiss die Welt, was Sünde ist, und wird in Ewigkeit keine Ausrede mehr haben. Und Gott lässt es nicht zu, dass die Ungerechtigkeit das letzte Wort haben wird. Seitdem der Heilige Geist der Gemeinde gesendet ist, bleibt die Gerechtigkeit bei aller Überhandnahme des Unrechts nicht tot und besiegt. Sie meldet sich

immer wieder zum Wort. Ja, die Welt kann nicht mehr zur Ruhe kommen, denn der Heilige Geist selber geht um und straft sie immer neu wieder im Gewissen. Und der armen Gemeinde, die unter der Faust des Fürsten dieser Welt seufzen muss, bezeugt der Heilige Geist als Tröster, dass in Wirklichkeit ja der Fürst dieser Welt gerichtet ist. Das ist wohl der Sinn jener dunklen Worte: «Wenn derselbe (der Heilige Geist) kommt, wird er die Welt strafen um die Sünde und um die Gerechtigkeit und um das Gericht. Um die Sünde, dass sie nicht glauben an mich. Um die Gerechtigkeit aber, dass ich zum Vater gehe und ihr mich hinfort nicht sehet; und um das Gericht, dass der Fürst dieser Welt gerichtet ist.» Der Fürst dieser Welt gerichtet! Mag er sich noch so sehr als Richter und Triumphator aufspielen, er ist dennoch gerichtet. «Das macht, er ist gericht't, ein Wörtlein kann ihn fällen.» Der Fürst dieser Welt gerichtet! Als ich dieses Wort vor einigen Wochen in der Bergeinsamkeit las, da war mir, nur gerade um dieses einen Wortes willen lohne es sich, wieder ins Tal hinunter zu steigen, es den Menschen zu bringen und es ihnen zuzurufen: Seid getrost, ihr alle, die ihr Angst habt, die ihr mit Recht Angst habt, Christus hat die Welt überwunden.

Aber erinnern wir uns noch einmal daran, Christus ist's, der die Welt in ihrer ganzen grauerregenden Macht, der «das grosse Weltgewichte», wie es heisst im Lied, überwunden hat. Nicht wir haben sie überwunden. Nicht wir sind Sieger. Wir tragen, auch als Christen, in dieser Welt deutlich genug selber die Brandmale dieser Welt an unserer Stirne. Wir sind traurig, wir haben Angst, wir weinen und heulen und ärgern uns, wir werden in den Bann getan und getötet. Wir werden auch zerstreut, «ein jeglicher in das Seine», und lassen Christus am bösen Tag allein. Christus ist wirklich allein, der hier als Überwinder angeredet werden kann. Wir alle haben teil an der Welt, an ihrer Armut, an ihrer Not und an ihrer Schuld. Aber seid getrost, auch ihr, die ihr erkannt habt,

was Schuld heisst, die ihr das an Jesus erkannt habt, wie einst die Jünger, als sie ihn verleugneten, seid getrost, er ist stärker auch als diese Schuld. Wir dürfen auf ihn, müssen nicht auf uns schauen, und mit vertrauendem Blick auf ihn getrost sagen: Auch da, wo unser eigen Herz uns verdammt, ist der Fürst dieser Welt überwunden und der Verkläger zum Verstummen gebracht.

«In der Welt habt ihr Angst.» Ja, wir haben Angst, und jeder von uns weiss wohl, was ihn ganz besonders und persönlich ängstet und wo er sich unter den Rädern dieser Welt sieht. Das ist mir klar geworden, als wir vergangene Woche dieses Wort im grossen Saal eines Krankenhauses gelesen haben. Ach, da dachte jedes an seine Welt, und diese persönlich drückende und lastende Welt war ein gequetschter Finger oder ein verstauchtes Bein oder der gereizte Blinddarm, oder eine operierte Niere, oder auch der Gedanke an die Kinder daheim, oder an den Arbeitsplatz, den man unterdessen verlieren könnte, oder das Weh um das ganze, blutige Weltspital. Wie sieht wohl das Weltgewicht aus, das eben jetzt auf jedem von uns persönlich liegt! Aber nun wird uns hier gesagt: Schau auf den, der das ganze Weltgewicht trägt, das ganze: «In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.»

Das Gleichnis vom Weib, wenn es geboren hat

²⁰ Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Ihr werdet weinen und heulen, aber die Welt wird sich freuen; ihr werdet traurig sein; doch eure Traurigkeit soll in Freude verkehrt werden. ²¹ Ein Weib, wenn sie gebiert, so hat sie Traurigkeit; denn ihre Stunde ist gekommen. Wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, dass der Mensch zur Welt geboren ist. ²² Und ihr habt auch nun Traurigkeit; aber ich will euch wieder sehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen. ²³ Und an dem Tage werdet ihr mich nichts fragen. Wahrlich, wahrlich ich sage euch: So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er's euch geben. ²⁴ Bisher habt ihr nichts gebeten in meinem Namen. Bittet, so werdet ihr nehmen, dass eure Freude vollkommen sei. Johannes 16,20-24

«Aber die Welt wird sich freuen.» Die Welt! Damit ist ihr vorderhand das nicht geringe Zugeständnis gegeben, dass sie die Möglichkeit, sich zu freuen, immerhin hat. Es gibt Christen, die sich bemühen, der Welt die Fähigkeit zur Freude überhaupt abzustreiten; aber es kauft ihnen das niemand so recht ab. Denn es ist eben wirklich so, wie hier Christus sagt: Die Welt kann sich freuen. So armselig hat der Schöpfer die Welt nicht geschaffen, dass er ihr nicht auch einen Platz für die Freude verordnet hätte. So wie der Schöpfer in dieser Frühlingszeit, die nun endlich kommen will, das verhaltene Jubilieren der Amsel geschaffen hat, so wie er das Freudengeheul jedes Hundes geschaffen hat, der durch die Felder den Spuren des Wildes nachstreicht, so hat er auch der Menschenkreatur die Fähigkeit zur Freude geschenkt. Nicht nur den Seufzer und das Weinen hat er zugelassen, auch das Jauchzen und das Lachen hat seine Zeit.

Und die Freuden dieser Welt sind merkwürdig stark. Sie sind so stark und anziehend, dass es einem normalen Menschen schwer fällt, sich ihrem Banne zu entziehen. Und die Welt weiss um die Stärke ihrer Freuden, die sie zu bieten vermag. Darum haben noch alle grossen Machthaber der Weltgeschichte ihren Völkern nie nur Brot versprochen. Sie wussten, dass Brot nicht genügt, dass ein Volk, das nur Brot hätte, ebenso serbeln müsste wie eine Pflanze, die nur Wasser und Dünger hätte, der aber die Sonne fehlte. Darum fügen sie zum Versprechen des Brotes das Vergnügen, die Schaustellung, das Spiel. Denn der Mensch will nicht nur leben, er will sich freuen.

Aber nun ist es so, dass diese Freude, so wie die ganze Schöpfung, eben ja nicht mehr so ist, wie sie sein sollte. Es nagt an den Freuden dieser Welt etwas wie ein Wurm. Man kann ihnen nie so recht von Herzen trauen. Die Welt selber weiss das genau. Ihre Spruchweisheit verrät es, wenn sie ehrlicherweise feststellt, dass man «den Tag nicht vor dem Abend lobe» und dass «keine Rose ohne Dornen» blüht. Das haben auch schon die heidnischen Dichter und Weisen des Altertums gewusst, wenn sie darüber klagten, dass zuunterst in jedem Freudenbecher eine trübe Hefe, ein bitterer Bodensatz warte. Daher wohl auch der Brauch, beim Pokulieren das Glas nie ganz bis zur Neige auszuleeren. Es ist das wie eine Scheu, wie eine Angst vor dem, was zuunterst in jedem Freudenbecher dieser Welt kommt, nämlich die Leere. Das ist das Grauen, das aller Freude dieser Welt schliesslich anhaftet, dass diese Freude ein Ende hat. Zuunterst in den Freudenbechern lauert der Tod. Die Welt vergeht, und mit ihr auch ihre Lust. «Doch alle Lust», das hat kein Geringerer als gerade Friedrich Nietzsche, der Fanatiker der Diesseitigkeit, erkannt, wenn er sagt: «Doch alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit.» Sie will gerade das, was sie nicht hat, sie will Dauer, sie lechzt nach Ewigkeit.

Dem gegenüber stellt Christus fest, dass seine Gemeinde in dieser Welt sich nicht freuen wird: «Ihr aber werdet traurig sein.» Auch das hört sich zunächst seltsam an. Man möchte sich am liebsten dagegen wehren und verwahren. Und wie wenn Christus unsere abwehrende Gebärde sähe, leitet er seine Worte in jener feierlichen Weise ein, in der er jeweilen dann zu sprechen pflegt, wenn er Widerstand erwartet: «Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Ihr werdet weinen und heulen, aber die Welt wird sich freuen; ihr aber werdet traurig sein.» Dass ausgerechnet die christliche Gemeinde in dieser Welt «weinen und heulen und traurig sein» soll, ist in der Tat nicht ohne weiteres verständlich. Es gibt innerhalb der christlichen Gemeinde selbst bis auf den heutigen Tag genug Stimmen, die gegen eine solche Zumutung Protest erheben. Es ist ein moderner Geschäftstrick, das Bedienungspersonal auf ein ständiges freundliches Lächeln abzurichten und zu verpflichten. So gibt es auch ein Christentum, das sich, gewiss in guten Treuen und in der besten Absicht, um Christi willen ein stehendes Propandalächeln aufsetzt, sich vor der Welt in stets gehobener Stimmung gibt, als wäre das ganze Christenleben abgestimmt auf die Melodie: «Immer fröhlich, immer fröhlich, alle Tage Sonnenschein.» Hier erfährt die Traurigkeit eine grundsätzliche Ablehnung. Es wird ihr der Platz innerhalb des Christenlebens überhaupt verweigert.

Aber Gott selber ist da in seinem Wort menschlicher und natürlicher. Abraham weint um Sarah. David klagt um seinen Freund Jonathan. Hiob lässt seiner Klage freien Lauf. Nicht von ungefähr gibt es ein Buch in der Heiligen Schrift, das den Titel trägt: «Klagelieder.» Jesus weint über die Städte am See, weint am Grab des Lazarus. Und in der Apostelgeschichte, noch im hellen Licht des allerersten «Pfingstjubels», heisst es nach dem Hinschied des ersten christlichen Märtyrers: «Es bestatteten aber Stephanus gottesfürchtige Männer und hielten eine grosse Klage über ihn.» Da ist keine

Spur von einem obligatorischen Lächeln der Christengemeinde. Sie ist fröhlich mit den Fröhlichen, und sie weint mit den Weinenden. Die Traurigkeit hat in der Gemeinde ihren legitimen Platz.

Ja, es gibt eine christliche Traurigkeit, die kann, und zwar ganz anders als ein unwirkliches Lächeln, zu einem prophetischen Bekenntnis vor der Welt werden. Die Gemeinde hat wahrhaftig heute wie zu allen Zeiten Gelegenheit genug, da, wo viele lachen, eben gerade nicht mitzulachen und da, wo viele jubelnd in die Hände klatschen, eben gerade die Hände beharrlich im Hosensack zu behalten. Die Trauer um den Lauf der Welt und um die Schäden der Zeit hat ihren Platz in der Gemeinde, wenn irgendwo, so gerade hier. Ja, der Christengemeinde steht die Kummernis um Zustände, wie sie nicht sein sollten, ganz besonders gut an, viel besser als ein allzu ungedämpfter Jubel. Diese heilige Kummernis ist nicht «alttestamentlich», solange der Herr der Gemeinde einen Mühlstein an den Hals wünscht dem, der ein Kind an Leib und Seele schädigt. Wenn überhaupt jemand den Schaden der Zeit in seiner ganzen Tiefe erkennen soll, wer ist es denn, wenn nicht die Gemeinde? Die Welt ist dazu nicht fähig. Sie kann darum nicht erkennen, was Finsternis ist, weil sie das Licht nicht gesehen hat. Aber du, Gemeinde, hast das grosse Licht gesehen, darum kann es dir doch nie mehr wohl sein in der Finsternis! Du hast das ewige Leben gesehen. Darum musst du an den Särgen noch ganz anders trauern als die andern, die nicht wissen, was der Tod ist. Du hast die eine köstliche Perle geschaut, darum kannst du dich nicht mehr begnügen mit dem ohnmächtigen Glanz der Perlen dieser Welt. Du hast Brot vom Himmel geschmeckt, darum kannst du dich doch nie mehr satt essen an den Süssigkeiten dieser Welt, kannst nicht mehr anders als hungern und dürsten und fasten! Die du den neuen Himmel und die neue Erde geschaut hast in Gottes Wort, kannst du dich jemals wieder vergaffen am Zauber des alten Himmels und der alten Erde?

Das ist der Grund, warum Christus der Traurigkeit einen legitimen Platz einräumt in seiner Gemeinde.

Aber dazu gab der Herr seiner Gemeinde noch einen ganz anders nahe liegenden Grund: Die Gemeinde hat den Erlöser gesehen. Darum weiss sie um ihre Schuld. Das ist die eigentliche Traurigkeit der Gemeinde, die Kümmeris über sich selber, das Leidtragen um die eigene Schuld. Die Welt kennt die Schuld dann, wenn sie üble und schmerzliche Folgen zeitigt, die Gemeinde aber weiss um eine Schuld, die nach Vergebung schreit. Darum will uns das Drauflossündigen doch einfach nicht mehr fröhlich und ungehemmt gelingen! Es raubt uns das Lächeln vom Mund und den Glanz aus den Augen und die Freude aus dem Herzen. So manches, woran der Weltmensch scheinbar harmlos und ungebrochen seinen Genuss und sein Vergnügen finden kann, drückt den Christenmenschen zu Boden, weil er Christus gesehen hat. Weil Christus diese Traurigkeit – Paulus nennt sie die göttliche Traurigkeit – kennt, darum weist er ihr in der Gemeinde in so hochfeierlicher, fast beschwörender Weise den Platz an, der ihr gebührt: «Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Ihr werdet weinen und heulen, aber die Welt wird sich freuen, ihr aber werdet traurig sein.»

Freilich von dieser göttlichen Traurigkeit der Gemeinde Christi ist nun genau das Gegenteil von dem zu sagen, was wir an den Freuden dieser Welt schliesslich haben feststellen müssen: Zuletzt wird die göttliche Traurigkeit zur Freude. Wer den Kelch dieser Traurigkeit ergreift, wer ihn nicht beiseite schiebt, sondern in Händen behält, wenn auch unter Zittern und Zagen, und wer ihn zu Ende trinkt, dem geht es, wie wenn wir als Kinder Zuckerwasser tranken: Zuunterst ist's jeweilen süss geworden, unbeschreiblich süss. Der Rest dieses Kelches ist darum süss, weil unten die Vergebung wartet. Wer den Kelch der Reue und der Busse trinkt, der gelangt zur Süsse der Vergebung und des ewigen Lebens: «Doch eure Traurigkeit soll in Freude verkehrt werden.»

Das ist die unerhörte Umkehrung, um die ein Christenmensch in allem Kreuz und Leid wissen darf: In dieser Welt geht es durch Licht, oft durch gleissendes und grelles Licht, zur Finsternis; im Reich Gottes aber geht es durch Finsternis, oft durch tiefe Finsternis, zum Licht. In dieser Welt geht es durch Leben, oft durch strotzendes, sprühendes Leben, zum Tod; im Reich Gottes aber geht es durch Tod, oft durch schmerzliches und lang andauerndes Sterben, ins Leben. In dieser Welt geht es durch Freude zum Leid; im Reich Gottes aber geht es durch Leiden zur Herrlichkeit, durch Traurigkeit zur Freude. Hier hat die Freude das letzte Wort, weil Gott das letzte Wort hat. Das ist die grosse Umkehrung, die Christus meint mit den Worten: «Doch eure Traurigkeit soll in Freude verkehrt werden.»

Aber nun trauen wir dieser Umkehrung noch nicht so ganz, und zwar mit Recht. Wir möchten mehr und Genaueres darüber wissen, möchten wissen, wie das zugehe, wenn wir eben sagten, «es gehe» durch Trauer zur Freude. Wie, wie «geht es» denn? Was für eine Kraft bewirkt denn diese unerhörte Umkehrung? Handelt es sich dabei um eine Art geistiger Gesetzmässigkeit, da nach einer gewissen Zeit der Trauer, ähnlich wie der Rückschlag eines Pendels, die Freude kommt, so wie nach der Nacht der Tag anbricht, auf den Winter der Frühling, nach dem Regen der Sonnenschein, oder wie mir letzthin einer sagte, er habe in seinem Leben dann schliesslich «immer wieder den Rank gefunden»?

Das wäre jedenfalls eine sehr ungewisse Sache, deren wir uns nicht recht freuen dürften. Wer verbürgt uns, dass die Weisheit: «Nach dem Regen kommt Sonnenschein» auch wirklich eintrifft? Könnte es nicht auch einmal zur Abwechslung ebenso gut heissen: «Aus dem Regen in die Traufe»? Sollen wir uns der Botschaft von der grossen Umkehrung wirklich freuen, dann brauchen wir dafür einen Bürgen. Eines blossen Zufalles kann der Mensch sich nie ganz freuen. Dieser Bürge aber ist niemand anders als Christus

selbst. Er ist der Gewährsmann dafür, dass die Traurigkeit der Gemeinde sich tatsächlich in Freude verkehrt. Er selber ist die grosse Wende der Traurigkeit in Freude. Nicht umsonst ruft in jener Nacht, da er zur Welt kommt, der Engel vom Himmel herab die Worte: «Siehe, ich verkündige euch grosse Freude, die allem Volk widerfahren wird.» So und nicht anders «geht es» durch Traurigkeit zur Freude.

Diese Umkehrung kommt also nicht von selbst. Sie ist gewollt und geplant, und es ist einer da, der sie durchführt. Diese Freude ist keine wohlfeile Sache. Sie ist erkämpft, erstritten und erlitten. Es klebt Blut an dieser Freude. Weil Christus am Kreuz gestorben und am dritten Tag auferstanden ist, darum und einzig darum «soll eure Traurigkeit in Freude verkehrt werden». Wir wissen genau den Ort und die Zeit der grossen Umkehrung. Dort, zwischen Karfreitag und Ostern, dort hat sich die Wende vollzogen, dort wurde die Achse gedreht, dort hat sich die Traurigkeit in Freude verkehrt. Weil Christus den Kelch, bis an den Rand gefüllt mit Schuld und mit dem Tod der Welt, bis auf den Grund geleert hat, darum ist für jeden, der glaubt, der Kelch göttlicher Traurigkeit Leben und Freude, und darum steht bis auf den heutigen Tag immer wieder ein Tisch inmitten der Gemeinde und darauf ein Kelch, ein Kelch des Heils, des Lebens und der Freude.

Sein Leiden am Kreuz, das er allein leiden kann und muss, wirft allerdings zunächst auch auf seine Jünger gewisse Schatten. Es gehört zur Demut Jesu, dass er, der das Kreuz allein tragen muss, hier dennoch von einer Art «Mitleidenschaft» seiner Jünger spricht. Dann, wenn sie ihren Hirten geschlagen sehen, dann wird auch die Herde zerstreut. Wenn sie die Bosheit über ihn werden triumphieren sehen, dann werden sie «weinen und heulen». Wem sollte es dann nicht ums Heulen sein? Ihre Traurigkeit wird dann so gross sein, dass sie dieselbe gar nicht aushalten könnten, wenn sie nicht «nach einer kleinen Weile» vorbei wäre. Ihre

«Mitleidenschaft» wird vorübergehen wie eine Geburt: «Ein Weib, wenn sie gebiert, so hat sie Traurigkeit; denn ihre Stunde ist gekommen. Wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst, um der Freude willen, dass der Mensch zur Welt geboren ist. Und ihr habt auch nun Traurigkeit. Aber ich will euch Wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen.»

Damit erinnert Jesus an jene merkwürdige Beobachtung, die mir schon von mehr als einer Mutter bestätigt wurde, nämlich, dass unsere Mütter wohl die Schmerzen einer Zahnextraktion oder irgendeiner Operation im Gedächtnis behalten, nicht aber die Wehen der Geburt, die doch nach dem ganzen Umfang der Verwundung so gross sein müssten, dass kein Mensch sie aushalten könnte. Die Wehen kann sich die Mutter einige Zeit nach der Geburt nicht mehr völlig vergegenwärtigen. Der Schöpfer hat in seiner Freundlichkeit dafür gesorgt, dass sie in der Erinnerung verblasen über der Freude am Kind. So nun, wie die Wehen der Geburt Schmerzen besonderer Art sind, so sind auch die Wehen derjenigen, die Christus das Kreuz nachtragen, Schmerzen besonderer Art. Es erfüllt sich daran etwas von der Verheissung, dass sein Joch sanft ist und seine Last leicht. Damit erhält die Gemeinde einen wichtigen Hinweis auf den geheimnisvollen Vorgang dessen, was man Martyrium nennt. Die Not des Märtyrers ist ähnlich der Not der werdenden Mutter; sie ist getragen von der Erwartung dessen, um was es dabei geht. Vielleicht gäbe es in der christlichen Kirche gar keine Märtyrer, wenn die Märtyrerleiden nicht den Geburtswehen gleichen würden. Hierher gehört wohl auch jenes überaus tröstliche Wort, das Jesus von den Wehen der Endzeit sagt, dass niemand sie aushalten würde, wenn «die Zeit nicht verkürzt würde». «Wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, dass der Mensch zur Welt geboren ist.»

Das «Weinen und Heulen» der Jünger um ihren gekreuzigten Herrn hat nun allerdings nicht nur den Sinn eines reinen Martyriums. Die Jünger leiden nicht ohne Schuld. Der da am Kreuz, das wissen die Jünger, leidet für sie und ihre Schuld. Eine «kleine Weile» scheint alles aus und vorbei, keine Hoffnung, keine Vergebung ist mehr, nur noch ihre Schuld steht in ihrer erdrückenden Grösse vor ihnen. Wir sehen das Weinen des Petrus draussen vor der Mauer; wir hören die todtraurigen Reden der beiden Emmausjünger. Das ist das «Weinen und Heulen» der Schuld, die da unvergeben auf dem Gewissen lastet. Sie haben Jesus aus den Augen verloren und wissen nicht wohin mit ihrer Schuld. Kennen wir solches «Weinen und Heulen» nicht auch? Wissen wir nicht um Zeiten, Tage und Wochen, da wir arm sind an Vergebung, arm an Hoffnung und an Freude? Da wir mit beschwerten Gedanken und verklagtem Gewissen uns durch die Tage schleppen und durch die Nächte wälzen? Ja ich bin überzeugt, dass jetzt einer da ist, vielleicht nur einer, aber dann predige ich eben heute für diesen einzigen, dem es ums Heulen zumute ist und der jetzt am liebsten hinauslaufen und hinter irgendeiner Mauer seinem Schmerz freien Lauf lassen möchte, weil er den trostvollen Anblick Jesu verloren hat. Gerade ihm gilt die Botschaft, die nicht umsonst die frohe Botschaft heisst, das Wort vom Wiedersehen, von einem Wiedersehen in Freuden, nachdem sie ihn «über ein kleines» nicht mehr gesehen haben: «Und ihr habt auch nun Traurigkeit. Aber ich will euch Wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen.»

Aber wie, wenn andere dasitzen, und sie sind da, sie sind zahlreich da, denen diese Frohbotschaft nichts sagt, die sich vielleicht sogar darüber langweilen? Die nichts im Herzen tragen als jene Lauheit und Empfindungslosigkeit, die uns weder jubeln noch heulen lässt, jenes Zwischendrin, da man nicht mehr mit der Welt sich freuen kann, weil man den

ganzen Zauber dieser Freuden durchschaut hat, da man aber auch noch nicht mit der Gemeinde an der göttlichen Traurigkeit, die das Leben und die Freude wirkt, teilhaben kann, da man sozusagen zwischen Stuhl und Bank drin sitzt und nichts hat? Das ist wohl die grösste Not, wenn es so um dich steht. Jesus aber hat sicher auch diese Not im Auge, wenn er den freundlichen Rat erteilt: «Bittet!» Und wenn er diesen Rat nun noch einmal in jener betuernden Weise einleitet: «Wahrlich, wahrlich ich sage euch: So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er's euch geben. Bisher habt ihr nichts gebeten in meinem Namen.» Auf wie viele unter uns trifft das wohl wörtlich zu, dieses «bisher habt ihr nichts gebeten in meinem Namen»? Fangen wir doch an, im Namen Jesu, unter Berufung auf Jesus den Vater daran zu erinnern, dass Christus unsere Traurigkeit in Freude verkehrt hat. Dieses Beten im Namen Jesu hat volle Aussicht auf Erhörung: «Bittet, so werdet ihr nehmen, dass eure Freude vollkommen sei.»

Vollkommene Freude. Was ist das? Das ist's, was wir alle möchten. Das ist's, was uns letztlich heute Morgen hier zusammenführte, die Sehnsucht nach einer Freude, die vollkommen wäre. Eine Freude bis auf den Grund, eine Freude bis zuletzt, eine Freude, die weder durch die Zeit noch durch irgendeinen Umstand uns könnte geraubt werden, das wäre vollkommene Freude. Diese wächst nicht auf dieser Welt. Sie kommt vom Himmel und ist gewirkt durch den Geist. Das ist «die Freude im Heiligen Geist». Wer den Vater im Namen des Sohnes bittet, soll dieser Freude teilhaftig werden. Weil diese Freude vom Himmel stammt, darum ist sie von nichts in dieser Welt abhängig. Wenn heute einer unter uns ist, der in seinem Leben jetzt weit und breit keine Möglichkeit der Freude mehr weiss und erblickt, der vernehme, dass es jetzt noch eine Möglichkeit der Freude für ihn gibt, die vollkommene Freude, die uns niemand geben, aber auch niemand nehmen kann.

Diese vollkommene Freude ist eine Kraft. Man liest in letzter Zeit häufig Reise- und Wochenend-Reklamen unter dem Schlagwort: «Kraft durch Freude.» Ja, Kraft durch Freude. Die Freude schafft Kraft. Aber es kommt drauf an, was für Freude und was für Kraft. Vollkommen ist eine Kraft dann, wenn sie die Welt und die Hölle und den Tod zu überwinden vermag. Es ist nicht von ungefähr, dass man die vollkommene Freude etwa auf dem Antlitz Sterbender erkennen darf. Ich denke an das Wort jenes Todkranken, das ich nicht so bald wieder vergesse: «Man redet oft so leicht vom Hinüberschlummern, man redet so leicht von der ewigen Heimat, aber wenn's dann ans Sterben geht, dann ist alles noch ein bisschen anders. Aber das Evangelium bleibt dennoch Evangelium.» So ist die vollkommene Freude. Sie bleibt im Angesicht des Todes dennoch Evangelium. Bittet, so werdet ihr nehmen, dass eure Freude vollkommen – bis zum letzten Atemzug und darüber hinaus bis in die Ewigkeit – vollkommen sei.

Der Hohepriester: Seine Person

¹ Solches redete Jesus, und hob seine Augen auf gen Himmel und sprach: Vater, die Stunde ist da, dass du deinen Sohn verklärest, auf dass dich dein Sohn auch verkläre; ² Gleichwie du ihm Macht hast gegeben über alles Fleisch, auf dass er das ewige Leben gebe allen, die du ihm gegeben hast. ³ Das ist aber das ewige Leben, dass sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesus Christus, erkennen. ⁴ Ich habe dich verklärt auf Erden und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, dass ich es tun sollte. ⁵ Und nun verkläre mich du, Vater, bei dir selbst mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war. Johannes 17,1-5

Das wollen wir uns hier, gleich am Eingang des «hohepriesterlichen Gebetes», sagen und, will's Gott, durch den Heiligen Geist bestätigen und in unsere armen Herzen schreiben lassen: Christus «hat vollendet das Werk, das ihm der Vater gegeben hat, dass er es tun sollte». Lassen wir uns nicht mehr durch den entmutigenden Eindruck niederhalten, Gott habe nichts getan in dieser Welt und für uns Menschen. Und lassen wir uns auch nicht mehr in jene törichte Wichtigtuerei und Selbstüberschätzung hineinhetzen, als hinge Gottes Werk auf Erden von uns, von einem jeden einzelnen unter uns, ab, als wäre Gottes Sache auf Erden verloren, wenn wir versagen würden! So sind die Könige dieser Welt dran. Die sind von ihren Leuten abhängig und verloren, wenn nicht «der hinterste Mann auf seinem Posten steht». Aber so ist Gott nicht dran. Ohne uns zu fragen und ohne uns zu rufen und ohne uns zu benötigen, hat Gott auf dieser Erde sein Werk vollenden lassen ganz allein durch seinen Sohn. Sie haben ihm nicht nachzuhelfen brauchen, als wäre er schwach und unser bedürftig, nein, nein, wir glauben an einen Gott, der mit seiner Sache selber fertig zu werden vermag. Ja diejenigen, die es unternahmen, ihm nachzuhelfen, und die

meinten, ihm zu Hilfe eilen oder gar seine Sache retten zu müssen, die sind je und je elendiglich zerbrochen an diesem Unterfangen. Es bleibt dabei, Gemeinde, mag es uns passen oder nicht, mag es uns noch so ärgern, es bleibt bei dem, was Christus hier sagt: «Ich habe vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, dass ich es tun sollte.»

Worin aber besteht das Werk, das ihm der Vater übergeben hat, und von dem er nun sagt, er habe es vollendet? Christus sagt, es bestehe darin, dass er seinen Vater hier auf Erden – und nun kommt's, dieses uns etwas fremdartige Wort, das sich wie eine helle Spur durch dieses hohe Kapitel zieht – dass er seinen Vater hier auf Erden «verklärt» habe: «Ich habe dich verklärt auf Erden.» «Verklären!» – wie geht das zu? Wie hat er seinen Vater verklärt? Was können wir uns darunter vorstellen? Christus hat seinen Vater zunächst einmal ganz schlicht damit verklärt, dass er aus dem Jenseits, wo er von Ewigkeit her war, in die Zeit hereinkam und Mensch wurde, so Mensch wurde, dass er geradezu sagen kann: «Wer mich sieht, der sieht den Vater.» So hat der Sohn den Vater verklärt, dass er den ewig Unsichtbaren gleichsam «sichtbar» machte hier auf Erden. Und er hat den Vater Schritt um Schritt, Fussbreit um Fussbreit, bis zum letzten Atemzug, sichtbar gemacht. Mit jedem Bissen Brot, den er bricht, schaut er demonstrativ zum Himmel, um dem Vater die Ehre und den Dank zu geben vor den Menschen. Und er macht die Ehre Gottes da sichtbar, wo sie auf dieser Erde am schrecklichsten zerstört und bis zur völligen Unkenntlichkeit verwüstet ist, gerade da, wo man dieser armen Erde auch nicht mehr im Entferntesten hätte ansehen können, dass sie Gottes Erde ist. An Blinden und an Lahmen, an Aussätzigen und an Armen, auch an Reichen, selbst an Toten hat er den Ruhm des Vaters weithin sichtbar aufglänzen lassen. In einer abgefallenen Welt, die in Finsternis und Unwissenheit verstrickt ist, in einer Welt, die gefangen ist in Gleichgültigkeit oder Hass gegen Gott und seine Sache, die täglich den

Namen Gottes missbraucht, in einer solchen Welt missbraucht er den Namen Gottes nicht, sondern braucht diesen Namen zur Ehre Gottes, nennt ihn, bittet und lehrt uns beten: «Dein Name werde geheiligt.» So geht dies Verklären vor sich, so dass er ganz dem Staub dieser Erde entlang, ja da, wo die Erde am staubigsten ist, die Gebote seines Vaters im Himmel aufrichtet und den Willen Gottes respektiert bis zum Gehorsam am Kreuz. Es ist der bis zum Kreuz Mensch Gewordene, der nun hier vor dem Vater steht und sagt: «Ich habe dich verklärt auf Erden und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, dass ich es tun sollte.»

Dadurch aber, dass Christus dies Verklärungswerk vollendet hat auf Erden, ist er für die arme Welt der «helle Morgenstern» geworden, ist geworden das «Licht der Welt». Und wer diesem Licht nachgeht, der wird nicht mehr im Finstern wandeln. Und wer in diesem Lichte steht, der steht nicht mehr in der Finsternis, sondern ist ein Kind des Lichtes geworden. Aber er ist das Licht der Welt, nicht wir. Er hat vollendet sein Werk und den Vater verklärt, nicht irgendein anderer. Wer einen anderen sucht, der das getan und gekonnt hätte, der soll ihn nur suchen, wenn er nicht vergebene Mühe scheut. Es gibt deren genug, die auf der Suche sind nach Menschen, an denen sie die Verklärung Gottes schauen könnten. Ihr alle, die ihr seit Jahr und Tag auf Erden Umschau haltet nach einem Menschen, an dem ihr endlich einmal sehen könntet, dass Gott ist, ihr habt nur zu recht mit eurer bitter enttäuschten Klage, ihr hättet noch nie einen Menschen getroffen, der Gottes Gebote halte und «ein wirklicher Christ sei», an dem man endlich einmal einen Beweis hätte für Gottes Dasein. Ihr habt nur zu recht. Ihr könnt gehen, so weit euch eure Füße tragen, ihr werdet ihn kaum finden, den Menschen, der euch nicht enttäuschen wird. Eben nicht *wir* haben den Vater verklärt. Dazu war schon Christus nötig. An was für einem kleinen Ort hat doch immer wieder das Platz, was wir auch im besten Leben zur Ehre

Gottes zu tun vermögen. Sei froh, wenn du ihm nicht Schande über Schande bereitest. Sind wir nicht alle Kinder mit schmierigen Fingern, die an allem, was sie anrühren, Tatzen hinterlassen? Und wir meinen, Gott verklären zu können? Aber nun ist er gekommen in die Welt, gekommen mit dem ganz bestimmten Auftrag, den Vater im Himmel hier zu verklären. Und er hat den Auftrag erfüllt. Der Vater im Himmel ist verklärt, ist ein für allemal verklärt auf Erden. Wer einen Beweis für die Existenz Gottes sucht, der schaue auf Christus. Schau nicht auf Menschen. Verflucht ist, wer sich auf Fleisch verlässt. Schau auch nicht aufs grelle Irrlicht weithin scheinender Tagesereignisse. Da ist Gottes Herrlichkeit nicht zu sehen. Der «Gott der Geschichte» bleibt ein Gott des Blutes und der Tränen. Schau auch nicht auf unsere Kirchen- und Kapellenlichter. Die Kerzen, die wir hier zur Ehre Gottes aufzustellen versuchen, «russen» ja doch alle mehr oder weniger. Schau auch nicht auf das sorgfältig und nobel abgedämpfte Licht unserer Studierstuben und Weisheitstempel. Da wird längst nicht einmal mehr der Versuch gemacht, Gott zu verklären. Schau auf den, dessen besonderer und einmaliger Auftrag es war, den Vater hier auf Erden zu verklären. Schau ausschliesslich auf ihn. Hier ist Engstirnigkeit eine Tugend. Von der Person des Sohnes her, der hier vor dem Vater steht, wird es hell. Vom Angesichte Jesu Christi her kommt jener helle Schein in unsere Herzen, von dem der Apostel Paulus sagt: «Denn Gott, der da hiess das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, dass durch uns entstünde die Erleuchtung von der Erkenntnis der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi» (2. Kor. 4).

Das ist es, was wir nun weiter hören hier: Weil Christus den Vater auf Erden verklärt hat, darum gibt es jetzt unter uns Menschen hier auf Erden das, was man Gotteserkenntnis nennen darf. «Das ist aber das ewige Leben, dass sie dich und den du gesandt hast, Jesus Christus, *erkennen*.» Man

kann jetzt und hier Gott kennen. Ich sage mit Bedacht und ausdrücklich «jetzt». Es kommt in letzter Zeit eine Finsternis daher, die zwar immer vorhanden war, aber es ist ihr jetzt eine besondere Stunde zusammengeballter Macht verliehen. Es kommt jetzt einfach an den Tag, dass ein Mensch dieser dunklen Macht nicht gewachsen ist auf Erden. Wer zum Beispiel meint, er habe dafür zu sorgen, dass es hell bleibt in der Welt, er sei dafür haftbar, dass die Menschen zur Erkenntnis Gottes und Christi kommen, sehe zu, dass er sich jetzt nicht hintersinne. Ihr Eltern, die ihr bedrängten Gewissens eure Kinder jetzt in diese Finsternis hinein schreiten seht, ohne ihnen folgen und ohne sie entscheidend bewahren zu können, ihr alle, die ihr euch irgendwo in der Kirche dafür verantwortlich wisst, dass möglichst viele Menschen, dass alle Menschen zur Erkenntnis Gottes gelangen, ihr alle, die ihr das Anliegen der inneren und äusseren Mission auf dem Herzen tragt und erkennen müsst, die Finsternis rollt übermächtig, unwiderstehlich heran – ihr alle, werfet jetzt eure Sorge auf den Hohenpriester, der das Werk des Vaters so vollendet hat, dass er ihn verklärte auf Erden, damit die Menschen zur Erkenntnis Gottes und Christi kommen. Müssten wir «Reichsgottesarbeiter» jetzt auf uns schauen, wir würden kurzweg platt gedrückt von der Wucht der Widerstände. Aber schaut nicht auf uns Pfarrer und auf uns «kirchliche Laien», schaut auf Gott und stellt seine Sache auf ihn und auf ihn allein. Er hat das Werk des Vaters so vollendet, dass es jedem Widerstand wird gewachsen sein. Gewiss, es hat sich jetzt ein Sturm erhoben, der allerlei Lichter, auch Kirchen- und Kapellenlichter, zu löschen vermag. Gott erbarm sich unser. Aber kein Sturm wird mehr das Feuer löschen, das auf die Erde zu werfen Christus gekommen ist: «Das ist aber das ewige Leben, dass sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesus Christus, erkennen.»

Hier wird es hell. Und hier bleibt es hell. Hier ist der Vater verklärt. Aber wie, wenn ich das nicht fassen kann? Wenn die Nacht, die jetzt über den Völkern angebrochen ist, einem das Gemüt umdüstert, wenn Schwermut sich anzumelden beginnt? Wie, wenn das Licht wohl scheint, aber in mir bleibt es leer, bleibt es finster, bleibt es kalt? Aber schau jetzt auch nicht in dich hinein, wo es vielleicht tatsächlich finster ist, kalt und leer. Schau jetzt von dir weg, schau jetzt auf den ewigen Hohenpriester, ganz nur auf sein Angesicht hin. Da ist der Vater verklärt auf Erden. Oder wie, wenn es tatsächlich so wäre, was letzthin ein Naturwissenschaftler in dürren Worten festgestellt hat, indem er sagte: «Die Glaubensfähigkeit nimmt im heutigen Menschengeschlecht rapid ab»? Wie, wenn sie eines Tages bis zum letzten Rest geschwunden wäre, diese Glaubensfähigkeit? Aber ich möchte fragen: Hat Gott seine Sache hier auf Erden auf unsere Glaubensfähigkeit gebaut, oder auf das Werk, das Christus für uns vollendet hat? Glaubensfähigkeit hin, Glaubensfähigkeit her, der Sohn hat den Vater verklärt auf Erden und hinzugefügt: «Das ist das ewige Leben, dass sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, erkennen.»

Aber wie, wenn ich nicht *will*? Wenn ich wohl Zeiten habe, da ich das Verklärungslicht sehen möchte und mich möchte hineinziehen lassen, aber dann will ich plötzlich wieder ganz und gar nicht? Wenn die natürliche Faulheit des Fleisches wieder obenauf kommt, so dass alle Stränge reißen, und wenn die Trägheit des Herzens sich wie Blei in meinen Tag hineinlegt, so dass ich bestimmte Sünden immer wieder mehr liebe denn Gott? Wie, wenn du seit Jahr und Tag alle Morgen und alle Abende bittest: «Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz, und gib mir einen neuen, gewissen Geist», aber ach, es ist so wenig, kaum der Mühe wert, was wirklich an Neuem zu sehen wäre an dir! So wenig, dass es auch im besten Fall bei beschämenden Anfängen bleibt, und dass solche Erneuerung, wenn's gut geht, den Wert und die Bedeutung

kleiner Zeichen behält! Ist das denn nicht zum Verzweifeln? Es wär's, ja, es wäre zum Verzweifeln, wenn du auf dich und dein Herz schauen müsstest. Aber wer befiehlt dir denn, auf dich zu schauen? Trotz deiner und trotz deines Herzens hat Christus auf Erden den Vater verklärt. Ja gerade darum, weil es um unser Herz so steht, hat er sein Werk auf dieser Erde unternommen, ohne uns zu Hilfe zu rufen, weil er wusste, wie sehr er und wie sehr der Vater im Stich gelassen wäre, wenn er auf unser Herz hätte bauen wollen. Das gerade ist ja schliesslich die rechte Erkenntnis des Vaters und des Sohnes, dass er dennoch der Vater ist, und dass Christus darum Christus ist, weil er sich meiner Schwachheit priesterlich, das heisst eben stellvertretend, erbarmt.

An unserer Schwachheit hat Christus den Vater verklärt, so verklärt, dass er uns das ewige Leben brachte: «– gleichwie du ihm Macht hast gegeben über alles Fleisch, auf dass er das ewige Leben gebe allen, die du ihm gegeben hast. Das ist aber das ewige Leben, dass sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesus Christus, erkennen.» Wir fangen in letzter Zeit wieder ganz besonders an, darüber nachzudenken, was das heisst: «Leben». Was für eine ungesicherte und bedrohte Sache ist doch jetzt das geworden, was wir unter «Leben» verstehen! An was für einem blöden Faden sehen wir dies Leben jetzt hängen! Wie ganz anders fangen wir jenes Lied wieder an mitzusingen, das mit den Worten beginnt: «Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfängen.» Und nun sagt Christus uns, die wir ganz besonders arm sind da, wo es sich um unser Leben handelt, nicht nur ein achtzigjähriges, auch nicht nur ein hundertjähriges oder tausendjähriges, sondern gleich ein *ewiges* Leben zu. Ewiges Leben! Da wird es klar, dass unsere Hände nicht taugen, dies zu fassen. So wenig unsere Hände dazu geschaffen sind, glühende Kohlen zu halten, so wenig sind wir geeignete Träger des ewigen Lebens. Wir sind Fleisch. Je krautiger wir uns benehmen in dieser kurzen Erdenzeit, umso

deutlicher kommt's heraus, dass wir Fleisch sind. Das Fleisch verdirbt wie abgehauenes Gras und wie die Blume auf dem Felde. So schlimm es steht um unsere Glaubensfähigkeit, so schlimm steht es um unsere Lebensfähigkeit. Oh, ich verstehe sie, verstehe sie nur zu gut, die angesichts dieses Tatbestandes es nicht zu fassen vermögen, dass wir, *wir!* ewig leben sollen. Wem die Hinfälligkeit allen Fleisches Not bereitet, ist manchmal gläubiger, als wer allzu rasch und pausbackig vom ewigen Leben redet, als wäre das eine Selbstverständlichkeit. Aber Gott sei es gedankt. Nicht auf unsere Lebensfähigkeit baut und schaut Christus, wenn er uns das ewige Leben zusagt, sondern auf die Tatsache, dass ihm der Vater «über alles Fleisch hat Macht gegeben». Nicht wir haben das ewige Leben in unseren fleischernen Händen zu tragen, sondern er trägt es in seinen Händen, die eigens dazu auf diese Erde gekommen sind, um uns das ewige Leben zu bringen. Nicht wir, Gott sei es gedankt, nicht wir sind die Träger des ewigen Lebens, sondern er ist vom Vater zum Träger dessen gemacht, was sonst kein Fleisch tragen könnte. Ihm ist Macht gegeben über alles Fleisch. Und nun lasst die Totenglocken heulen, lasst den Tod würgen, lasst die Krematorien brennen, lasst die Würmer fressen, was zu fressen ist, unser ewiges Leben ist in guten Händen. «Gleichwie du ihm Macht hast gegeben über alles Fleisch, auf dass er das ewige Leben gebe allen, die du ihm gegeben hast.»

Nun aber ist zu beachten, dass hier Christus als einer redet, der selber noch im Fleisch ist. Er steht hier am Vorabend seines Kreuzesleidens. Seine Passion hat er nicht hinter, sondern noch vor sich. Er wird bald von den Menschen erniedrigt, verwüstet und geschändet werden. In dieser Stunde seiner völligen Verhüllung wird selbst die Sonne ihre Klarheit verlieren. In dieser Stunde wird es offenbar werden, dass der Mensch, auch der fromme Mensch, nicht nur nicht imstande ist, Gott zu verklären, sondern dass dieser Mensch sogar fähig wird zum äussersten Gegenteil von dem, was man

Verklärung Gottes nennen könnte: Der Mensch kreuzigt den Sohn. Aber durch diese Stunde hindurch vollendet Christus nun erst recht das Werk des Vaters, verklärt den Vater im Himmel bis dort, wo wir ihn rufen hören: «Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.» Und drei Tage nach diesem letzten steilen Wegstück zum Kreuz hinauf wird es vor aller Welt an den Tag kommen, wie der Vater den Sohn verklärt und ihm einen Namen gibt, der über alle Namen ist. Am Ostertag sehen die Jünger ihren Herrn in seiner sieghaft strahlenden Herrlichkeit. Im Geheimnis der Ostern kommt es an den Tag, wie der Vater dem Sohn Macht gegeben hat über alles Fleisch und wie allen, die den Sohn erkennen, das ewige Leben zuteil wird: «Solches redete Jesus und hob seine Augen auf gen Himmel und sprach: Vater, die Stunde ist da, dass du deinen Sohn verklärest, auf dass dich dein Sohn auch verkläre.»

Und nun, nachdem der Sohn wie ein Knecht nach getanem Tagewerk sich vor den Vater hingestellt und ihm gesagt hat: «Ich habe dich verklärt auf Erden und vollendet das Werk», nun bringt er dem Vater die Bitte dar: «Und nun verkläre mich du, Vater, bei dir selbst mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war.» Man hat gesagt, das sei das einzige Gebet, das Jesus in eigener Sache gebetet habe. Aber wenn man genauer hinhört, trifft das nicht zu. Christus bittet auch hier im Grunde genommen nicht für sich. Nicht um seinetwillen erbittet er sich vom Vater die Verklärung aus, sondern um unsertwillen und im Blick auf diese arme Erde. Wohl weiss er, dass er hienieden in seiner Menschengestalt das Werk des Vaters vollendet hat. Das Tagewerk, das ihm vom Vater zwischen Weihnacht und Karfreitag eingeräumt war, geht nun zwar zur Neige. Aber damit gedenkt Christus nun, und wir sagen noch einmal, Gott sei es gedankt, noch nicht Feierabend zu machen. Christus hört «das Seufzen aller Kreatur, die sich noch immerdar ängstet». Dies Seufzen darf nicht ewig bleiben. Er weiss um den Tag der letzten

Vollendung, da der Herr «die Gefangenen Zions erlösen wird». Er wird als «Erstling aller Auferstandenen» nicht allein bleiben, es wird ein Tag kommen, da alle Gräber sich öffnen und das Meer seine Toten wiedergeben wird. Was jetzt nur zeichenhaft geschieht auf Erden, das wird in einem neuen Himmel und in einer neuen Erde vollendet werden. Bis zu dieser letzten Vollendung gibt es noch vieles zu tun für Christus. Wenn er nun am Ende seines Erdentages vom Vater die Verklärung erbittet, dann hat das den Sinn, dass er sich damit dem Vater sogleich wieder zur Verfügung stellt fürs Tagewerk, das seiner in der Erhöhung wartet. Er wird bald von der Ewigkeit her als ewiger Hohepriester das Werk des Vaters weitertreiben und nicht ruhen, bis dass er erscheinen wird in seiner Herrlichkeit, und alle heiligen Engel mit ihm.

Der Evangelist Matthäus berichtet von jenen drei Jüngern, die dem Herrn bis auf den Berg der Verklärung folgen dürfen, dass dort ein Moment eintritt, da sie auf ihr Angesicht fielen und ihre Augen verhüllten, weil sie nicht wagten, die Herrlichkeit Gottes zu schauen. Ähnlich sind wir hier dran. Wir sind in diesem 17. Kapitel Zeugen einer einsamen Zwiesprache zwischen Vater und Sohn. Diese geht hoch über unsere Köpfe hinweg. Und doch geht sie uns an. In unserer Sache steht der Sohn priesterlich vor dem Vater. Darum hindert er es nicht, dass menschliche Augen und Ohren hier als Zeugen zugegen sind und wie aus weiter Ferne die hohen Worte auffangen dürfen mit ihren unzulänglichen irdenen Gefäßen. Aber von sehr hoch oben kommen sie zu uns Menschen herüber, diese Worte. Wir sind es ja zwar als Schweizer gewohnt, an hohe Berge hinaufzuschauen. Einigen von uns ist es sogar auch schon vergönnt gewesen, Viertausender zu besteigen. Hier aber hört das Besteigen für uns Menschen auf. Hier schauen wir hinüber zu den Bergen, die alle anderen Berge überstrahlen. Das sind die wahrhaft ewigen Berge, von denen uns Hilfe kommt. Hört nicht auf, aus aller Nacht

und Not heraus hinüberzuschauen und euch hinzugeben an diesen hohen und fernen Glanz. An diesem Trachten nach der Herrlichkeit Gottes wird dies Geschlecht gesunden, gesunden zum ewigen Leben.

Der Hohepriester: Sein Dank

⁶ Ich habe deinen Namen offenbart den Menschen, die du mir von der Welt gegeben hast. Sie waren dein, und du hast sie mir gegeben, und sie haben dein Wort behalten. ⁷ Nun wissen sie, dass alles, was du mir gegeben hast, sei von dir. ⁸ Denn die Worte, die du mir gegeben hast, habe ich ihnen gegeben; und sie haben's angenommen und erkannt wahrhaftig, dass sie glauben, dass du mich gesandt hast. Johannes 17,6-8

«Menschen, die du mir von der Welt gegeben hast. Sie waren dein, und du hast sie mir gegeben», so redet jetzt der Meister über seine Jünger. So ist's also zugegangen damals, als Jesus dem See Genesareth entlang schritt, zwei Männer bei der Arbeit traf und weiter unten nochmals zwei, die mit ihrem Vater zusammen die Netze flickten, als er sie zur Nachfolge aufforderte, als sie ihre Netze und alles, was sie besaßen, verliessen und sich ihm anschlossen. So ist's zu- und hergegangen, als er am Zoll Matthäus traf und ihn einlud: «Folge mir nach», so dass er seine Staatsstelle verliess und Jünger wurde. Das waren Menschen, die der Vater dem Sohn gegeben hat. Und in jedem neuen Jünger sah er ein neues Geschenk, bis dass die Zahl der Zwölf voll war. Also nicht er hat sie gewonnen mit dem Feuer seiner Rede, mit seinen Wundertaten, mit der Macht seiner Persönlichkeit. Nein, als die Berufung der Jünger auf Erden vor sich ging, da war im Himmel ein Beschluss vorausgegangen. Im Himmel sind seine Jünger erwählt und ihm zugeteilt worden. «Menschen, die du mir von der Welt gegeben hast. Sie waren dein, und du hast sie mir gegeben.» Das ist wahrlich eine erstaunliche Feststellung.

Der Meister sieht in seinen Jüngern Gaben, die er dem Vater zu verdanken hat! Wir aber, wir spielen gar oft die vielgeschäftigen, unentbehrlichen Knechtlein, die sich einbilden, jagen und rennen und laufen zu müssen, um Menschen für

Gott zu gewinnen. Wir schauen immer wieder auf uns, unsere Geschicklichkeit, unsere Leistung. Und doch steht geschrieben: «Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk.» Wenn es das schon von den natürlichen Kindern heisst, wie viel mehr gilt es dann von den Gotteskindern! Wenn du selber ein Gotteskind sein darfst oder wenn du ein Vater oder eine Mutter bist, deren Nachkommen Gotteskinder sind, dann ist das wahrhaftig nicht dein Ruhm, sondern Gottes unbegreifliches Gnadengeschenk. Wenn dem nicht so wäre, wer wagte es dann ernstlich, Vater und Mutter zu werden? Wer könnte dann Erzieher oder Seelsorger sein, wenn wir uns nicht im Glauben auf Jesu Wort stützen dürften: «Sie waren dein, und du hast sie mir gegeben!»

Diese Lehre von der Gnadenwahl – um diese geht es doch hier! – ist heute im Blick auf die heranwachsende Jugend in ganz besonders heller Weise Frohbotschaft. Die letzte Entscheidung, das letzte Wort über unsere Söhne und Töchter fällt Gott sei Dank nicht auf der Erde. Freilich haben wir uns klar zu sein darüber, dass alle Frohbotschaft für uns Menschen nicht nur freudig, sondern auch ärgerlich tönt. Wenn es darum jetzt unter uns welche gibt, die in Unmut, wenn nicht gar in Zorn und Trotz geraten, darf uns das keineswegs verwundern. Wir kommen doch eben vom «pädagogischen Jahrhundert» her, von einem Zeitalter, da die Erziehung alles war. Ich kenne ein Dorf im Kanton Bern, da sieht die Sekundarschule aus wie eine Kirche auf hochragendem Hügel, ausgestattet mit Turm und Uhr, während die Kirche im Winkel steht und einer Efeu bewachsenen Ruine gleicht. Das ist für den Zeitgeist von gestern bezeichnend. Ich erinnere mich an ungezählte Gespräche bei Anlass von seelsorgerlichen Besuchen hin und her in den Häusern zu Stadt und Land. Vom Evangelium, von der Rettung durch Christus, wollte man nichts wissen, kam aber das Gespräch auf Erziehung, dann wurde es sofort munter. Für eine Aussprache über

Erziehung sind die Menschen zu haben. Das war unser Stolz, das war das strahlendste Juwel in jener Krone, die wir Menschen des 19. und 20. Jahrhunderts uns selber aufgesetzt hatten: Erziehung, Bildung, Menschenformung. Wir hatten es im Handgelenk, das Erziehen. Heinrich Pestalozzi war, sicher gegen seinen eigenen Willen, recht eigentlich der Heilige dieses erziehungstrunkenen Geschlechtes geworden. Und was war das Ergebnis? Wir vermochten aus den Menschen zu machen, was uns gefiel, «ein Bild, das uns gleich sei»; wir vermochten aus ihnen auch zu machen, was dem Teufel gefiel, aber niemals können wir aus den Menschen das machen, was Gott gefallen würde. Das ist und bleibt Geschenk. Da stehen wir an der Grenze unserer Menschen-Beeinflussung und Menschen-Formung. Ein Gotteskind kann nur geboren werden aus jenem Geist, der nicht unser ist. Gotteskind wird man nicht durch eine Methode, sondern durch ein Wunder hindurch. Darum lautet das Hauptwort der Heiligen Schrift nicht «Erziehung», sondern «Rettung», und darum ist Christus nicht der Erzieher und Lehrer, sondern der Retter des Menschengeschlechts. Wir haben lange Zeit auch in der Kirche diesem Zeitgeist gefrönt, haben lange genug auch gemeint, wir könnten es, haben schliesslich auch angefangen, die Menschen ein wenig kirchlich und christlich zu erziehen. Was ist daraus geworden? Ein Abendland mit christlichem Anstrich. Aber was wir den Völkern an christlicher Wohlanständigkeit beigebracht hatten, fiel beim ersten Beben der Erde herunter wie schlechter Verputz. Auch unsere christliche Erziehung hat versagt. Nicht versagen aber wird die Rettung. Die «Menschen, die der Vater dem Sohn gegeben hat», die bleiben ihm. Mit den Menschen, über denen das Geheimnis der Rettung, der Gotteskindschaft, der Gnadenwahl liegt, baut Christus seine Gemeinde.

Wenn nun aber doch die Entscheidung schon beim Vater gefallen ist, was hat dann Christus noch zu tun? Bleibt für ihn dann auch noch etwas zu tun an ihnen? Ja, freilich. Und zwar

tut er an ihnen, wie er hier klar sagt, zweierlei. Einmal sagt er: «Ich habe ihnen offenbart deinen Namen», und dann: «Ich habe ihnen dein Wort übergeben.»

Christus offenbart den Menschen, die er sich vom Vater schenken lässt, den Namen des Vaters. Das christliche Abendland kannte zwar den Namen Gottes. Aber dieser Name hatte allen Kredit verloren, war leer und hohl geworden. Aber nun ist Christus gekommen und hat dem Namen seines Vaters durch seine Tat und durch sein Wort wieder Gewicht, Geltung und Respekt verschafft. Als Christus in diese Welt einging, da fingen die Menschen wieder an, den Namen Gottes zu fürchten, auf ihn zu trauen und zu bauen. Wer auf Christus schaut und von Christus her den Namen Gottes kennt, der weiss: Ich rufe nicht ins Leere, wenn ich Gott anrufe, und der weiss auch: Es ist nicht nichts, wenn ich mein Werk in dieser Welt im Namen Gottes beginne, fortführe und beschliesse. Oh, ein Geschlecht, das wieder im Namen Gottes an sein Tagewerk ginge! Ich besuchte letztthin auf der Durchfahrt zwischen zwei Zügen hinein in Schwyz das Landesarchiv. Dort sind all die alten Bundesverträge aufgestellt. Mit steigender Ehrfurcht, aber auch mit steigendem Heimweh, liest man von Brief zu Brief immer neu wieder die Eingangsworte: «In nomine Domini, Amen!» Im Namen Gottes, Amen. Wenn das nicht nur eine leere Formel ist, dann gelten Verträge im Grossen und im Kleinen, auch Eheverträge, und wir haben dann wieder Boden unter den Füissen in Familie und Volk. Solche Schreiberformeln werden mit Kraft und Leben gefüllt, sobald Christus in seinem Wort einem Geschlecht den Namen seines Vaters offenbart. Wenn wir wieder anfangen, in Christus Gott unseren Vater zu nennen, dann wird uns auch wieder aufgehen, was das heisst, auf diesen Namen getauft zu sein. Auch der Taufschein hört dann auf, ein Papier ohne Deckung zu sein. Dann wird auch die Taufe wieder zu einem lebendigen Siegel, das denen aufgedrückt ist, die Gott gehören. Wie oft liest man

bei neu entstandenen Strassenzügen schon während der Bauzeit an diesem oder jenem Haus die Aufschrift: «Verkauft»! Wer getauft ist, über dem steht gleichsam die Aufschrift: «Verkauft». Es gibt da nichts mehr zu markten. Als Getaufte bist du verkauft und gehörst jetzt Gott. Das heisst: «Ich habe ihnen offenbart deinen Namen.»

Und dann das zweite, das Christus an denen tut, die ihm der Vater gegeben hat: «Die Worte, die du mir gegeben hast, die habe ich ihnen übergeben.» Die Worte! Ach, das wissen wir ja auch, wie schwach und wirkungslos, wie verachtet Gottes Worte unter uns geworden und wie sehr sie aus Kurs und Kraft gefallen sind. Aber dadurch, dass das «Wort Fleisch wurde und unter uns wohnte», kamen sie wieder in Kurs und Wirkung. Da gab es einen Hauptmann von Kapernaum, der sagte: «Sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund.» Da gab es einen Petrus, der sich entschloss, «auf dein Wort hin das Netz auszuwerfen». Jene Menschen, die es miterlebten, als Jesus ins Grab des Lazarus hinein die Worte rief: «Lazarus, komm hervor», die haben aufgehört, Gottes Wort zu «vernütigen» und zu verachten. So hat Christus den Menschen die Worte gegeben, die er selber vom Vater erhalten hat.

Das tat Christus. Aber nun, was bleibt den Jüngern zu tun übrig? Wenn die Entscheidung über die Jünger doch beim Vater gefallen ist, bleibt ihnen dann auch noch etwas zu tun übrig? Ja, freilich, und zwar dreierlei. Von ihnen sagt hier der Meister: «Sie haben's angenommen und erkannt, dass ich von dir ausgegangen bin, und glauben, dass du mich gesandt hast.»

«Sie haben's angenommen.» Das ist das erste, was die Jünger tun. Sie nehmen das Wort, das der Vater ihnen durch Christus gegeben hat, an. Sie haben für dieses Wort Raum und Herberge. Sie haben die Gnade, zu denen zu gehören, von denen geschrieben steht: «Wie viele ihn aber annahmen,

denen gab er Macht, Gottes Kinder zu heissen.» Sie tun dem Wort, das sie vom Himmel her besuchen und bei ihnen Wohnung nehmen will, die Türe auf. An ihnen ist das Wunder geschehen, dass Gottes Wort eine offene Tür fand, so dass es hineinschreiten konnte zu ihnen. Das Wort ist nicht nur bis zu ihrem Ohr gelangt, hat ein wenig die Luft erschüttert und ist dann wieder verhallt, sondern ist hineingegangen ins Herz und in den Verstand, in die Gefühle und in den Willen hinein und hat vom ganzen Wesen Besitz ergriffen. Wo aber Gottes lebendiges Wort so angenommen wird, da bleiben die Wirkungen nicht aus. Es wird dann hell bei dir drinnen, und dein Fuss hat dann eine Leuchte. Nun kannst du gewisse Tritte tun. Gottes Wort, das angenommen wird, wird nun zum Ätzstoff, der Ungesundes und Ansteckendes wegätzt, so dass Christus den Jüngern sagen kann: «Ihr seid schon rein um des Wortes willen, das ich zu euch geredet habe» (Kap. 15). Und weiter wird es zum Nährstoff, der uns täglich baut und erquickt und vor geistlicher Unterernährung bewahrt. Und es wird zum Impfstoff, der uns widerstandsfähig macht gegen die Verwesungskräfte der Hölle und des Grabes. So ist Gottes Wort, wo es von den Jüngern angenommen wird, nicht nur wie ein Feuer und ein Hammer, der Felsen zerschmeisst, sondern auch wie ein Same, der Leben weckt, wie Milch und Brot als Wegzehrung zum ewigen Leben.

«Sie haben's angenommen», und dann fügt Jesus hinzu «und erkennt». Angenommen und erkannt. Beachte hier die Reihenfolge. Wir versuchen es immer umgekehrt, wollen zuerst erkennen und dann erst annehmen. Aber solange du zuerst erkennen willst, so lange bleibt dir Gottes Wort verschlossen. Darum annehmen! So wie das Kind einen Apfel annimmt, so wie man von der Post ein Paket in Empfang nimmt, vielleicht etwas neugierig, wer wohl der Absender sei, aber man nimmt's an, so sollen wir Gottes Wort annehmen, ohne vorher erkennen und verstehen zu können, einfach annehmen!

Solange du das Opfer des Verstandes und des Eigenwillens nicht bringst, solange du nicht bedingungslos dazu bereit bist, anzunehmen, so lange bleibt dir die Bibel verschlossen. Wer aber annimmt wie ein Kind, der fängt dann an zu erkennen. Wer sozusagen «blindlings» annimmt, bei dem bleibt es nämlich dann nicht dunkel, sondern es fängt dann bei ihm an hell zu werden. Dann aber, wenn du angenommen hast, fängt Gott an mit dir zu reden, und du darfst dann schreiten von Klarheit zu Klarheit. Wer das Wort annimmt, der darf «seine Herrlichkeit sehen, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes voller Gnade und Wahrheit». Nun fällt es dir wie Schuppen von den Augen, und es geht dir auf, wer Christus ist. Die Person Christi war damals umstritten, heute nicht weniger. Die einen sagten, er sei von den Menschen, die andern, er sei vom Teufel, andere, er sei von Gott. Wer ihn annimmt wie ein Kind, der darf erkennen, dass Christus wahrhaftig von Gott ist mit allem, was er sagt und tut.

Und nun das dritte, das die auserwählten Jünger tun dürfen: Annehmen, erkennen und – glauben! Beachte die Steigerung. Glaube ist mehr als Erkenntnis, weil der Glaube aufs Schauen verzichten kann, so wie es heisst in jenem schlichten Lied: «Ich will die Augen schliessen und glauben blind.»

So, liebe Christen, sind, wir fassen zusammen, die «Rollen» verteilt: Der Vater im Himmel hat die Jünger dem Herrn gegeben. Christus hat den Jüngern den Namen des Vaters und das Wort des Vaters gebracht; die Jünger ihrerseits aber haben «angenommen, erkannt und geglaubt».

Und nun vergegenwärtigen wir uns noch einen Augenblick die Lage, in der sich Jesus mit seinen Jüngern hier befindet. Es sind im Ganzen elf Männer auf die hier Christus seinen Blick gerichtet hat, noch elf sind's, einer ist ihm schon wieder genommen worden. Wir möchten nach menschlichem Verstand fragen: Ist das nun alles? Ist das nun das Resultat seiner unsäglichen Bemühungen? Jeder andere würde

wehmütig antworten: Ja, das ist alles, was mir übrig bleibt. Aber er, was tut er? Er dankt dem Vater in diesem Gebet für die elf, die er ihm gegeben und gelassen hat. Jeder andere würde, und mit gutem Grund, in Unruhe geraten und zur Anstrengung rufen, um die Zahl der Getreuen noch etwas zu erhöhen und das Ergebnis der Lebensarbeit noch ein wenig zu verbessern. Aber nein! Welch völlige Abwesenheit von Ängstlichkeit! Weil der Vater es ist, der ihm diese elfe gegeben hat, darum sieht er das Werk trotz dieser geringen Anzahl auf dieser Welt gesichert. Eine geradezu majestätische Stille liegt hier auf seinen Worten, als wollte er etwa sagen: «Nur elf, fragt ihr? Ich sage ja, elf! Zur Zeit des Noah war's nur einer, und auch zu Abrahams Zeit, mir aber hat der Vater gleich deren elf gegeben.» Aber es ist auch da wie bei Elia: Wo einer sichtbar wird, dem der Vater die Vollmacht gegeben hat, dann fällt auf ihn eine Schar von siebentausend Verborgenen, die «ihre Knie nicht gebeugt haben vor Baal». So wird auch hier die Stunde schlagen, von der geschrieben steht: «Es wurden an diesem Tage hinzugetan bei dreitausend.» Darum sehen wir hier den Hohenpriester voll Dank.

Und schliesslich noch ein Letztes: Eine Hausfrau hat mir letzthin anlässlich eines Hausbesuches geklagt, sie habe vor Jahren ein Gärtchen angelegt und viele Blumen hineingepflanzt. Und nun sei ihr letzthin beim Umspaten aufgefallen, wie sehr alle feinen Sorten im Verlauf der wenigen Jahre verschwunden seien, die gemeinen Arten aber seien am Leben geblieben. Und, fügte sie dann etwas melancholisch hinzu, das sei fast wie ein Bild dieser Welt und Zeit. So sei es halt: Die «feineren Sorten» müssten verschwinden, die gemeinen aber nähmen überhand. Aber, möchte ich nun fragen: ist die Frage, ob feine oder harte Sorten, da wo es Menschen betrifft, letztlich entscheidend? Ist nicht vor allem das eine wichtig und nötig, dass Gott sie gepflanzt hat und ihr Gärtner ist? Gott aber, das sagt uns die Frohbotschaft unseres Herrnwortes, Gott hat seinen Garten bepflanzt mit

allerlei Sorten. Diejenigen, die er gepflanzt hat, die werden nicht mehr verschwinden. Sie sind «wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht». Darum ruht hier der Blick des Hohenpriesters voll Dank gegen den Vater auf denen, die «du mir von der Welt gegeben hast». Und voll Dank und Anbetung stellt er fest: «Sie waren dein, und du hast sie mir gegeben, und sie haben dein Wort behalten. Nun wissen sie, dass alles, was du mir gegeben hast, sei von dir. Und die Worte, die du mir gegeben hast, habe ich ihnen gegeben; und sie haben's angenommen und erkannt wahrhaftig, dass ich von dir ausgegangen bin, und glauben, dass du mich gesandt hast.»

Der Hohepriester: Seine Fürbitte

⁹ Ich bitte für sie und bitte nicht für die Welt, sondern für die, die du mir gegeben hast; denn sie sind dein. ¹⁰ Und alles, was mein ist, das ist dein, und was dein ist, das ist mein; und ich bin in ihnen verklärt. ¹¹ Und ich bin nicht mehr in der Welt; sie aber sind in der Welt, und ich komme zu dir. Heiliger Vater, erhalte sie in deinem Namen, die du mir gegeben hast, dass sie eins seien gleichwie wir. ¹² Dieweil ich bei ihnen war in der Welt, erhielt ich sie in deinem Namen. Die du mir gegeben hast, die habe ich bewahrt, und ist keiner von ihnen verloren, als das verlorene Kind, dass die Schrift erfüllet würde. ¹³ Nun aber komme ich zu dir und rede solches in der Welt, auf dass sie in ihnen haben meine Freude vollkommen. ¹⁴ Ich habe ihnen gegeben dein Wort, und die Welt hasste sie; denn sie sind nicht von der Welt, wie ich denn auch nicht von der Welt bin. ¹⁵ Ich bitte nicht, dass du sie von der Welt nimmest, sondern dass du sie bewahrst vor dem Übel. Johannes 17,9-15

Und nun bittet er «für die, die ihm der Vater gegeben hat», bittet für seine Jünger. Jedermann wird das begreifen und in Ordnung finden. Aber dass er dieser Fürbitte für seine Nächsten ausdrücklich glaubt hinzufügen zu müssen «nicht bitte ich für die Welt», das begreift nicht jedermann und scheint uns nicht in Ordnung zu sein. Es will uns das vorkommen wie ein Wort, das gar nicht Jesus gesprochen hat. Uns kommt das weltweite christliche Zeugnis des Täufers in den Sinn: «Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt.» Uns liegt im Ohr jenes andere bekannte Wort: «Also hat Gott die Welt geliebt», denken an Jesu Selbstzeugnis «seid getrost, ich habe die Welt überwunden», und nun hier: «Ich bitte für sie, und bitte nicht für die Welt!» Ist das derselbe Jesus, von dem Matthäus berichtet: «Und da er das Volk sah, jammerte ihn desselben»? Ist das derselbe Jesus, der diese Welt liebt bis zu den Vögeln unter dem Himmel und bis zu den Lilien

auf dem Feld, der die Blinden am Wegrand beachtet, der seine Knechte auf die Landstrasse sendet und zu denen hinter den Zäunen, dessen Erbarmen auch vor den Zöllnern hinter ihrem Schlagbaum, auch vor den Frommen hinter ihren frommen Zäunen und vor den Reichen hinter ihren goldenen Zäunen nicht haltmacht? Ja, es ist der gleiche Jesus, es ist der Heiland der Welt, welchen die Samariterfrau am Brunnen fand, der hier sagt: «Ich bitte für sie, und ich bitte nicht für die Welt, sondern für die, die du mir gegeben hast.»

Aber in diesen Worten liegt ein Ärgernis, an dem man, wie mit dem Kleid am Nagel, kann hängen bleiben. Christus stellt hier eine Reihenfolge auf, die unserem Fleisch nicht gefallen will. Er nennt die Jünger an erster Stelle, und die Welt stellt er in die zweite Linie. Das sieht aus wie Rangordnung. Vorab bittet er für seine Jünger, und dann erst für die Welt, so wie er uns an anderer Stelle zuerst trachten heisst nach seinem Reich und nach seiner Gerechtigkeit und hinzufügt, alles übrige werde uns dann zufallen. Der Herr weiss wohl, warum er diese Reihenfolge aufstellt, mag sie uns noch so anstössig sein. Auf diese Elf, die ihm nun noch geblieben sind, schaut er, wie wir letztes Mal feststellten, voller Dankbarkeit. Christus schaut auf diese Elf wie jener Bauer auf die Handvoll Saatgut, die ihm noch verblieben war, nachdem ihm Frost und Hagel die Ernte zerstört hatte. Er weiss, aus dieser Handvoll wird noch einmal der Acker bestellt werden, in der Hoffnung auf diese Handvoll erwartet er vertrauensvoll, dass sein Weizen noch einmal blühen und reifen wird, wenn die Zeit dazu gekommen sein wird. In den elf Jüngern sieht Christus das Saatgut für jenen grossen Acker, der die Welt ist. Darum konzentriert hier Christus seine Fürbitte in allererster Linie auf die Jünger. Was wäre die Welt ohne dieses Saatgut! Sie bliebe öd und unfruchtbar und würde zur Unkrautwüste. Nicht, um der Welt treulos zu werden, sondern gerade umgekehrt, im wahren Interesse dieser Welt bittet der Herr zuerst für seine Jünger. Sie sind

der lebendige Same, sie sind «das Salz der Erde», sie sind «das Licht der Welt». Ihnen hat er sein Wort gegeben, das vollmächtige Wort zu binden und zu lösen, ihnen hat er den Schlüssel anvertraut, der die Hölle verschliesst und den Himmel öffnet. Darum bittet der Herr zunächst nicht für die Welt, sondern vorab für seine Jünger. Christus tut hier etwas Ähnliches wie dort, wo er im Hause der drei Geschwister in Bethanien Maria gegen Martha in Schutz nimmt mit den Worten: «Maria hat das gute Teil erwählt, das soll nicht von ihr genommen werden. Martha, Martha, du machst dir viel Sorge und Mühe. Eines aber ist not.» Diese Welt ist ja schon in einem Zustand, dass wir uns mit Recht viel Sorge und Mühe um sie machen.

Aber wenn die Sorge und Mühe lawinenartig daherkommt, wenn die Welt, wie eine Geröllhalde über Blumen, daherstürzt und alle Geistlichkeit unter sich zu begraben droht, dann steht Christus da und ruft halt. Halt, zuerst kommt nicht die Lawine, zuerst kommt der Acker, und diesen will ich bestellen, lasse mir die Saat nicht begraben: «Ich bitte für sie, und bitte nicht für die Welt, sondern für die, die du mir gegeben hast.»

Wenn wir recht sehen, dann ist heute wieder eine Stunde im Reiche Gottes, da wir ganz besonderen Anlass haben, für das eine, das not tut, in Gebet und Fürbitte einzustehen. Die Welt macht sich heute in ganz besonders fühlbarer Weise breit und krautig. Der Anspruch, an erster Stelle zu stehen, kommt in breitem Angriff, sozusagen auf der ganzen Linie, daher. Die Welt schreit ihre Forderungen täglich mit Lautsprechern den Leuten ins Ohr. Wer will da noch widersprechen, wer gar widerstehen? Aber diesem Totalanspruch widersteht Christus. Christus steht da und sagt: Welt, es gibt dringlichere Anliegen als die deinigen. Dass die Kirche erhalten bleibe (ja, du hast recht gehört, die Kirche!), das ist jetzt das brennendste Tagesproblem. Die Kirche! Nicht zu verwechseln mit jenen lieben Bräuchen, die wir aus der

Vergangenheit übernommen haben und an denen unser mattes Herz klebt, nicht die schönen und kostspieligen sakralen Einrichtungen, nein, diese können, und vielleicht sogar durchaus nicht zum Schaden der Kirche, über Nacht dem Erdboden gleichgemacht sein, nein, aber die Kirche, sie muss den Völkern, sie muss unserem Volk erhalten bleiben. Nicht um die Erhaltung unseres Lebens, auch nicht unseres kirchlichen Lebens, nicht darum bitten wir, sondern um sie selber, um die Kirche, um die Substanz, um das Saatgut, um das Salz, um das Licht. Dass den Völkern die Predigt des Evangeliums erhalten bleibe, dass Kirche da sei und da bleibe fürs Volk, dass die «Elf» am Leben bleiben, dies Anliegen ist jetzt von Dringlichkeit erster Ordnung: «Ich bitte für sie, und bitte nicht für die Welt, sondern für die, die du mir gegeben hast.»

Aber ist diese Bitte des Herrn nicht weltfremd? Gewiss! Wohl dem, der um diese Weltfremdheit weiss! Es gibt eine Weltvertrautheit, die der Welt nicht hilft, und umgekehrt gibt es eine Weltfremdheit, die ihr unvergleichlich mehr nützt als alle so genannte Wirklichkeitsnähe. Nicht dort, wo man am lautesten vorgibt, es zu sein, sind die eigentlichen Staat und Welt erhaltenden Kräfte zu suchen, sondern dort, wo, ganz schlicht gesagt, Kirche gebaut wird. Wer darum heute von dem winzigen Überrestchen an Raum, das der Kirche im Völkerleben noch gegeben ist, auch nur um Fingernagelsbreite preisgibt, der treibt Verrat, und zwar nicht nur an der Kirche, sondern an der Welt. Unser Land und alle Länder leben davon, dass Gottes Wort reichlicher als bis anhin verkündigt werde. Eine weitere Schmälerung des Wortes käme dem Selbstmord gleich. Wenn dem so ist, dass der Mensch nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde Gottes hervorgeht, lebt, dann ahnt man das Gewicht, das Christi Fürbitte hier hat: «Ich bitte nicht für die Welt, ich bitte für sie, die du mir gegeben hast.» Auch das Flecklein Welt, das uns am liebsten ist, auch das

irdische Vaterland kommt in der Rangordnung an die zweite Stelle, und wehe der Gemeinde, die das je vergisst.

Und nun einen Schritt weiter! Die Jünger sind nun tatsächlich die Menschen, welche die Fürbitte Christi am nötigsten haben. Sie haben es in der Tat nötiger, dass für sie gebetet wird, als die Welt. Die Welt kann auf ihre Weise unter Umständen leben ohne die Fürbitte des Hohenpriesters, aber die Gemeinde kann das nicht, nicht einen einzigen Tag. Ihr geht der Atem aus. Sie ist Rebe, die nicht ohne Weinstock zu existieren vermag. Sie ist Schaf, das täglich des Hirten bedarf. Das ist das unerhörte Vorrecht der Kirche, dass sie den, der hier für sie in Fürbitte einsteht, braucht und ohne ihn verloren wäre. Gesegnete Unselbständigkeit! Heilvolle Abhängigkeit, die den Jüngern damit aufgezeigt wird, dass ihr Herr für sie betet!

Christus deutet hier zwei Gründe dafür an, dass die Jünger seiner am ehesten bedürfen: «Heiliger Vater, erhalte sie in deinem Namen.» Erhalte sie! Ich habe sie bisher erhalten. Erhalte nun du sie! Lass nicht zu, dass sie als Waisen zurückbleiben! Die Jünger sind die Träger des göttlichen Namens. Der Name Gottes ist ihnen sozusagen eingestanz und aufgeprägt. Christus hat den Vater in ihnen verklärt. Darum, weil sie das sind, darum sind sie in erster Linie Zielscheiben des Feindes. Auf sie hat's der Feind abgesehen. Wenn er einen von ihnen zu Fall bringen, treffen, töten oder gefangen nehmen kann, dann hat der Feind Christi mehr gewonnen, als wenn er hundert andere ruinieren könnte. Die Jünger sind im Kampf des Reiches Gottes mit der Finsternis gleichsam wichtigste «militärische Objekte».

Dass der Versucher es besonders auf die Jünger abgesehen hat, dass darum die Jünger in besonderer Weise der Fürbitte Christi bedürfen, das zeigt sich vor allem daran, dass es den Jüngern immer wieder nicht gelingen will, einig zu sein. In einem gewissen Sinn ist die Welt viel rascher und leichter

einig als die Kirche. Das ist nicht verwunderlich, denn auf die Kirche hat's der Versucher abgesehen, und nicht umsonst heisst er «diabolos», das heisst auf Deutsch, «Durcheinanderwerfer». Er ist's, der die Glieder der Kirche immer neu wieder durcheinander wirft, der durch seine Störungsanriffe es immer wieder zu verhindern sucht, dass die Gläubigen sich an einem Ort in Einheit und Einhelligkeit sammeln. Das ist der Riss, der «Schaden Josephs», die schmerzliche Zerrissenheit und Zerklüftung der Kirche in der Welt. Um ihretwillen hat die Kirche ganz besonders dringlich jene Fürbitte nötig, die fleht: «Heiliger Vater, ich bitte dich, erhalte sie in deinem Namen, dass sie einigermaßen gleichwie wir eins sind.» Wenn man bedenkt, wie wütend es der Durcheinanderwerfer auf die Kirche abgesehen hat, dann ist man nicht mehr verwundert über die Spaltung der Kirchen, sondern umgekehrt ist man dann verwundert darüber, dass überhaupt noch eine Gemeinschaft und dass überhaupt noch etwas von Einheit im Glauben vorhanden ist. Dass es in allen Völkern eine Schar von Männern und Frauen überhaupt noch gibt, die unentwegt und beharrlich an der Einheit im Glauben festhalten, das ist nicht unser Werk und Verdienst, das ist das Werk unseres ewigen Hohenpriesters. Weil er um die Erhaltung des Einsseins bittet, darum sind wir noch nicht völlig durcheinander geworfen. Weil seine Fürbitte wirksamer ist als die Störungsversuche des Diabolos. Das ist der Grund, warum die Kirche in ganz besonderer Weise von der hohepriesterlichen Fürbitte lebt.

Und dann der zweite Grund, warum Christus in erster Linie für die Seinigen in Fürbitte einsteht. Dadurch, dass die Jünger Träger des Wortes Gottes geworden sind, dadurch, dass in ihnen der Name des Vaters verklärt wurde, damit haben die Gläubigen ein bestimmtes Gepräge erhalten. Es ist etwas an den Gläubigen, das an anderen nicht ist, etwas wie ein Geruch (nicht ein Gerüchlein!), ein Geruch der Ewigkeit, etwas wie eine Fremdheit. Die Jünger unterstreichen zwar

diese Fremdlingschaft selber nicht, aber sie ist einfach vorhanden. Der Gläubige steht zwar in der Welt und tut da seine Alltagspflicht, tut sie hoffentlich so gut wie jeder andere auch; aber es ist etwas an ihm, das ihn daran hindert, überall einfach so in gleicher Weise wie die anderen dabei zu sein. Er muss Bedenken haben und Bedenken äussern, wo andere von Hemmungen unbeschwert mitmachen können. Man merkt's ihm auf Schritt und Tritt an, dass er ein Gläubiger ist, so wie jene Magd es dem Petrus anmerkt, «seine Sprache verrät ihn». Jene Magd sagt es ihm auf den Kopf hin zu, dass er einer von den Jesusleuten ist, mag er sich noch so dagegen verwahren. So merkt man es dem Gläubigen an, dass er noch an einem anderen Ort heimatberechtigt ist, Kind zweier Häuser, Bürger zweier Welten. Dieses Anmerken aber hat nun auch sofort seine Folgen. Der Gläubige gilt vor der Welt nie ganz als vollwertig. Man muss ihn immer wieder ein wenig scheuen. Man traut seinem Mitmachen und Dabeisein immer wieder nicht hundertprozentig. Auch wenn er nichts sagt, so weiss und spürt man doch, was er denkt. Es besteht ein gewisses Unbehagen ihm gegenüber. Er steht sogar in seinem irdischen Vaterland wie einer, der noch einen anderen Bürgerbrief besitzt. Dieser Geruch der Fremdheit bewirkt es, dass der Gläubige immer ein wenig nicht so ganz willkommen ist, nicht so ganz beliebt. Ja Christus sagt geradezu: «Ich habe ihnen gegeben dein Wort, und die Welt hasste sie.» Wer das Wort Gottes annimmt, wer es geschehen lässt, dass Christus den Namen des Vaters an ihm verkündet, der braucht nicht für Unbeliebtheit zu sorgen, an dem entbrennt früher oder später der Hass dieser Welt. Darum, weil Christus um die Not der Fremdlingschaft seiner Jünger weiss, darum bittet er für sie und in erster Linie für sie: «Erhalte sie in deinem Namen, die du mir gegeben hast.» Und darum, weil unser ewiger Hohepriester nicht aufhört, für die Seinen zu beten, dass der Vater sie in seinem Namen und in seinem Wort erhalten möge, darum gibt es bis zum heutigen

Tag eine Fremdlingsgemeinde in der Welt. Längst wären die Fremdlinge ausgeradiert von der Erde, oder aber sie hätten sich der Welt angeglichen, wenn Christus nicht so treu wäre in seiner Fürbitte. Dieser fürbittende Hohepriester ist das verborgene, ewige Widerstandszentrum der christlichen Gemeinde in dieser Welt. Ja Christus sagt den Seinigen sogar, dass sie nicht vergrämt und sauertöpfisch ihre Fremdlingschaft tragen sollen. Sie ist ja ein Gewinn. Er bittet darum zugleich, «auf dass meine Freude in euch bleibe». Wir denken dabei an jenes andere Wort vom Fasten, das uns nicht ein Anlass sein soll zum Sauersehen, nein, «wenn du fastest, dann salbe dein Haupt mit Öl».

Und dann noch ein Letztes. Die Gläubigen könnten sich die Not der Fremdlingschaft dadurch ersparen, dass sie sich, wie wir eben gesehen haben, der Welt gleichstellen würden. Gott sei Dank wird dieser Gefahr durch Christus immer wieder gesteuert. Sie könnten sich's aber auch auf die entgegengesetzte Seite hin leicht machen, nämlich so, dass sie sich von der Welt zurückzögen, dass sie sich in Kreislein abschliessen würden vor der Welt, auf Inselein sich flüchten würden vor der Zeit, so dass sie sich in diesem falschen Sinn zusammentäten. Es gibt diese grosse Versuchung für die christliche Gemeinde durch alle Zeiten hindurch. Es sitzen heute Morgen welche unter uns, die ein besonders brennendes Heimweh im Herzen tragen, doch einmal und endgültig mit Gleichgesinnten zusammenleben und -bleiben zu können, als die eine Herde unter dem einen Hirten. Jeder lebendige Christenmensch weiss um dieses Heimweh. Aber wir dürfen ihm nicht nachgeben. Wir müssen in der Welt bleiben, dürfen uns nicht zurückziehen. Christus bleibt der Welt treu. Er wird zwar von ihr nicht geliebt, aber das hindert ihn nicht, sie doch zu lieben. Sie hasst ihn, aber er bleibt ihr treu. «Sie sind nicht von der Welt, gleichwie ich auch nicht von der Welt bin», aber, heisst es sofort weiter: «ich bitte nicht, dass du sie von der Welt nimmest, sondern dass du sie bewahrest

vor dem Übel.» Es gibt eine weltliche Treulosigkeit Gott gegenüber. Aber es gibt ebenso auch eine fromme Treulosigkeit der Welt gegenüber. Diese erlaubt uns Christus nicht. Petrus hat den hohepriesterlichen Beter hier verstanden. Als er seinen ersten Brief nach Kleinasien schrieb, da hat er ihn mit den Worten begonnen «an die auserwählten Fremdlinge hin und her», an die Fremdlinge in der Zerstreuung. Diese zerstreuten Fremdlinge, das sind die Christen. Einst wird die Zeit kommen, da die Zerstreuung der Fremdlinge ein Ende haben wird. Dann wird in Erfüllung gehen, was geschrieben steht: «Dann wird er seine Engel senden und wird versammeln seine Auserwählten von den vier Winden, von dem Ende der Erde bis zum Ende des Himmels.»

Der Hohepriester: Seine Bitte um Heiligung

¹⁶ Sie sind nicht von der Welt, gleichwie ich auch nicht von der Welt bin. ¹⁷ Heilige sie in deiner Wahrheit; dein Wort ist die Wahrheit. ¹⁸ Gleichwie du mich gesandt hast in die Welt, so sende ich sie auch in die Welt. ¹⁹ Ich heilige mich selbst für sie, auf dass auch sie geheiligt seien in der Wahrheit. Johannes 17,16-19

Hier liegen sozusagen die Fundamente der Kirche Christi abgedeckt vor uns, und wir schauen nun hinein ins innerste Geheimnis evangelischer Jüngerschaft. Wer da Augen hat zu sehen, der empfängt aus diesem Wort heraus einen kräftigen Trost und die freudige Zuversicht und hat Grund zum Danken. Der ewige Hohepriester bittet nun für seine Jünger um die Heiligung. Was er wohl damit meinen mag, wenn er den Vater bittet: «Heilige sie in deiner Wahrheit»? Und was das wohl für seine Jünger bedeuten mag, wenn wir ihn hier betend sagen hören: «Ich heilige mich selbst für sie, auf dass auch sie geheiligt seien in der Wahrheit»?

Die Heiligung, um die es hier offenbar geht, ist einer der Grundbegriffe des Christentums. Es hängt darum recht vieles daran, dass wir erkennen, was Heiligung heisst. Wer hier nicht Klarheit hat, der weiss auch sein Leben lang nie, was Kirche heisst. Darum lässt es euch nicht verdriessen, wenn wir nun ein wenig buchstabieren müssen. Es ist gar wohl der Mühe wert. Aber Gott sei Dank sind nicht wir es, die hier erläutern und erklären müssen. Wir haben uns auch hier lediglich ans klare Wort zu halten, das selber erklärt, was es hier zu erklären gibt. Bei seinen Jüngern setzt Christus voraus, dass sie aufgrund ihrer Bibel wissen, was Heiligung ist. Die Jünger hören dies Wort wahrhaftig nicht zum ersten Mal. Beim Lesen und Hören des Alten Testaments – Gott Lob haben wir es! – begegnen wir auf Schritt und Tritt

geheiligten Menschen, an denen also das geschehen ist, was hier nun Christus für seine Jünger erbittet, wenn er sagt: «Heilige sie in deiner Wahrheit!» Im Alten Testament geht dieses Heiligen so vor sich, dass Gott nach Menschen greift, sie verhaftet und in den Plan, den er über dieser armen Welt hat, als seine Diener einsetzt. Das heisst Heiligung: In den Dienst Gottes hinein nicht nur gedungen, sondern verhaftet werden. Die Heiligen des Alten Bundes sind jene Männer, die wie Abraham aus Vaterstadt, Vaterland und Freundschaft herausgeführt und für Gottes Sache beschlagnahmt werden. Petrus redet in seinem ersten Brief auch von «heiligen Weibern». Er meint damit jene lange Reihe von Frauen, angefangen mit Eva, Sarah, die Hure Rahab, Ruth, Hanna, bis hin zu Elisabeth und Maria an der Schwelle des Neuen Bundes, Frauen, die durch den Vater aller Menschen in einer Sondermission in Dienst genommen werden. Wer in Gottes Dienst steht, wer gleichsam «reserviert» ist für Gott, der ist geheiligt und darum heilig.

Die Bibel redet in diesem besonderen Sinn nicht nur von heiligen Menschen, sondern dehnt diesen Begriff gelegentlich auch aus auf Sachen. Wir hören vom Heiligtum, im Unterschied zu einem gewöhnlichen Wohnhaus. Wir hören von den heiligen Schriften im Unterschied zur gewöhnlichen Literatur. Ihnen ist das Heilige Land etwas anderes als gewöhnliche Ländereien. Sie machen einen Unterschied zwischen dem heiligen Mahl und gewöhnlichem Essen und Trinken. Der Gegensatz zu heilig ist somit gewöhnlich. Ja die Heilige Schrift Alten Testaments, und das wissen die Jünger auch, redet nicht nur von einigen wenigen, die von Gott geheiligt worden sind, sondern sie redet kühn von einem ganzen Volk, das sich Gott um diese Einzelnen herum sammelt, aus allen anderen Völkern herausgreift, für seinen Heilsplan reserviert und den so genannten «Nationen» gegenüberstellt. Das ist Israel, zu dem an feierlicher Stätte gesagt wird: «Ihr sollt mein Eigentum sein vor allen Völkern;

denn die ganze Erde ist mein. Und ihr sollt mir ein priesterlich Königreich und ein heiliges Volk sein.»

Israel ist also nicht heilig, weil es besser und edler wäre als gewöhnliche Nationen, sondern weil Gott es herausgegriffen und hinein genommen hat in seinen Dienst. Heiligen kann darum nur Gott, er, der «allein Heilige». Aber nun stehen wir hier vor der erstaunlichen Tatsache, dass hier einer kommt, der von sich sagt: «Ich heilige mich selbst.» Sich selbst heiligen! Wer kann das? Das hat kein Abraham gekonnt und kein Elia, kein David und kein Daniel. Keiner hat so etwas bis dahin sagen dürfen. Hätte es einer gesagt, dann wäre das eine Ungeheuerlichkeit gewesen. Derjenige, der es hier sagt, ist der Erste und der Letzte, der es sagt. Und er darf es sagen, weil er in besonderer Weise Anteil hat am Geheimnis der Heiligkeit Gottes. Hier ist nun eben «mehr als Abraham». Es ist der Sohn, der es wagen kann, das unerhörte Wort zu sagen: «Ich heilige mich selbst.» Wie geht das zu? Wie heiligt er sich selbst? Das geschieht so, dass er den Dienst tut, den nur er tun kann und muss. Er tut diesen Dienst nach dem Rat und Willen des Vaters im freiwilligen Gehorsam. Das ist sein Mittlerdienst zwischen Himmel und Erde. So stellt er sich in den Dienst des Vaters und «heiligt sich selbst», dass er sagt: «Nicht mein, sondern dein Wille geschehe.» Er lässt sich hinein nehmen ans Kreuz, hinein ins Grab, durchs Grab hindurch zur Auferstehung, hinauf zur Rechten des Vaters, von dannen er wieder kommen wird. Dieser völlige, freiwillige Sohnesgehorsam ist das Geheimnis seiner Selbstheiligung. So meint er es, wenn er hier nun einsam vor dem Vater steht und ihm eröffnet: «Ich heilige mich selbst.»

Und nun geschieht hier das Unerhörte, dass Christus hier beim Vater darum einkommt (ihn bittet), seine Selbstheiligung am Kreuz möge den Jüngern zugute kommen, um seiner Selbstheiligung willen möge nun der Vater auch die Jünger heiligen. Der Vater möchte doch nicht auf die vergangene, gegenwärtige und zukünftige Unzulänglichkeit dieser

seiner Jünger schauen. Trotzdem sie Menschen des Sündenfalls seien, als aus dem Paradies vertriebene arme Menschen, möge der Vater sie heiligen. Vater, nimm diesen Thomas trotz seines schweren, zur Mutlosigkeit und zum Kleinglauben geneigten Blutes hinein in deinen Dienst. Nimm diesen Petrus hinein in dein Werk und halte ihn auch dort noch durch, wo er sich vor der Magd verschwören wird, er kenne diesen Menschen nicht. Heilige sie! – nicht um ihretwillen, sondern – um meinetwillen: «Ich heilige mich selbst *für sie*, auf dass auch sie geheiligt seien.»

«*Für sie!*» Das ist hier entscheidend: «Ich heilige mich selbst *für sie*.» Ihre Heiligkeit ist niemals Selbstheiligung, sondern Geschenk. Und was für ein Geschenk! Das bedeutet ja nun nicht weniger, als dass sie nun hinein genommen sind in den Kreis Abrahams, Isaaks und Jakobs. Du, Jakobus, du sollst, wie Jakob einst, geheiligt sein. Du, Johannes, du sollst geheiligt sein wie einst Elia. Du, Petrus, du sollst geheiligt sein wie einst Mose. Mit den Vätern des Alten Bundes werdet ihr als Väter des Neuen Bundes zu Tische sitzen im Reich des Vaters und über die zwölf Geschlechter Israels gesetzt sein. Das ist nun ihre geschenkte Heiligkeit. Wenn dem so ist, dann wollen wir den Petrus getrost und fröhlich den heiligen Petrus nennen und den heiligen Thomas und den heiligen Johannes und den Sankt Paulus. Tun wir es unbedenklich, denn wir wissen ja jetzt, es ist geschenkte Heiligkeit. Ja wenn ich ein Maler wäre, dann würde ich auch als evangelischer Maler nun ganz getrost denen im Alten und im Neuen Testament einen Heiligenschein ums Haupt malen, wüsste ich ja nun doch, dass die Farbe für diesen Heiligenschein nicht aus dem Weiss ihrer eigenen Tugendtöpfchen entnommen ist, sondern dass dieser Heiligenschein von ganz anderswoher stammt. Dort beim Kreuz dürfen wir den Pinsel eingetaucht sehen, der den Heiligenschein um die Häupter der Jünger malt. Das Blut Jesu Christi heiligt. Das allein ist unser

Schmuck und Ehrenkleid, auch unser Schmuck ums Haupt herum.

Das ist nun die Schar, die hinein genommen ist in seinen Dienst, die durch Feuer und Wasser, durch eigene Sünde und Unzulänglichkeit, durch Grab und Hölle hindurch seine Schar bleibt. Das sind sie nun, seine Verhafteten. Das sind sie nun, wie der Apostel Paulus sich selber mit Vorliebe nennt, die «douloi», die Sklaven, die Leibeigenen Jesu Christi. Sie kann und will er nun als seine Sendboten brauchen: «Gleichwie du mich gesandt hast in die Welt, so sende ich sie auch in die Welt.» Solche Menschen braucht er nun in seinem Weinberg, nicht weil sie tauglich sind, sondern weil er sich «für sie» geheiligt hat. Auf solche Menschen ist die Kirche gegründet, die Kirche, von der es heisst, dass die Pforten der Hölle sie nicht zu überwältigen vermögen. Und jetzt verstehen wir auch, was wir am Eingang meinten, als wir sagten, es gehe hier um die Fundamente der Kirche und ums innerste Geheimnis evangelischer Jüngerschaft.

Aber weiter! Damit, dass Christus für diese elf dort stirbt und sich dadurch «für sie» heiligt, bleibt die Heiligung nicht bei den Jüngern. Die Selbstheiligung Christi kommt gleichsam nicht schon bei den Jüngern zum Stillstand. Dadurch, dass Christus sich «für sie» heiligt, heiligt er sich «für alle», die je durch den Ruf der Jünger sich herausrufen und hineinrufen lassen ins Reich des Sohnes. Die Jünger, die Apostel und Propheten sind ja nur die erste, die unterste Reihe der Bausteine, die ihrerseits wiederum erbaut sind auf dem Eckstein Christus. Aber Christus lässt es nicht bei dieser ersten Schicht bewenden, er führt den Bau weiter, legt immer neue Steine auf die Fundamente und ruht nicht, bis dass der Bau vollendet sein wird. Zu jenen ersten allerdings grundlegenden Aposteln und Propheten werden nun täglich «lebendige Bausteine» hinzugefügt. Damals, als man noch wusste, dass es sich einzig um eine geschenkte Heiligung handeln kann, als man noch klar vor Augen hatte, an welchem Stamm und

Baum diese süsseste aller Früchte gewachsen ist, damals haben die ganzen Christengemeinden angefangen, sich getrost und fröhlich «Heilige» zu nennen. So haben sie sich auf der Strasse und bei ihren Zusammenkünften angeredet, so haben sie sich in ihren Briefen gegrüsst: Ihr Heiligen von Jerusalem, ihr Heiligen von Rom, ihr Heiligen von Asien, ihr Heiligen von Korinth! Und sie hatten nicht das peinliche Empfinden, sich damit der Überheblichkeit schuldig zu machen. Und diese Anrede gilt darum für alle, die sich hineinrufen lassen durch das Wort der Apostel und Propheten, gilt bis auf den heutigen Morgen, gilt für euch, die ihr nun dieses Wort vernehmet, gilt für alle, die es gelten lassen und annehmen, was das heisst: «Das ist mein einziger Halt im Leben und im Sterben, dass ich mit Leib und Seele, im Leben und im Sterben nicht mein, sondern meines getreuen Heilandes, Jesu Christi, Eigentum bin.» Dass wir doch das heute morgen hören und fassen könnten, dass dieses «für sie» schliesslich auch für *uns* gilt! Wir würden dann innwerden, dass es sich hier um das gleiche «für euch» handelt, das wir heute in acht Tagen beim Abendmahl hören werden, wo uns Christus anreden wird mit den Worten: «Für euch gebrochen, für euch vergossen.» «Ich heilige mich selbst für sie, auf dass auch sie geheiligt seien in der Wahrheit.»

In der Wahrheit! Es fällt uns auf, dass hier zweimal von der Wahrheit die Rede ist. Warum? Das kommt wohl daher, dass alle Heiligung immer neu wieder ganz besonders von Unwahrheit umwittert ist. Diese Unwahrheit hat ihren Grund in einer tiefen, tiefen Not. Es gibt in der christlichen Kirche eine starke Gruppe von Menschen, die sich ihr Leben lang aufzehren in einer unstillbaren Sehnsucht, in einem heimwehartigen Verlangen nach Heiligung. Sie möchten geheiligte Menschen sein und plagen sich darum und schinden sich ab im Kampf um die Heiligung. Auch zur Zeit Jesu hat es in der Kirche diese Gruppe gegeben. Das waren jene Menschen, die er einlud mit dem Ruf: «Kommet her zu mir alle,

die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.» Mit diesem Ruf lässt er die Aufforderung an alle Mühseligen, Zermürbten und unter dem verzweifelten Versuch, sich selber zu heiligen, Zusammengebrochenen ergehen, zu ihm kommen und die Heiligung, die er «für sie» vollbracht hat, als Geschenk aus seiner Hand anzunehmen. Wer diese Einladung annimmt, der wird merken, dass sein «Joch sanft ist und seine Last leicht.» Wer sie aber nicht annimmt, der wird in seinem verzweifelten Bestreben, sich selber zu heiligen, fortfahren. Es wird ihm dieser Versuch aber nie gelingen. Es wird der Moment kommen, da er innewird, dass alle Selbstheiligung versagt, und dann wird die gefährliche Stunde da sein, da die Versuchung zur Unwahrheit und der Schritt zur Lüge sehr nahe liegt. Man muss dann «vor den Leuten scheinen» und dergleichen tun, als wäre die Selbstheiligung doch gelungen. Man muss sich dann «selbst erhöhen» vor den Leuten, und so beginnt der Sturz in die fromme Lüge, in die Heuchelei. Darin besteht die fromme Unwahrhaftigkeit, dass der Mühselige und Beladene den Mut nicht aufbringt, vor aller Welt von der Sündergnade zu leben und ins Gnadenbrot zu beissen. Wir geben uns dann vor der Welt als Meisterer der Sünde, statt als begnadigte Sünder. Oh, der Herr der Kirche weiss gar wohl, warum er den Vater bittet: «Heilige sie in deiner Wahrheit», und hat seine guten Gründe, warum er hinzufügt: «Ich heilige mich selbst für sie, auf dass auch sie geheiligt seien in der Wahrheit.»

Dann heisst es weiter: «Dein Wort ist die Wahrheit.» Das steht auch nicht von ungefähr gerade in diesem Zusammenhang da. Ist es nicht so und lehrt nicht die Kirchengeschichte zur Genüge, dass alle so genannten Heiligungsbewegungen in der Gefahr stehen, den Heiligen Geist gegen das Wort ins Feld zu führen? Wie viel Verachtung und Verächtlichmachung des Wortes macht sich doch gerade dort immer wieder breit, wo die Parole der Selbstheiligung ertönt! Verachtet nur das Wort! Führt nur das «Leben» gegen das Wort ins

Feld! Aber passt dann auf, dass ihr nicht in wilder Selbsttäuschung landet. «Dein Wort ist die Wahrheit», sagt Christus. Dabei bleibt's.

Und nun noch ein Letztes. Es hat in der Kirche Christi zu allen Zeiten auch andere, und zwar sind diese anderen zahlenmässig zeitweise sogar in der Übermacht, die sich rühmen können, dass ihnen die Heiligung nicht zur Not geworden sei. Die Frage um die Heiligung hat ihnen noch keine schlaflosen Nächte bereitet und keine grauen Haare verursacht, sie können sich damit brüsten, nicht zu jenen Mühseiligen und Beladenen zu gehören, die sich gedrängt sehen, ihr Heil zu schaffen mit Furcht und Zittern. Passt auf, ihr anderen! Das ist ein gar gefährlicher Ruhm! Wenn einer sich rühmen kann, er habe sich in seinem Leben überhaupt noch nicht viel um sein Heil gekümmert, dann möchte ich ihn daran erinnern, dass es ausser Gott noch einen gibt, der uns auch verhaften und beschlagnahmen kann, der uns auch gern in seinem Dienst wüsste, der auch ein Wort und eine Predigt hat. Ungezählte Lautsprecher und Sprachrohre, Sender und Empfänger stehen diesem anderen zu Diensten. Und nun ist es heute, und wohl nicht nur heute, aber heute in besonderer Weise so: Wer nicht von Christus mit Beschlag belegt ist, der wird jenem anderen verfallen. Entweder, wir lassen uns durch Christus heiligen, oder aber wir werden dem Teufel dienstbar und untertan. Jene wohlwollende Neutralität Gott gegenüber, jenes lächelnde Zuschauertum, das in der kirchlich-bürgerlichen Zeit so verbreitet war, hat gründlich abgewirtschaftet. Dort bei den lächelnden Gleichgültigen, die sich nicht gross um ihr Heil kümmern, dort ist das breite Erntefeld der Mächte und Gewalten, dort fallen der Finsternis Leibeigene und Sklaven zu wie welches Laub im November. Dort gibt's zwar kein frommes Heucheln, aber eine offene, zynische Lüge vor aller Welt.

Christus aber steht für seine Gemeinde vor dem Vater im hohepriesterlichen Beten und fleht für uns: «Heilige sie in

deiner Wahrheit.» Diese hohe Fürbitte unseres Herrn ist unsere Zuversicht, sie enthält aber auch die dringliche Mahnung an alle Welt: Mensch, Mensch, es ist Zeit, ans Heil zu denken!

Der Hohepriester: Seine Bitte um die vollkommene Einheit

²⁰ Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, ²¹ auf dass sie alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir; dass auch sie in uns eins seien, auf dass die Welt glaube, du habest mich gesandt. ²² Und ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, dass sie eins seien, gleichwie wir eins sind, ²³ ich in ihnen und du in mir, auf dass sie vollkommen seien in eins und die Welt erkenne, dass du mich gesandt hast und liebest sie, gleichwie du mich liebst. ²⁴ Vater, ich will, dass, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, dass sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast; denn du hast mich geliebt, ehe denn die Welt gegründet ward. ²⁵ Gerechter Vater, die Welt kennt dich nicht; ich aber kenne dich, und diese erkennen, dass du mich gesandt hast. ²⁶ Und ich habe ihnen deinen Namen kundgetan und will ihn kundtun, auf dass die Liebe, damit du mich liebst, sei in ihnen und ich in ihnen. Johannes 17,20-26

«Ich bitte aber nicht allein für sie (die Jünger), sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden.» Das heisst, dass der Herr hier für alle diejenigen zum Vater betet, die seit den bald 2000 Jahren, die seither vergangen sind, zur Kirche Christi kamen; Gott allein kennt ihre Namen und ihre Zahl. Das heisst aber auch, dass Christus hier in Fürbitte steht für alle, die auch in Zukunft noch durchs weiterlaufende Wort an ihn glauben und dazukommen werden. Das will mit andern Worten besagen, wo immer ein Missionar und Sendbote an einer fernen, fremden Küste landet – dieser Sendbote kann ja auch in Basel wohnen, und diese fremde Küste kann irgendeine Haustür in dieser Stadt sein –, da ist ihm Christus schon zuvorgekommen. Ein Sendling kommt nie als erster, Christus ist immer schon da gewesen, denn er

hat als Hohepriester «gebetet für alle, die noch durch ihr Wort an ihn glauben werden». Darum ist uns nicht nur erlaubt, sondern geboten, heute Morgen dies herrliche Wort auf uns zu beziehen. In Ausübung meines Amtes darf ich euch jetzt kühn anreden als solche, die mit inbegriffen sind dort, wo Christus für seine Kirche betet. Du sollst es jetzt hören: Christus hat dich dabeigehabt dort, wo er für alle bat, die je an ihn glauben werden. Von dem Tage an, da man beginnt, mit dieser geschehenen Fürbitte ernstlich zu rechnen, tritt man den Menschen ganz anders gegenüber. Jeder Mensch, der dir begegnet, kann ja nun einer von denen sein, für die der Herr hier gebetet hat. Man sieht es ja den Menschen zunächst gar nicht an, ob sie zu den Auserwählten Christi gehören oder nicht. Sie sind es, noch bevor sie selber es innewerden, denn Christus bittet hier steil in alle Zukunft hinein, bittet für die, so durchs Wort der Jünger an ihn glauben werden. Dieser Blick in die Zukunft darf uns nicht überraschen. Schon Vater Abraham hörte unter dem sternensäten Himmel die grosse Frage: «Kannst du sie zählen?» Und erhielt die geheimnisvolle Antwort, dass seine Kinder so zahlreich sein werden wie der Sand am Meer und wie die Sterne am Himmel. Christus kann sie heute zählen, denn er ist gesetzt zum Herrn über Himmel und Erde. Christus ist mehr als Abraham. Darum bittet er «für sie, die durch das Wort der Jünger an mich glauben werden». So betet der Herr für seine Kirche.

Und nun sofort einen Schritt weiter! *Was* ist es denn nun, das der Herr für seine Kirche erbittet, was ist der genaue Inhalt seines Gebetes? Ja man könnte füglich fragen: Was kann er denn über all das hinaus, was er schon für sie erbeten hat, noch bitten? Er hat, wie wir gehört haben, bereits für sie erbeten, dass der Vater «sie erhalte in seinem Namen». Er hat ferner für sie erbeten, dass der Vater «sie heilige in aller Wahrheit». Und nun erhebt sich seine Fürbitte für die Seinen zu einer solchen Höhe und Kühnheit, dass, wenn er nicht

der Sohn wäre, wir sagen müssten, das sei nun entschieden zu weit gegangen! Nun bittet er für alle, die an ihn glauben werden, «dass sie so mit ihm und dem Vater eins seien, so wie er mit dem Vater eins ist». Man wagt kaum, es nachzusprechen: Christus bittet nun, dass wir in seine Sohnesgemeinschaft mit dem Vater hinein genommen werden.

Vergegenwärtigen wir uns einen Augenblick, was das bedeutet! Man redet im Volksmund da, wo es sich um Verwandtschaften handelt, in nicht besonders freundlicher Weise von einem Anhang. Wenn einer heiratet, pflegt er einen Anhang zu haben, den er mit in die Ehe bringt. Er hat Brüder und Schwestern, oder er hat gar eine alte Mutter oder einen pflegebedürftigen Vater, die er in die Ehe mitnehmen möchte. Vielleicht ist er Witwer und bringt ein Schärlein Kinder aus erster Ehe mit in die neue Gemeinschaft. So etwas heisst im Volk Anhang. Und nun redet auch Christus hier von einem «Anhang», den er sich erworben hat und alle Tage neu erwirbt bis zum Jüngsten Tag. Diesen seinen «Anhang» möchte er nicht draussen lassen, möchte ihn in den Himmel mitbringen, möchte ihn teilhaftig werden lassen seiner Herrlichkeit. Und, verschweigen wir es nur nicht(!), es ist kein extra gefreuter «Anhang», den er dem Vater mit nach Hause bringen will. Die Engel im Himmel werden grosse Augen machen, wenn er alle die mitbringen wird, die er auf der Landstrasse dieser Welt aufließt und hinter den Zäunen hervorruft. Aber das will er nun. Er bittet den Vater um die Erlaubnis, sie alle mit hineinzubringen, «auf dass sie alle eins seien gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir, dass auch sie in uns eins seien».

Diese Bitte ist so umfassend, dass wir Menschen schwer haben, sie in ihrer ganzen Höhe und Breite und Tiefe zu begreifen. Und so passiert es uns immer wieder, dass wir dieses Wort vom Einssein nicht in seiner Fülle und Herrlichkeit stehen lassen, sondern es verkürzen und tun, als hätte Christus in seinem hohepriesterlichen Gebet lediglich darum gebeten,

dass alle Gläubigen auf Erden *unter sich* eins seien. Darum bittet er sicher auch. Aber seine Bitte ist umfassender. Er bittet hier darum, dass alle Gläubigen auf Erden mit dem *Himmel* eins seien, mit dem Vater, durch den Sohn, im Heiligen Geist. Oder wir reduzieren Christi Fürbitte gar darauf, dass Christus hier um irgendwelche Menscheneinheit bitte. Das tut er nicht. Christus weiss zu gut, dass es hier auf Erden gar mancherlei gibt, das sich auch Einigkeit nennt. Um irgendeinen dummen Gummiball herum können 20'000 Menschen zu einer Einheit sich sammeln. Im Nu kann der Teufel 200 Millionen Menschen um eine sehr fragwürdige Sache herum «einigen». Dem Herrn aber ist es niemals darum zu tun, irgendeine Einheit, eine Einheit um jeden Preis vom Vater zu erbitten. Ihm geht es hier um eine ganz bestimmte und besondere Einheit, die Einheit der Kirche mit dem Vater, durch den Sohn, im Heiligen Geist.

«Dass sie alle eins seien, gleichwie der Vater in mir und ich in ihm; dass auch sie in uns eins seien.» Christus hat seinen guten Grund, warum er dieses «in uns», dieses «gleichwie wir», so hervorhebt. Er will die Welt auch nicht einen Augenblick im Zweifel darüber lassen, dass es der Vater ist, der ihre Rettung will, dass es der Vater ist, der ihn auf die Landstrassen und hinter die Zäune senden lässt, um dort die Verlorenen zu suchen. Es könnte hier der falsche Schein erweckt werden, als wäre etwa der Vater nicht einverstanden mit dem Sohn, als könnte der Vater etwa einmal denken, da und dort sei der Sohn nun doch etwas zu grosszügig und zu freigebig vorgegangen mit seinem Rettungswerk. Nein, die Welt soll es ausdrücklich wissen, dass hier völlige Übereinstimmung herrscht zwischen Vater und Sohn. Die Welt soll erkennen, dass es der Vater ist, der den Sohn als Erlöser gesandt hat: «Auf dass sie alle eins seien mit mir, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir, dass auch sie eins seien, auf dass die Welt glaube, du habest mich gesandt.»

Aber wie? Hier wir Menschen, dort der ewige Gott in seiner Majestät und Herrlichkeit! Derart Ungleiches soll zusammenkommen, soll eins werden? Wir denken an jenen Mose, dem zugerufen wurde: «Ziehe deine Schuhe von deinen Füßen, denn der Ort, an dem du stehst, ist heiliges Land.» Wie hat doch Moses dort, wo das Wort in seiner Herrlichkeit ihm begegnen soll, eine Grenze gezogen und einen Zaun aufgerichtet und gesagt: Jeder, der über diese Schranke steigt, ja schon wer sie berührt, soll zu Tod geschlagen werden! Und nun bricht Christus diese Schranke entzwei und sagt: Sie sollen alle hineinkommen, hinein zum Vater. Was Unerhörtes bittet er doch da! Aber er tut es. Und er tut es so, dass er dem Vater in Erinnerung ruft, dass er ja diesen Menschen die trennende Sünde vergeben hat, dass er sie ja zugestrichelt hat zur Gemeinschaft mit dem Vater. Er hat sie gleichsam «salonfähig» gemacht für den Himmel. Und nicht mehr nur als Zaungäste sollen sie am Himmel teilhaben, nein, ganz, ganz will er sie drinnen haben. Und damit hören wir nun hier eine Botschaft, die am äussersten Rand unseres Erkenntnisvermögens steht. Wem Christus die Sünde vergibt, dem nimmt er nicht nur etwas Dunkles weg, sondern dem schenkt er zugleich etwas Helles, den ewigen Lichtglanz, die Herrlichkeit, die er selber vom Vater erhalten hat. Es gibt eine Doxa, einen jenseitigen Lichtglanz, dem gegenüber das reinste Alpenglühn nur ein fernes Abbild ist. Und diesen Lichtglanz, sagt hier Christus, «habe ich ihnen gegeben». Uns aber kommt dabei der Schluss des Unservaters in den Sinn, «dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit». Und nun soll diese Herrlichkeit, die Gottes allein ist, auch dem Sohn geschenkt werden, und durch ihn auch uns zuteil werden. Alles, was er vom Vater hat, will er uns geben. Man denkt bei dieser unfassbaren Botschaft an Pfingsten, an jenen feuerähnlichen Glanz, der über der Gemeinde sichtbar wird zur Stunde der Geistesfülle. Man denkt an jenes neue Kleid, das den Gästen von der Landstrasse geschenkt wird, bevor sie

zum königlichen Hochzeitsmahle schreiten. Man denkt an die unzählbare Schar, mit weissen Kleidern angetan, mit Palmen in den Händen, «die ihre Kleider gewaschen haben im Blut des Lammes». Man denkt an die Verheissung, dass die «Gerechten leuchten werden wie die Sonne in meines Vaters Haus». Das ist's, was hier der hohe Beter meint, wenn wir ihn sagen hören: «Und ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, dass sie eins seien, gleichwie wir eins sind, ich in ihnen und du in mir, auf dass sie vollkommen seien in eins und die Welt erkenne, dass du mich gesandt hast und liebest sie, gleichwie du mich liebst.»

So tief herunter neigt sich die Selbstverleugnung Jesu. Er bittet den Vater geradezu, «dass du sie liebst, gleichwie du mich liebst». Er ist bereit, die Liebe, die der Vater ihm schenkt, mit seinem Anhang zu teilen. So ganz ist er unser Bruder geworden. Er wünscht, seinen Anhang dort hinein zu nehmen, wohin der Vater ihn seit Himmelfahrt erhöht hat. Jenen Raum, der ihm zur Rechten des Vaters zugewiesen ist, will er mit seinem Anhang teilen: «Vater, ich will, dass, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, dass sie meine Herrlichkeit sehen.» «Vater, ich will.» Wie seltsam tönt doch das im Munde Jesu! Es ist das die einzige Stelle, da der Sohn dem Vater gegenüber sagt, «ich will». Gerade hier steht es, gerade hier macht er nun seinen Willen geltend dem Vater gegenüber, gerade hier, wo er nichts für sich, alles für die Seinigen will, hier, wo er ganz nur der Erlöser zu sein begehrt. Seine Herrlichkeit sollen sie sehen. Seine Herrlichkeit soll sie überstrahlen. Sie sollen dort «erwachen an seinem Bilde» (Psalm 17). Sollen sich dort satt sehen dürfen an seiner Herrlichkeit, ihn schauen von Angesicht zu Angesicht. Die Seligpreisungen sollen dort erfüllt sein.

Dies Unerhörte erbittet schliesslich der Hohepriester für alle, die an ihn glauben werden. Es ist das ein Vorrecht, das den Gläubigen eingeräumt werden soll vor allen anderen, die

auch Gelegenheit zum Glauben gehabt hätten, aber sie haben nicht glauben wollen. Ein Vorrecht vor jenen, die Christus auch kennen könnten, aber ihn nicht kennen wollen. Ein Vorrecht vor allen, die den Namen Christi auch kennen, aber sich seiner schämen. Er wird sich ihrer auch schämen. Wie sollte dieses Vorrecht etwas Ungebührliches oder gar Parteiliches sein? Es entspricht doch schliesslich der ewigen Gerechtigkeit, dass der Vater diejenigen, die das neue Kleid angeboten erhielten und es verschmähten, die jene geschenkte Heiligkeit verachteten und seine Barmherzigkeit mit Füßen traten, anstatt mit beiden Händen darnach zu greifen, dass er diese zurückstellt hinter jenen anderen, die sich haben retten lassen in der Zeit. Darum ruft der Sohn schliesslich hier die Gerechtigkeit des Vaters an: «Gerechter Vater, die Welt kennt dich nicht; ich aber kenne dich, und diese erkennen, dass du mich gesandt hast. Und ich habe ihnen deinen Namen kundgetan und will ihn kundtun, damit die Liebe, damit du mich liebest, sei in ihnen und ich in ihnen.»

So steht es um die Einheit der Kirche Christi, deren Glieder wir sein dürfen. Sie ist begründet in der Einheit des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Diese Einheit ist ganz auf Christus und sein Werk gegründet. Sie hängt buchstäblich an Christus. Sie steht nicht auf der Erde, sondern hängt am Himmel. Christus ist der Weinstock. Wer an ihn glaubt, der hängt als Schoss an diesem Weinstock. Christus ist das Haupt. Wer an ihn glaubt, der hängt als Glied am Haupte und ist hinein genommen, wie die Alten sagten, «hinein geleitet» in die ewige Einheit des Vaters mit dem Sohne. Es ist Christus allein, der diese Einheit seiner Kirche machen kann, macht und machen wird. Und er hat die Einheit der Kirche so gemacht, dass er seinen Anhang nicht abschüttelte und hinter sich liess, was wir ihm wahrhaftig nicht hätten verargen dürfen, sondern so, dass er in seinem ewigen Erbarmen seinen Anhang mit hinein nahm zum Vater. Und dort ist nun sein Anhang, und dort bleibt er, und keine Macht der Erde

und keine List der Hölle kann diese Einheit der Kirche mehr rückgängig machen, seitdem Christus, der Hohepriester, gebetet hat: «Auf dass sie alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir.»

Diese Einheit der Kirche *glauben* wir. «Wir glauben an den Heiligen Geist, eine heilige, allgemeine, christliche Kirche, die da ist eine Gemeinschaft der Heiligen.» Wir glauben sie. Das heisst, wenn wir von der Einheit der Kirche reden, wenn wir bezeugen, dass wir zu dieser Einheit der Kirche gehören, dann schauen wir stracks auf Christus und sein Erlöserwerk. Nicht schauen wir auf uns. Es gibt Christen, und es gibt auch unter uns solche, die von Jugend an ganz besonders gelitten haben darunter, dass es so wenig sichtbare Gemeinschaft gibt. Von Jugend an sind sie auf der Suche nach Gemeinschaft. Da, dort haben sie gesucht, hie und da auch gemeint, gefunden zu haben. Aber ach, immer wieder wartete zuletzt die Enttäuschung. Kennen wir diese Not nicht alle? Ist es uns nicht allen eine tiefe Not, dass, wenn wir auf uns Menschen, auch auf uns Christen schauen, dass wir dann immer wieder nur ungenügende und beschämende Zeichen dieser Einheit der Kirche Christi schauen, Zeichen, die so unbefriedigend sind, dass wir immer wieder in Gefahr stehen, an der Einheit der Kirche zu zweifeln und zu verzweifeln, anstatt sie zu glauben?

Unter dieser unserer Zerrissenheit leiden wir. Wir leiden darunter, dass es Kirchen gibt in der Welt, anstatt nur eine Kirche. Wir leiden darunter, dass es eine römisch-katholische und eine evangelische Kirche gibt. Leiden alle darunter, dass die evangelische Kirche, weil sie gottlob heute jeglichen Zwang in Glaubensdingen verschmäht, so ganz besonders zerrissen und zerklüftet ist, und dass andererseits die römisch-katholische Kirche nur mit unchristlichen Gewaltmitteln ihre Einheit notdürftig genug zu behaupten vermag. Diese Gebrechlichkeit der Kirche Christi, die sich auf katholischer Seite in ungeistlichem Zwang, auf evangelischer

Seite in ebenso ungeistlicher Zersplitterung auswirkt, gehört zum Stande der Vorläufigkeit, in dem wir jetzt noch leben. Wir stehen nicht in der Vollendung, wir stehen im Advent, in der Erwartung dessen, was vollkommen ist. Aber so wenig die Tatsache, dass wir jetzt noch sterben müssen, je die Auferstehung Christi rückgängig machen könnte, so wenig kann die Tatsache, dass es jetzt noch statt einer Kirche Kirchen gibt, die Einheit rückgängig machen, die Christus selber in seinem hohepriesterlichen Gebet für die Kirche erbeten hat. Darum glauben wir die Einheit der Kirche, auch wenn wir sie jetzt noch nicht schauen. Wer aber nicht an die Einheit der Kirche glaubt, weil es noch Kirchen gibt, der gleicht jenem törichten Mann, der nicht an die Auferstehung Christi glaubt, weil es noch Tote gibt. Wir glauben an eine heilige, allgemeine, christliche Kirche, und wir halten fest an diesem Glauben im Advent bis auf den Tag hin, da wir, was wir jetzt glauben, schauen werden: «Es wird eine Herde und ein Hirte werden.» Wie wird dann dir sein, o Erde! – dann!

Jesu Gefangennahme und Verhör

¹ Da Jesus solches geredet hatte, ging er hinaus mit seinen Jüngern über den Bach Kidron; da war ein Garten, darein ging Jesus und seine Jünger. ² Judas aber, der ihn verriet, wusste den Ort auch; denn Jesus versammelte sich oft dasselbst mit seinen Jüngern. ³ Da nun Judas zu sich hatte genommen die Schar und der Hohenpriester und Pharisäer Diener, kommt er dahin mit Fackeln, Lampen und mit Waffen. ⁴ Wie nun Jesus wusste alles, was ihm begegnen sollte, ging er hinaus und sprach zu ihnen: Wen sucht ihr? ⁵ Sie antworteten ihm: Jesus von Nazareth. Jesus spricht zu ihnen: Ich bin's! Judas aber, der ihn verriet, stand auch bei ihnen. ⁶ Als nun Jesus zu ihnen sprach: Ich bin's! wichen sie zurück und fielen zu Boden. ⁷ Da fragte er sie abermals: Wen sucht ihr? Sie sprachen: Jesus von Nazareth. ⁸ Jesus antwortete: Ich habe euch gesagt, dass ich es sei. Sucht ihr denn mich, so lasset diese gehen! ⁹ (Auf dass das Wort erfüllet würde, welches er sagte: Ich habe der keinen verloren, die du mir gegeben hast.) ¹⁰ Da hatte Simon Petrus ein Schwert und zog es aus und schlug nach des Hohenpriesters Knecht und hieb ihm sein rechtes Ohr ab. Und der Knecht hiess Malchus. ¹¹ Da sprach Jesus zu Petrus: Stecke dein Schwert in die Scheide! Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat?

¹² Die Schar aber und der Oberhauptmann und die Diener der Juden nahmen Jesus und banden ihn ¹³ und führten ihn zuerst zu Hannas; der war des Kaiphäs Schwiegervater, welcher des Jahres Hohepriester war. ¹⁴ Es war aber Kaiphäs, der den Juden riet, es wäre gut, dass EIN Mensch würde umgebracht für das Volk.

¹⁹ Aber der Hohepriester fragte Jesus um seine Jünger und um seine Lehre. ²⁰ Jesus antwortete ihm: Ich habe frei öffentlich geredet vor der Welt; ich habe allezeit gelehrt in der Schule und in dem Tempel, da alle Juden

zusammenkommen, und habe nichts im Verborgenen geredet. ²¹ *Was fragst du mich darum? Frage die darum, die gehört haben, was ich zu ihnen geredet habe; siehe, diese wissen, was ich gesagt habe.* ²² *Als er aber solches redete, gab der Diener einer, die dabeistanden, Jesus einen Backenstreich und sprach: Sollst du dem Hohenpriester also antworten?* ²³ *Jesus antwortete: Habe ich übel geredet, so beweise es, dass es böse sei; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?* ²⁴ *Und Hannas sandte ihn gebunden zu dem Hohenpriester Kaiphas. Johannes 18,1-14.19-24*

Dies Wort von der gelungenen Gefangensetzung Jesu ist geradezu handgreiflich zeitgemäss und aktuell, denn es redet zu einer Kirche, die in ihrer Entfaltung zum mindesten gehemmt und eingeschränkt, wenn nicht gar verfolgt und unterdrückt ist, redet zu einer Gemeinde, die wieder ahnt, was es ist um die Gefangenschaft der Kirche Christi. Die Möglichkeit einer solchen Gefangenschaft darf uns, im Lichte dieses heutigen Tagesevangeliums, nun nicht mehr befremden. Wir werden hier nun daran erinnert, dass die Gefangenschaft sozusagen «von Haus aus» zur Christenheit gehört. Schon das Alte Testament erzählt von einer harten, Jahrzehnte, wenn nicht gar Jahrhunderte, dauernden ägyptischen und später babylonischen Gefangenschaft der Gemeinde Gottes. Durch die Psalmen hindurch ertönt das Lied von den «Gefangenen Zions, die mit Tränen säen und mit Freuden ernten», das Lied von denen, die «durchs Jammertal gehen und graben daselbst Brunnen», das Lied von der Schar, die «Lobgesänge singt in der Nacht». Und wenn nun gar das Haupt der Christenheit, wenn Christus selber als Gefangener vor aller Welt dasteht, dann dürfen sich die Glieder nicht mehr darüber wundern, wenn eines Tages der Haftbefehl auch gegen sie ergehen sollte. Darum, weil es heute eine Gefangenschaft der Kirche gibt, haben wir heutigen Christen

doppelten Grund, da genau hinzusehen und hinzuhören, wo uns wie hier die Verhaftung Jesu erzählt wird.

Über die Art, wie der Herr der Christenheit sich in seiner Gefangenschaft benimmt, gibt vor allem eine kleine Notiz deutlichen Aufschluss, die uns der vierte Evangelist erhalten hat. In jener Nacht, da Jesus vor dem altberühmten Kirchenfürsten, dem ehemaligen Hohenpriester Hannas, steht, heisst es, habe der Knecht des Hohenpriesters dem Angeklagten eine Ohrfeige gegeben, und zwar ausdrücklich mit der Begründung, er habe sich nicht so benommen, wie sich das für einen Gefangenen gezieme. Sonst war es üblich, dass Gefangene bei der Untersuchung wenigstens weinten, wenn nicht gar winselten, um das harte Herz damaliger Richter zu erweichen. Und wenn sie das nicht taten, lag es in ihrem eigenen Interesse, sich wenigstens demütig und unterwürfig zu verhalten. Aber dieser gefangene Jesus aus Nazareth benimmt sich nicht einmal wie ein Untertan, geschweige denn wie ein Angeklagter. Er redet wie ein Edelmann, wie ein Ebenbürtiger, wie ein Freier unter Freien. Der alte Hannas fragt ihn aus über seine Lehre und über seine Jünger. Jesus aber weiss, dass Hannas längst auf dem Laufenden ist und alles weiss. In den Augen Jesu ist darum das ganze Verhör vor Hannas nur wie ein Manöver, um nach aussen das Gesicht zu wahren und den Schein von Recht vorzutäuschen. Das Urteil ist ja seit längerer Zeit gefällt, spätestens seit der Auferweckung des Lazarus. Die Fragen des alten Kirchenmannes sind darum im tiefsten Grund unaufrichtig. Das lässt ihn Jesus fühlen, indem er ihm die würdige Antwort gibt: «Ich habe öffentlich geredet, in der Schule und im Tempel. Was gibt's da noch zu fragen? Frage diejenigen, die es gehört haben. Die müssen es doch wissen.»

So redet tatsächlich sonst kein Gefangener. Man kann eben gebundene Hände haben und doch frei sein. Man kann als Angeklagter vor seinem Richter stehen und dem Richter darum überlegen sein, weil das Recht beim Angeklagten ist

und das Unrecht beim Richter. So steht hier Jesus vor Hannas. Es kann nicht genug immer wieder betont werden, dass die Passion Jesu in keiner Weise den Sinn hat, dass etwa Jesus sich vor der Gewalt der Menschen beugt. Wovor er sich auf seinem Kreuzesweg beugt, das ist der Thron des Allerhöchsten, seines Vaters im Himmel. Vor diesem beugt er sich ganz. Nur der versteht das Kreuz und die Demut Christi recht, der darin eine Demut vor dem höchsten Herrn und einen Sohnesgehorsam dem Vater gegenüber sieht, aber niemals einen Bückling vor der Gewalt und ein Weichen vor dem Unrecht oder gar ein stillschweigendes Nachgeben und schwächliches Billigen von Gemeinheit und Rechtlosigkeit. Wer das Kreuz Christi als Unterwürfigkeit unter die Tyrannen deutet und «lehrt die Leute also», der lehrt falsch und hat weder gesehen noch gehört, was uns die Passionsberichte erzählen. Dadurch, dass der Herr ans Kreuz geht, lässt er weder das göttliche noch das menschliche Recht beugen oder brechen, sondern richtet es nun erst recht für alle Zeiten und für alle Völker unwiderruflich auf.

Aufschlussreich in dieser Hinsicht ist auch die Art und Weise, wie Jesus auf die Zurechtweisung des Gerichtsdieners reagiert. Jesus hat einmal in der Bergpredigt gefordert, dass man die andere Backe hinhalte, wenn man einen Streich erhalte. Und nun ist es höchst beachtenswert, dass er das hier, hier, wo es um Recht oder Unrecht geht, gerade nicht tut. Er hält dem Schläger die andere Backe nicht dar, sondern legt gegen sein rechtswidriges Verhalten in aller Form Protest ein: «Habe ich übel geredet, so beweise es, dass es böse sei, habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?» Sie haben ihn in ihrer Gewalt. Sie haben seine Hände gebunden, weil er bereit ist, jenen Willen des Vaters zu tun, der ihn zum Kreuz führt. Aber es soll an den Tag kommen und soll unter keinen Umständen zugedeckt bleiben, dass sie wohl die Gewalt auf ihrer Seite haben, unter keinen Umständen aber das Recht. Es gibt zwar eine Christlichkeit, die hier christlicher

sein will als Christus. Sie stösst sich daran, dass er hier seinem Peiniger widersteht. Diese Christlichkeit aber, die um jeden Preis sanftmütig sein will und Sanftmut mit Feigheit und Charakterlosigkeit verwechselt, darf sich nicht auf den berufen, der hier vor Hannas gegen die Ohrfeige protestiert. Jeremias Gotthelf schreibt in dem kürzlich erschienenen, sehr lesenswerten Büchlein: «Mir wei eis ga Lützelflüeh» in einem Brief an seinen bäuerlichen Freund Burkhalter im Fluhacker bei Niederönz Worte, die wir hier hören müssen: «Es hat alles seine Zeit, sagt Salomo. Sanftmütig und geduldig sein ist gar schön, aber es gibt Zeiten, wo unter Sanftmut und Geduld sich ein feiner Egoismus zu verstecken scheint, der sich nicht gerne in seiner Behaglichkeit stören lässt. Es gibt Zeiten, welche Bekenntnisse fordern, wo es Mann an Mann geht, wo man mit allen Waffen sich verteidigen muss, weil das Heiligste angegriffen, das Teuerste gefährdet wird.»

So kann man dem, der für uns ans Kreuz ging, das Kreuz nachtragen und nachfolgen, indem man schweigt und duldet, aber man kann ihm unter Umständen auch nachfolgen, indem man redet und duldet. Der Weg des Kreuzes ist nicht immer still, er kann auch einmal laut sein. Der Kreuzträger bleibt nicht immer stumm, er kann auch einmal beredt werden wie hier vor dem Hohenpriester Hannas, wo einer mit gebundenen Händen steht, aber siehe, er ist frei. Und eine Gemeinde, die sich zu ihm bekennt, bleibt frei, auch wenn ihr die Hände gebunden werden, bleibt frei, auch wenn ihr die Füße gefesselt werden, bleibt frei, auch wenn ihr der Brotkorb höher gehängt wird, bleibt frei, auch wenn ihr der Mund gestopft wird. Oh, es gibt eine Freiheit der Gebundenen, so wie es eine Kraft der Geringen gibt, eine Freude der Elenden und ein Leben der Sterbenden. An diese Freiheit der Gebundenen glauben, das heisst in dieser Zeit an Jesus Christus glauben. Und an eine Freiheit der Gebundenen jetzt nicht mehr glauben, sich abfinden mit der Tyrannei und ihre

gewaltigen Siege anerkennen, das heisst jetzt den verleugnen, der in jener Nacht vor Hannas steht. Ach, man mag es fast nicht aussprechen, denn zu oft schon ist es als Phrase ausgesprochen worden und klingt darum verdächtig, aber für den dort vor Hannas gilt es, der dort ist «in Banden frei». Es ist kaum wahr, was Friedrich Schiller sagt: «Der Mensch ist frei, und wär' er in Ketten geboren.» Nein, der Mensch ist nicht frei. Aber derjenige, der dort vor Hannas steht, gefesselt und geohrfeigt, der ist frei. Er ist darum frei, weil er im absoluten Sohnesgehorsam sich beugt bis in den Tod am Kreuz. Und wer an den dort glaubt, wer sich in diesen Sohnesgehorsam hineinziehen lässt, wer sich ausrüsten lässt mit den Lebenskräften seines Kreuzesweges, der wird frei. Welchen dieser Sohn frei macht, der ist frei. Darum, nicht der Mensch, wohl aber der Christ ist frei, und wär' er in Ketten geboren. Der Christ ist frei, und wäre er nicht nur in Ketten geboren, sondern müsste in Ketten leben und in Ketten sterben. Der Christ ist frei, weil er an den glaubt, der in jener Nacht als Freier gebunden vor Hannas steht.

Ja diese Freiheit des Gebundenen zeigt sich schon in der Art und Weise, wie die Gefangennahme Jesu vor sich geht. Genau genommen wird Jesus nicht gefangen, sondern er ist es, der sich in die Gefangenschaft begibt. Der eigentlich Handelnde ist während dieses ganzen Vorganges er. Bezeichnend ist schon der Ort seiner Verhaftung. Dort in Gethsemane hat er sich eben dem Vater im Gehorsam unterworfen, hat sich zu der Bereitschaft durchgerungen, den Kelch zu trinken. Durch diesen Gehorsam ist er dort frei geworden von allem, was ihm jetzt Menschen noch tun können. Und diese seine Freiheit, die aus seinem Sohnesgehorsam hervorgeht, erkennen wir darin, dass er es ist, der nicht nur den Ort seiner Gefangennahme bestimmt, sondern auch die Zeit, und zwar dadurch, dass er den Judas vom Abendmahl wegschickt. Er sucht Gethsemane absichtlich deswegen auf, damit Judas ihn dort vermuten und finden könne: «Judas aber,

der ihn verriet, wusste den Ort auch, denn Jesus versammelte sich oft daselbst mit seinen Jüngern.»

Dort am Eingang des Gartens erwarten sie ihn mit Fackeln und Waffen. Aber nicht sie müssen ihn aufspüren, sondern er ist es, der ihnen königlich entgegentritt, hinein ins Licht ihrer Lampen. Und er ist es, der zuerst das Wort ergreift und sie anredet, so wie nicht der Knecht, sondern der Herr zuerst zu reden pflegt. Und nun fällt auf, dass er sie zweimal fragt: «Wen sucht ihr?» Und zweimal gibt er ihnen die Antwort: «Ich bin's». Ja es steht noch ein drittes Mal hier, dieses viel sagende «Ich bin's». Das heisst zunächst schlicht: Ich bin es, den ihr sucht. Aber wer den griechischen Urtext vor den Augen und im Sinn hat, dem muss auffallen, dass das hier genau die gleichen Worte sind, die Jesus durch dieses ganze vierte Evangelium immer wieder spricht, wenn er vom Geheimnis seiner Person redet: «Ego eimi», ich bin. Ich bin das Licht der Welt, ich bin das Brot des Lebens, ich bin der Weg, ich bin die Wahrheit, ich bin das Leben, ich bin der gute Hirte, ich bin der rechte Weinstock, und zuletzt, ihr nennt mich Meister und Herr, und ich bin es auch!

Mit diesem «Ich bin», das er gerade hier bei der Gefangennahme dreimal sagt, hält er wie mit einem Siegesruf und Triumphgeschrei seine Hände dem Strick des Häschers hin. Sie können ihn verhaften, aber er ist das Licht der Welt. Sie können ihn mit Kot bewerfen, seinen Namen verwüsten, ihn mit Hohn und Geifer überschütten, aber eines können sie nicht ändern, dass er das helle, alle Zeit und alle Welt erleuchtende Licht ist und bleibt. Sie können ihm die Kleider ausziehen und ihn so arm und bedürftig machen, dass er als Verschwachteter rufen muss: «Mich dürstet», aber bei alledem können sie nicht verhindern, dass er das Brot des Lebens bleibt und aller Welt zurufen wird: «Nehmet, esset», und «trinket alle daraus.» Sie können jetzt den Hirten schlagen und die Herde zerstreuen, aber gerade so wird es geschehen, dass er der eine gute Hirte wird, der sein Leben lässt für seine

Schafe. Sie können ihm das Leben nehmen, aber sie können es nicht hindern, dass er dadurch allen, die an ihn glauben, das Leben rettet.

Dieses majestätische «Ich bin» hält er denen entgegen, die ihn jetzt zu zertreten gedenken. Er sagt es den Kriegsknechten, er sagt es aber auch dem Judas, und Judas empfindet das Gewicht dieser Worte. Er sagt es aber auch für seine Jünger, ja er sagt es so, dass alle Teufel es hören müssen, die eben jetzt anfangen wollen, über seine Verhaftung zu triumphieren, er sagt es vor den Ohren aller Engel, er sagt es so, dass es den Himmel und die Erde und die Hölle in Bewegung setzt: «Ich bin es.» Kein Wunder, steht hier, wo er dies Wort seinen Häschern entgegenstemmt, die seltsame Notiz, die Soldaten samt Judas seien zurückgewichen und zu Boden gestürzt. Man hat diese Einzelheit, die Johannes, wie so viele andere Einzelheiten an der Passion Christi, festgehalten hat, «einen legendären Zug» genannt, aber wenn wir dieses «Ich bin es» durchs ganze Evangelium hindurch gehört haben, dann verwundern wir uns kaum mehr über eine derartige Wirkung. So wie er dort vor Hannas protestiert, so stellt er hier zuerst fest, wer der Stärkere ist. Und stärker ist nicht derjenige, dem ein Gewaltstreich gelingt, sondern der andere, der der Sohn des Allmächtigen ist, auch wenn er nun unterliegt. Wer Gott mit sich hat, der kann auch einmal gestrost unterliegen, denn es gefällt Gott, durch Niederlagen hindurch zu siegen.

Daraufhin stellt er das zweite Mal die Frage: «Wen sucht ihr?» Und diesmal stellt er sie, um seine Jünger zu schützen. Die Häscher sollen nicht alle gefangen nehmen, sondern nur ihn, den sie suchen. Darum stellt er sich ihnen dar. Er tut es als guter Hirte, der seine Schafe deckt. Mit dem Befehlswort: «Sucht ihr mich, so lasset diese gehen» entlässt er seine Jünger. Er weiss, sie könnten jetzt die Gefangenschaft noch nicht ertragen. Die Kraft, in Gefangenschaft frei zu sein, ist ihnen noch nicht geschenkt. Die Zeit wird noch kommen, da

sie als gebundene Apostel Zeugen der Freiheit sein werden. Aber jetzt ist diese Stunde ihres Bekennens noch nicht da. So wie man, um sie zu schonen, Kinder wegschickt, wenn's ernst und blutig wird, so schickt er hier die Seinigen weg: «Sucht ihr mich, so lasset diese gehen.»

Petrus aber will kein Kind sein, will sich nicht schützen und schonen und wegschicken lassen, sondern will umgekehrt sich zum Beschützer seines angegriffenen Herrn aufwerfen. Weil er mit dem Schwert den Willen des Vaters eigenwillig durchkreuzen will, trifft ihn das Wort: «Stecke dein Schwert in die Scheide! Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat?» Petrus will mehr tun, als was er tun müsste. Das ist so recht eine Not unter uns Christen. Wir leiden nicht nur darunter, dass wir nichts oder zu wenig tun wollen, die Gefahr ist immer auch da, dass wir mehr tun wollen, als was wir sollen und können. Da ist uns Petrus eine Warnung. Vor lauter Mehrtunwollen tut er schliesslich weniger, als was er sollte und könnte. Petrus will nicht Schaf sein, sondern gebärdet sich als Hirte. Darum wird er schliesslich ein verlorenes Schaf, das seinem Hirten eine Extramühe bereitet. Petrus will eine Rolle spielen, und er bekommt sie, aber es ist, wie wir bald sehen werden, nicht eine, wie sie ihm gefallen kann.

Petrus verleugnet seinen Herrn

¹⁵ Simon Petrus aber folgte Jesus nach und ein anderer Jünger. Dieser Jünger war den Hohepriestern bekannt und ging mit Jesus hinein in des Hohenpriesters Palast.

¹⁶ Petrus aber stand draussen vor der Tür. Da ging der andere Jünger, der dem Hohenpriester bekannt war, hinaus und redete mit der Türhüterin und führte Petrus hinein.

¹⁷ Da sprach die Magd, die Türhüterin, zu Petrus: Bist du nicht auch dieses Menschen Jünger einer? Er sprach: Ich bin's nicht. ¹⁸ Es standen aber die Knechte und Diener und hatten ein Kohlenfeuer gemacht, denn es war kalt, und wärmten sich. Petrus aber stand bei ihnen und wärmte sich.

²⁵ Simon Petrus aber stand und wärmte sich. Da sprachen sie zu ihm: Bist du nicht seiner Jünger einer? Er leugnete aber und sprach: Ich bin's nicht! ²⁶ Spricht einer von des Hohenpriesters Knechten, ein Gefreunder des, dem Petrus ein Ohr abgehauen hatte: Sah ich dich nicht im Garten bei ihm? ²⁷ Da leugnete Petrus abermals, und alsbald krähte der Hahn. Johannes 18,15-18.25-27

«Und wenn ich mit dir sterben müsste, wollte ich dich nicht verleugnen.» Diese Zusage hat der Felsen-Jünger seinem Herrn in feierlicher Stunde gegeben. Ein erster Beweis dafür, dass Petrus bereit ist, für seinen Herrn tatsächlich zu sterben, ist sein Verhalten bei der Gefangennahme Jesu: Petrus braucht das Schwert und riskiert damit, durchs Schwert umzukommen. Ein zweites Mal setzt er seine Todesentschlossenheit unter Beweis dadurch, dass er auch nach der Festnahme Jesu sich nicht damit abfinden kann, von seinem Herrn zu lassen. Petrus begeht die Unvorsichtigkeit, seinem Herrn nachzufolgen, und zwar, wie Johannes besonders deutlich ausführt, bis in jene Gegend, wo die ausgedehnten Gebäulichkeiten des hohepriesterlichen Palastes stehen. Da geht Petrus durch die grosse Pforte, geht so weit hinein, dass,

wie Lukas erwähnt, Jesus ihn nicht aus dem Blick verliert, und dass somit auch Petrus seinen Herrn sehen kann. Und dort, im Innern des Hofes, drückt sich Petrus keineswegs hinter Säulen und Hecken herum, nein, Petrus mischt sich in seiner Tollkühnheit unter die Leute, beteiligt sich an ihren Gesprächen und setzt sich ans helle Licht eines Wachtfeuers, das im Hofe brennt.

Mit diesem todesverachtenden Verhalten winkt dem Petrus der schönste Nachruhm, den es für einen Mann auf der Ebene dieser Erde geben kann, nämlich der Ruhm, einer Fahne, zu der er einmal geschworen hat, bis zuletzt treu geblieben zu sein. Petrus winkt damit die Aussicht, unter die stattliche Schar derer aufgenommen zu werden, von denen man in der Weltgeschichte und auf der Ebene dieser Welt mit Recht rühmt, sie seien «treu gewesen bis zum letzten Blutstropfen». Diese Gefolgstreue ist das Grösste und Erhebendste, wovon die Völker zu allen Zeiten und an allen Orten singen und sagen. Wir denken an jenen Waffenträger König Sauls, der auch nach verlorener Schlacht bei seinem unglücklichen Herrn im Gebirge Gilboa aushält bis zuletzt. Wir denken an die Worte, die etwa das Nibelungenlied von der «Mannentreue» sagt, von einer Mannentreue, die dort gerade auf dem dunklen Hintergrunde des Verrats umso heller leuchtet. Wir erinnern daran, wie auch das Volk, dem wir angehören dürfen, Gefolgstreue einschätzt und zu ehren weiss dadurch, dass es jenen Männern, die vor 150 Jahren in Paris für einen unglücklichen Monarchen ihr Leben liessen, das Löwendenkmal in Luzern setzte.

Und nun winkt hier dem Petrus dieser höchste, für diese Zeit und Welt höchste Männerruhm. Von ihm wird es einst heissen: Petrus ist seinem Herrn treu geblieben bis vor den Richter. Aber nun erinnern wir uns einen Augenblick daran, dass hier ja derjenige vor seinen Richtern steht, der ihnen sagt: «Mein Reich ist nicht von dieser Welt.» Darum, weil es hier nicht um einen König dieser Welt geht, darum geht es hier

auch nicht um «Mannentreue», und darum geschieht hier mit Petrus etwas ganz, ganz anderes, als was man sonst gewohnt ist in solchen Fällen: was jeder König dieser Welt mit Recht hoch schätzt, wonach jeder König dieser Welt mit beiden Händen greifen würde, was so mancher Herrscher bei sinkendem Stern sehnsüchtig begehrt hätte, gerade das nimmt dieser König hier nun *nicht* an. Es ereignet sich, und Christus lässt es geschehen, dass Petrus dort im Hof des Hohenpriesters entsetzlich strauchelt und fällt. Petrus stirbt nicht für Jesus. Petrus verleugnet seinen Herrn. Da gibt's kein Löwendenkmal zu setzen.

Das heisst, Petrus kommt zwar in den Tod; aber Petrus kommt anders in den Tod, als man als Knecht eines Herrn dieser Welt in den Tod kommt. Es geht mit diesem Petrus dort im Hof des Hohenpriesters nicht in den Heldentod hinein, sondern es geht mit ihm hinein ins *Jüngersterben*. Ein ungeheuerliches, ein fremdes, ein unbegreifliches Geschehen ist dieses Jüngersterben. Der Mann, der auszog als Held, verleugnet vor zwei Weiberröcken. Petrus verleugnet vor einer Magd. Der vierte Evangelist sagt, es sei die Pförtnerin gewesen. Petrus verleugnet im Vorhof ein zweites Mal vor einer Magd, diesmal mit Fluchen und Schwören. Der Hahn kräht. Und dann ist Petrus wie ein Kind, das zwar mit ganzem Willen seine Pflicht erfüllen wollte, sich aber im Spiel verlor, um schliesslich jäh und grausam wieder zur Wirklichkeit zurückzuerwachen. Die Erkenntnis dessen, was er zerbrochen hat, fällt wie ein Berg auf ihn. Und nun geschieht es, dass dieser Mann, der ausgezogen ist wie ein Held, dass dieser Mann das tut, was sonst das Geschäft der Kinder ist: Petrus weint. Man schämt sich als Mann, das zu hören. Der, der ein Mann ist – und Petrus *ist* ein Mann –, der «weinte bitterlich». So sieht es aus, das Jüngersterben. So sehen sie aus, die dem einen König Treue geschworen haben. Da geht's auch in ein Sterben hinein, aber in ein Sterben gar besonderer Art. Sein Wille – und Petrus *hat* einen Willen –

muss ins Sterben hinein, seine Intelligenz, seine Männerintelligenz, sie kommt ins Sterben hinein, seine Ehre wird in den Tod hinein gegeben, seine Mannentreue, sein Bestes kommt ins Sterben hinein. Alles, aber auch wirklich alles, was dieser Petrus hat, kommt in den Tod hinein, und da draussen vor der Mauer liegt ein Elender in Tränen aufgelöst, geschüttelt von Ekel und Scham vor sich selber – so, so radikal wird gestorben im Dienste des Königs, dessen Reich nicht von dieser Welt ist. So sieht es aus, das Jüngersterben.

Petrus aber ist keine allein stehende Ausnahme. Die Apostel und Propheten alle treten an Petri Seite. Wie zieht ein Moses aus als Mann! Wie schlägt er den Ägypter als Mann und Held! Aber dann sehen wir ihn in der fremden Wüste vierzig Jahre lang die Schafe hüten. Da ist es wieder, das Jüngersterben. Und wie zieht ein Paulus aus als Mann und Held! Und dann, ein Gebrochener, im Sande zwischen Jerusalem und Damaskus! Das genaue Seitenstück eines Petrus. Da, in der Geschichte der Apostel und Propheten, gibt es keine Denkmäler zu setzen. Und doch! Ein Denkmal setzen sie sich. Aber es ist das Denkmal ihrer schwachen Stunde. Warum haben sie das getan? Sie hätten es ja doch in ihrer Hand gehabt, die dunklen, die allzu dunklen Schatten aus den Überlieferungen auszumerzen. Sie haben es nicht getan. Und sie hatten ihren guten Grund dazu: die Denkmäler ihrer schwachen Stunde sind eben zugleich Denkmäler der Gnade Gottes. Sie haben damit dem, der zuletzt ganz allein blieb, ohne Getreue, ein Denkmal gesetzt. Sie reden nur von einer einzigen «Treue bis zum letzten Blutstropfen», und das ist die Treue ihres Herrn. Es gibt nur einen, der hier nicht versagt, und das ist ihr Herr. Es gibt nur einen, der hier nie enttäuscht, und das ist der Herr. Für diesen Herrn gibt es nicht ein gönnerhaftes Sterben. Nein, das ist das Jüngersterben, wenn einer anfängt zu erkennen: nicht ich für ihn, sondern er für mich. In der Kirche Christi gibt es deshalb folgerichtig nur ein Denkmal, und das ist das Kreuz unseres Erlösers. Alle

andern Denkmäler müssen aus ihr heraus. Das weiss niemand besser als die Mission, deren wir in der heutigen Predigt speziell gedenken. Wenn wir es unternehmen, in einer Stunde, da es auf dem Gebiet der Heidenmission wieder einmal durch ein besonderes Sterben hindurchgeht, ein «Jubiläum» zu feiern im Rückblick auf 125 Jahre Basler Mission, dann deswegen, weil wir hier rückschauen dürfen auf viel Jüngersterben und auf viel Gottesgnade. Es ist in diesen 125 Jahren im Dienste der Basler Mission auf den Feldern und daheim «gestorben» worden. Das ist das Grösste, was wir zu sagen haben und was uns heute mit besonderem Dank erfüllt. Es ist nicht Zufall und ist nicht auf erbaulich-ästhetische Beweggründe zurückzuführen, sondern es ist eine für die Mission wesentliche und besonders bezeichnende Tatsache, dass eben jenes Lied, das vom Sterben des Weizenkornes redet, das Missionslied der Basler Heimatgemeinde ist, und es ist wiederum kein Zufall, wenn eine der bedeutendsten, wenn auch verborgensten «Säulen der Basler Mission», Graf Zarembo, die dritte Strophe zu diesem Lied hinzuge-dichtet hat¹. Dies Jüngersterben aber ist nicht ein Verlust, sondern ein Gewinn. Es ist eine Gabe dessen, der für alle starb, dass er die Seinigen hineinzieht in seinen Tod, so dass sie bezeugen können: «Wir tragen allezeit das Sterben des Herrn Jesu an unserm Leib.» Auch die Tränen des Petrus an der Mauer sind eine Gabe. Eine Gabe, die der christlichen Kirche, wo sie wirklich Kirche Christi war, nie völlig gefehlt hat. In seinem wahrhaft schönen Missionsbüchlein «Columban und Gallus²» weist Professor F. Blanke darauf hin, dass dem Tutilo, einem St. Galler Mönch des 9. Jahrhunderts, einem Hünen an Kraft und einer wahren Petrusnatur, «die Gabe der Tränen» geschenkt gewesen sei, eine Gabe, die schon im dritten Jahrhundert bei den Mönchen Ägyptens erwähnt werde. Noch heute gebe es im römischen Messbuch drei Gebete um die «Gabe der Tränen», wovon eines laute: «Allmächtiger und mildester Gott, der du dem dürstenden

Volke eine Quelle lebendigen Wassers aus den Felsen hast hervorströmen lassen, entlocke unserem harten Herzen Tränen der Zerknirschung, damit wir unsere Sünden beweinen können und durch dein Erbarmen Verzeihung für sie erlangen mögen» (Seite 191ff). Das ist die «Gabe der Tränen», die dort an jener «Klagemauer» des hohepriesterlichen Gehöftes dem Petrus gegeben ist. Das Grösste, das die Obersten dieser Welt zu gewähren haben, ist der Heldentod. Christus, der Herr der Kirche, aber schenkt mehr; er schenkt die Gabe der Tränen über die begangene Sünde, er schenkt das Jüngersterben. Hätte Petrus auf seinem Eigenwillen beharren können, das wäre sein grösster Verlust gewesen. Er wäre dann eingezogen in die Ahnengalerien dieser Welt. Christus hat das, Gott sei Dank, verhindert. Es ist dem Petrus nicht gelungen, nach dem vermodernden Lorbeer zu greifen, den diese Welt zu vergeben hat. Christus hat mehr vor mit Petrus. Petrus soll nicht Held werden, sondern er soll Jünger bleiben. Und einmal Jünger, einmal hineingenommen ins Sterben Jesu, ist Petrus sozusagen keine Privatperson mehr. Wäre er Privatperson, dann würde er uns hier nicht mehr interessieren. Aber Petrus wird göttliches Programm. Petrus soll sozusagen ein offizieller Vertreter im Reiche Gottes werden. Das ist seine Berufung, um die es hier geht: «Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde.» Du bist Petrus, und du bist Johannes, und du bist Jakobus, und du bist Paulus, und ihr alle, ihr Apostel und ihr Propheten, auf euch will ja Gott seine Kirche bauen. Aber wie seltsam baut Gott seine Kirche! Gott zerbricht jeden, den er zum Bauen braucht. Petrus wird zuerst ein Kind, Paulus wird zuerst ein Kind, sie werden zuerst Gotteskinder, die um die Gnade des bussfertigen Weinens wissen, um dann mit ihrem Zeugnis Fundament der Kirche zu werden. «Es sei denn, dass das Weizenkorn sterbe und in die Erde falle, so bleibt es allein; wenn es aber erstirbt, dann bringt es viel Frucht.»

Von hier aus gesehen, wird die Geschichte von der Verleugnung des Petrus – an sich eine der traurigsten in der ganzen Heiligen Schrift – nach Gottes Ratschluss für uns zur frohen Botschaft. Da wird uns gesagt – und wer sollte gerade an einem Gedenktag nach 125 Jahren Basler Mission hier nicht aufhorchen! –, seht, mit solchem Material kann Christus Kirche bauen, mit solch brüchigem Baumaterial! Die Säule muss zuerst bersten im Wüstensand vor Damaskus, der Felsen muss zuerst zu Sand zergehen, aber ein Sandkörnlein in Gottes Hand wird zum Felsen, auf den der Herr seine Kirche baut. Der Herr der Kirche kann sich's leisten, «auf Sand zu bauen». Keinem Baumeister dieser Welt wäre das anzuraten. Das weiss wiederum die Mission in ganz besonderer Weise. Ich zitiere einen Ausspruch der indischen Christin Pandita Ramabai, eines Kindes der Heidenmission: «Preis und Dank sei dir, o Gott, der du auf diese Weise, um die Macht der Selbstsucht zu brechen, dich derer bedienst, die von der Welt verachtet werden! Ein Strohalm in deiner Hand ist stark wie ein Blitzstrahl³.»

Zusammenbrüche wie der Zusammenbruch des Petrus, des Paulus, der Zusammenbruch aller in der Heiligen Schrift, weil es Zusammenbrüche unter dem Kreuz sind, sind verheissungsvoll. Solche Versager, solche Bankrotte sind die günstigen Baubedingungen für den, der seine Kirche baut. Steine, die von den Bauleuten dieser Welt verworfen werden, können gerade Ecksteine werden. Es gefällt Christus, auf diese Weise seine Kirche zu bauen: er baut mit den Zerschlagenen, mit den Weggeworfenen und Ausgemusterten seine Kirche. Christus baut mit dem, was verächtlich ist vor dieser Welt, auf das jedermann mitleidig und gönnerhaft mit den Fingern zeigen kann. Aber er ist am Bau. Er ist heute am Bau, heute, wo in allen Völkern die Gemeinde wie ein weinender Petrus draussen vor der Mauer liegt, er baut seine Gemeinde, jeder Form des heute hoch erhobenen Stolzes zum Trotz. Er baut so, dass er unseren Männerstolz demütigt und

unseren Frauenstolz, Väterstolz und Mütterstolz, Bildungs- und Kulturstolz, auch Missionsstolz, wo immer er vorhanden war in der Kirche von gestern. Wir waren ein hochfahrendes, ein aufgeblasenes Geschlecht. Wir platzten vor Stolz. Und all dieser Stolz hat sich nun kristallisiert und zusammengeballt in eine besonders hochragende Festung des Stolzes. Diese Festung des Menschenstolzes, dieses Bollwerk des Fürsten dieser Welt, wird jetzt auf der ganzen Erde sichtbar in der Form des Nationalstolzes und des Rassendünkels. Die Welt ist trunken. Sie taumelt in ihrem neuen, nationalen und rassistischen Selbstbewusstsein. Diesem Bollwerk gegenüber ist jetzt die Christengemeinde ein kleiner, unterlegener Petrus. Es geht jetzt für die Gemeinde eine Petrus-Stunde an. Viel Verleugnung, viel Schwäche, viel Versagens, viel bitterlichen Weinens hat hin und her in den Kirchen der Völker angehoben angesichts der unheimlichen Auftürmung der Mächte von unten. Aber mitten in diese Petrus-Stunde hinein ruft der Meister seiner Kirche zu: «Weide meine Schafe. Weide meine Lämmer. Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde. Und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.»

Jesus vor Pilatus

²⁸ Da führten sie Jesus von Kaiphas vor das Richthaus. Und es war früh; und sie gingen nicht in das Richthaus, auf dass sie nicht unrein würden, sondern Ostern essen möchten. ²⁹ Da ging Pilatus zu ihnen heraus und sprach: Was bringet ihr für Klage wider diesen Menschen? ³⁰ Sie antworteten und sprachen zu ihm: Wäre dieser nicht ein Übeltäter, wir hätten dir ihn nicht überantwortet. ³¹ Da sprach Pilatus zu ihnen: So nehmet ihr ihn hin und richtet ihn nach eurem Gesetz. Da sprachen die Juden zu ihm: Wir dürfen niemand töten. ³² (Auf dass erfüllet würde das Wort Jesu, welches er sagte, da er deutete, welches Todes er sterben würde.) ³³ Da ging Pilatus wieder hinein ins Richthaus und rief Jesus und sprach zu ihm: Bist du der Juden König? ³⁴ Jesus antwortete: Redest du das von dir selbst, oder haben's dir andere von mir gesagt? ³⁵ Pilatus antwortete: Bin ich ein Jude? Dein Volk und die Hohenpriester haben dich mir überantwortet. Was hast du getan? ³⁶ Jesus antwortete: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden kämpfen, dass ich den Juden nicht überantwortet würde; aber nun ist mein Reich nicht von dannen. ³⁷ Da sprach Pilatus zu ihm: So bist du dennoch ein König? Jesus antwortete: Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich für die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme. ³⁸ Spricht Pilatus zu ihm: Was ist Wahrheit? Und da er das gesagt, ging er wieder hinaus zu den Juden und spricht zu ihnen: Ich finde keine Schuld an ihm. Johannes 18,28-38

«So bist du dennoch ein König?» Wer nichts von dem Erstaunen weiss, das in dieser Frage des Pilatus liegt, der hat schwerlich gemerkt, um was es hier geht. Einem hohen römischen Magistraten wird eines Morgens in der Frühe ein

ihm Unbekannter ins Tor gestellt. Scheinbar zufällig, so wie die Welle ein Stück Holz ans Ufer spült. Die Verkläger sagen, es handle sich um einen Übeltäter, der Fremdling aber schaut nicht darnach aus. Schliesslich stellt sich heraus, dass es sich um einen Menschen handelt, der vorgibt, er sei der König der Juden. Auf die Frage, was er verübt habe, bekommt der Statthalter die aus dem Mund dieses Unbekannten befremdliche Antwort: Sein Reich sei nicht von dieser Welt. Er habe keine Soldaten, die ihn gegen die Juden verteidigen könnten. «Wäre mein Reich von dieser Welt, sie würden kämpfen, dass ich den Juden nicht überantwortet würde; aber nun ist mein Reich nicht von dannen.» Und seltsam! Dieser König scheint seine offensichtliche Ohnmacht nicht einmal zu beklagen. Er redet, als ob so alles in Ordnung wäre, als ob es hier nichts zu fragen und nichts zu verwundern gäbe, als ob seine Schutzlosigkeit sozusagen normalerweise zu seinem Königtum gehörte.

Pilatus aber kann nicht anders, als den seltsamen Königsanspruch des Unbekannten im steilsten Widerspruch zu dessen ganzer äusserer Erscheinung sehen. Pilatus muss darum fragen: «So bist du dennoch ein König?» Dennoch? Trotzdem du keine Krone trägst und kein Zepter führst? Trotzdem du kein Land dein eigen nennst und kein Volk regierst, keinen Thron und kein Königsschloss besitzt und keine Armee hast, die deinem Königswillen Nachachtung verschafft? Dennoch? Trotzdem alles, aber auch wirklich alles dagegen spricht, dass du ein König bist?

Ja, dennoch! Aber – «mein Reich ist nicht von dieser Welt».

Damit unterscheidet dieser angebliche König offensichtlich zwei Arten Königreiche. Sein Reich, das nicht von dieser Welt ist, und die anderen, die Reiche dieser Welt. Als Unterschied zwischen beiden gibt er an, dass in den Königreichen dieser Welt Soldaten die Waffen führen für ihre Könige, während er in seinem Königreich darauf verzichtet.

Aber eben, das ist's vor allem, was Pilatus ja nicht begreift. Sein Verstand reicht bis zu den Königreichen dieser Welt, die darin bestehen, dass sie Kriege vorbereiten, Kriege vom Zaun reißen und Kriege gewinnen oder verlieren. Pilatus versteht das Königreich, das die Waffe nach Nordafrika trägt und an den Rhein und an die Wolga und eines Tages vielleicht auch an die Aare. Pilatus begreift die Welt der Rüstungsindustrie, dieser Schlachtfeldhyäne vor der Schlacht und fern vom Geschütz. Pilatus begreift die Welt einer Presse, die bereit ist, jedem Kriegsgeschäft ihre allzeit inseratenhungrigen Spalten zu öffnen, die eben neuerdings wieder ihren Lesern, dem lieben, gutgläubigen Volk, eine Giftgashölle mit sämtlichen losgelassenen Teufeln an die Wand malt, um ihm hernach den sonderbaren Rat zu erteilen, es solle und es könne sich gegen diese Hölle schützen. Das ist die Welt, die Pilatus überblickt und versteht. Die andere Welt aber geht über seinen Horizont. – Und – seien wir doch ehrlich! auch über den unsrigen. Tun wir doch nicht dergleichen, als gehörten etwa wir selbstverständlich nicht auf die Seite des Pilatus. Es ist Dreistigkeit, sich zum vornherein auf die Seite des unbekanntenen Königs hinüberzuschmiegen, der an jenem Morgen vor Pilatus steht.

«So bist du dennoch ein König?» Die Pilatusfrage hat uns Christen in diesen letzten Zeiten zu schaffen gemacht. Sie hat uns umgetrieben, hat uns gequält. Wir alle haben in diesen letzten Monaten den König gesucht. Wir haben uns fast die Augen ausgeschaut nach dem König. Wir haben nach ihm gesucht in der Hoffnung, er möchte irgendwo im Dunkel der Zeit doch noch, in letzter Not, auftauchen. Wir haben gefragt: Ist denn Satan ganz los? Kann er wirken ohne Hemmung und ohne Widerstand? Ist denn keiner mehr, der ihm den Meister zeigt? Will denn Christi Wort, dass sein Reich nicht von dieser Welt sei, besagen, es sei überhaupt ohne Bedeutung und ohne wirksamen Eingriff in den Lauf der Dinge dieser Welt? Ist er, der hier vor Pilatus steht, bloss ein

König zukünftiger Geschlechter und jenseitiger Gefilde, wir aber sind und bleiben den bombensicheren Unterständen überlassen? So ist jetzt die Pilatusfrage manch einem Gläubigen zur regelrechten Not und Anfechtung geworden, und wir möchten zu unserem König schreien mit den Worten jenes – gewiss auch – Schwerbedrängten:

«O Heiland, reiss die Himmel auf! Herab, herab vom Himmel lauf! Reiss ab vom Himmel Tor und Tür, reiss ab, wo Schloss und Riegel für!»

«So bist du dennoch ein König?» Ja, dennoch! Jener Unbekannte ist dem Pilatus die Antwort nicht schuldig geblieben: «Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen –» Geboren ist er! Er ist nicht in den jenseitigen Gefilden geblieben. Mensch geworden ist er! Und gekommen ist er in die Welt. Er hat die Himmel aufgerissen, hat seinen Lauf herab genommen und hat Schloss und Riegel gesprengt. Das gerade ist ja das grosse Geheimnis seines Königreiches. Um dieses Geheimnis, und um nichts weniger, geht es ja, sooft wir hier zusammenkommen und das Buch aufschlagen und den Mund auftun zum Reden. Darum gibt es eine Kirche und darum gibt es Kanzeln, weil der König «geboren wurde und in die Welt gekommen ist».

«Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, dass alle Welt geschätzt würde. Und diese Schätzung war die allererste und geschah zu der Zeit, da Kyrenius Landpfleger in Syrien war. Und jedermann ging, dass er sich schätzen liesse, ein jeglicher in seine Stadt. Da machte sich auf auch Joseph aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land zur Stadt Davids, die da heisst Bethlehem, darum, dass er von dem Hause und Geschlecht Davids war. Auf dass er sich schätzen liesse mit Maria, seinem vertrauten Weibe, die war schwanger. Und da sie daselbst waren, kam die Zeit, da sie gebären sollte. Und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und

legte ihn in eine Krippe, denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.»

Da steht es. Er ist geboren und in die Welt gekommen. Sein Königreich, das nicht von dieser Welt ist, ist in diese Welt gekommen. Es ist sozusagen ausgewandert aus seiner Heimat und ist in die Fremde dieser Welt und Zeit eingewandert. Und nun steht dieses Reich leibhaftig vor Pilatus, denn der Unbekannte dort vor Pilatus ist selber dies Reich. Pilatus kann es sehen und hören und betasten, wenn er sehen und hören und mit Händen greifen will.

Aber, gleich bei seiner Geburt ist dieser König und sein Reich «in Windeln gewickelt und in eine Krippe gelegt». Weil sein Reich nicht von dieser Welt ist, darum kann es in dieser Welt nur leiden. Und bald hat es gelitten, dieses Reich mit seinem König, «gelitten unter Pontius Pilatus». Bald trägt der König eine Krone; aber sie ist nicht aus Gold und edlem Gestein. Bald ist dieser König erhöht; aber kein König dieser Welt wünschte, so erhöht zu sein, wie jener König auf Befehl des Pilatus erhöht werden soll. Er wird erhöht ans Kreuz.

Da, vor dem Kreuz aber, bricht wiederum die Pilatusfrage auf: «So bist du dennoch ein König?» Immer noch? Und siehe! Über ihm steht's geschrieben, in lateinischer, in griechischer und in hebräischer Sprache: «Du sagst es, ich bin dennoch ein König.»

Aber der König stirbt. Und er wird begraben. Und Pilatus lässt das Grab verschliessen und versiegeln. Und noch einmal bricht die Frage auf: «So bist du dennoch ein König?» Immer noch? Reiss ab, wo Schloss und Riegel für!

Und die Antwort lautet: «Als aber der erste Tag der Woche anbrach, kam Maria Magdalena und die andere Maria, das Grab zu besehen. Und siehe, es geschah ein grosses Erdbeben. Denn der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat

hinzu und wälzte den Stein von der Tür und setzte sich darauf. Und seine Gestalt war wie der Blitz, und sein Kleid weiss wie Schnee.»

Hier, im Geheimnis der Nacht vom Karsamstag auf Ostern, ist die Frage des Pilatus an den Unbekannten dann beantwortet worden. Christus ist dennoch König, trotz seinem Tod am Kreuz. Seitdem das geschehen ist, gibt es nichts mehr, und wäre es eine Giftgashölle – gar nichts mehr, es mag noch so mächtig und noch so schrecklich sein – Schrecklicheres als diesen Kreuzestod gab es nie –, das die Frage des Pilatus anders wenden könnte als so: «Christus ist dennoch ein König.»

Christus ist überhaupt in dieser Welt nicht anders denkbar als eben – *dennoch*. Er kommt statt im Königsschloss im Stall zur Welt. Aber dennoch ist er König. Er liegt als kleines Kind in der Krippe, aber dennoch ist er «der Schöpfer aller Ding'», und Hirten knien vor ihm und Magier beten ihn an. Er hat «kein Zepter, keine Krone», und dennoch müssen die Geister ihm gehorchen, und Wind und Wellen sind ihm untertan. Er hat weder Hab noch Gut, und dennoch fehlt ihm die Speise nicht für fünftausend Mann. Er hat keine Soldaten, und dennoch hatte noch kein König so viele Soldaten wie er, die bis an die Enden der Erde wandern, singend: «Wir ziehen hinaus zu dem heiligen Krieg.» Er hat keinen Thron, und dennoch ist ihm übergeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. «Er hatte keine Gestalt noch Schöne, er war der Allerverachtetste und Unwerteste», und dennoch berichtet der vierte Evangelist als Augenzeuge: «Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnaden und Wahrheit.» Christus ist der *Dennoch-König*.

Seit Ostern haben wir um das Geheimnis seines Königtums klaren Bescheid. Seit Ostern hat sich die Zweifelsfrage des Pilatus in einen Siegesruf verwandelt. Er ist der absolute

König, der seinen unbedingten Anspruch erhebt auf jeden, der sich zu ihm bekennt. Er ist der König mit dem Totalanspruch auf Leiber und Seelen und Geister, der einzige König, der diesen Anspruch legitim erhebt.

Wo und wann aber dieser Anspruch nicht anerkannt wird, da wird Christus zum absoluten *Gegenkönig* gegen alle Königreiche, die ihm widerstehen. Das ist der tiefste Sinn, warum es «Krieg gibt und Kriegeschrei» in dieser Welt. Die Völker lehnen den absoluten König ab, darum müssen sie ihn zum absoluten *Gegenkönig* haben und – an ihm zerschellen. Er ist das Zeichen, dem widersprochen wird und an dem viele zu Fall kommen. Dass es Krieg gibt, ist niemals Schicksal, sondern Schuld. Und die tiefste Schuld der Völker besteht darin, dass sie den König verwerfen, der an jenem Morgen vor Pilatus steht. Krieg ist das Zeichen unserer Auflehnung gegen diesen König, das Zeichen unserer Rebellion.

Schauen wir uns nun von hier aus die paar Bibelverse, die hier am Eingang stehen, noch einmal etwas sorgfältiger an. Je mehr man sich in diese Worte vertieft, umso heller und mächtiger wächst Christus aus ihnen hervor. Er ist der einzig (durch und durch) Königliche hier. Seine Peiniger meinen, ihn vor den Richter zu führen. Aber sie sind die Geführten und die Gerichteten. Sie meinen, ihn gebunden zu haben, und er ist der einzig Freie hier. Sie kreisen alle um ihn wie eine schmutzige Staubwolke, aufgewirbelt von den Rädern eines königlichen Gefährts. So sehr ist er der Dennoch-König.

Auch Pilatus! Auch er ist aufgewirbelter Erdenstaub. Pilatus möchte ihn los sein; er ist ihm unbequem. Er möchte ihn den Juden zurückgeben, dass sie ihn steinigten, nach Juden-Art. Aber es gelingt ihm nicht. Er muss ihn hinrichten am Kreuz, nach römischem Gericht. Mit grossem Erstaunen bemerkt der Berichterstatter Johannes an dieser Stelle: «auf dass

erfüllet würde das Wort Jesu, welches er sagte, da er deutete, welches Todes er sterben würde». Er, weder die Juden noch Pilatus, sondern er, er selber hat zuvor «gedeutet, welches Todes er sterben würde». Nicht die Juden bestimmen, und noch viel weniger Pilatus bestimmt hier, sondern ein anderer, der keinen Augenblick die Zügel aus seiner Hand hat fallen lassen. Sie handeln alle so, «dass erfüllet würde das Wort Jesu». Sie handeln, ohne es zu wissen, auf Befehl des Königs, der hier gebunden vor Pilatus steht.

Auch Pilatus meint, er mache Weltgeschichte, und wird geschoben. Wir haben, wie man es zu tun pflegt, dies Kapitel überschrieben mit den Worten: «Jesus vor Pilatus.» Das ist nicht wahr! Hier steht Pilatus – und wahrlich nicht nur Pilatus, sondern wir mit ihm – vor Jesus, dem König. Pilatus ist der Schüler, Jesus der Lehrer. Pilatus fragt, Jesus gibt die Antwort. Jesus steht in königlicher Würde da, Pilatus rennt hin und her wie ein Lakai (Fusssoldat). Seht ihn an, diesen Pilatus! – wie geschmeidig und nach allen Seiten er seine Bücklinge macht, und wie behend er um den herumdiener, der hier als König vor ihm steht und ihm die Antwort gibt: «Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich für die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme.»

«Wer aus der Wahrheit ist. . .» Von dem, was man gemeinhin Wahrheit nennt, weiss ein römischer Statthalter auch einiges. Eher mehr denn weniger, als was ein Durchschnittseuropäer heute weiss. Etwa, dass Lügen eine hässliche Eigenschaft sei und das Wahrheitsagen eine schöne Tugend, das braucht ein Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts wahrhaftig einem Römer des ersten Jahrhunderts nicht zu sagen. Denn das wurde einem Römer nicht weniger als uns in der Kinderstube als Selbstverständlichkeit beigebracht. Aber, dass hier einer steht, der sagt: Ich bin geboren und in die Welt gekommen, dass ich für die Wahrheit zeugen soll. «Und wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme», das

hat Pilatus in der römischen Kinderstube nicht gehört. Das hört er heute zum ersten Mal. Und dass es eine Idee gibt, welche die Weisen der Welt Wahrheit nennen, das weiss Pilatus auch. Und dass man immer strebend sich bemühen muss, um dieser Idee der Wahrheit näher zu kommen, wenn man ein einigermaßen anständiger Mensch sein will, das weiss Pilatus auch. Aber dass die Wahrheit eine Person sein könnte, die eines Morgens da im Tor des eigenen Hauses stünde, unheimlich nah, auf Riechweite nah, und unausweichliche Entscheidung fordernd – das war dem Pilatus, und wahrlich nicht nur ihm, neu. Das ist die grosse Verlegenheit des Pilatus aller Zeiten, und das ist das grosse Ärgernis.

Aus der Wahrheit sein – wie geht das zu? Ähnlich hat schon der alte Nikodemus gefragt, und Christus hat ihm, alle weitere Diskussion abschneidend, geantwortet: «Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, es sei denn, dass jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen.» Man möchte dem Pilatus zurufen: Pilatus, greif zu, die Wahrheit steht vor dir! Leibhaftig. Nimm sie an! Aber Pilatus greift nicht zu. Er wendet sich von der Person, deren Atem er spürt, weg, und damit wendet er sich weg von der Wahrheit und muss darum fragen: «Was ist Wahrheit?»

Diese Frage hat Christus, der die Wahrheit ist, dem Pilatus nicht beantwortet. Der kann eine Antwort jetzt doch nicht mehr hören. Denn die Entscheidung gegen die Wahrheit ist bei Pilatus gefallen, Einen Teil der Antwort gibt Pilatus selber. Er wendet sich ab von der Wahrheit und kreuzigt sie. Das ist die Wahrheit des Pilatus über sich selber und über die Königreiche dieser Welt und über unser Menschenwesen. So sind wir. Wir fragen: Was ist Wahrheit?, weil wir uns von ihr abwenden und sie kreuzigen. Das ist die Wahrheit, die traurige Wahrheit über uns Menschen.

Aber es ist Gott sei Dank nicht die ganze Wahrheit. Die ganze Wahrheit lautet: Christus, die Wahrheit, lässt sich von der Welt kreuzigen. Aber die Wahrheit aufersteht am dritten Tag. Denn «Christus ist dennoch ein König». Das ist die ganze Wahrheit. «Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme.»

Jesus oder Barabbas

³⁹ Ihr habt aber eine Gewohnheit, dass ich euch einen auf Ostern los gebe; wollt ihr nun, dass ich euch der Juden König los gebe? ⁴⁰ Da schrieten sie wieder allesamt und sprachen: Nicht diesen, sondern Barabbas! Barabbas aber war ein Mörder.

¹ Da nahm Pilatus Jesus und geisselte ihn. ² Und die Kriegsknechte flochten eine Krone von Dornen und setzten sie auf sein Haupt und legten ihm ein Purpurkleid an ³ und sprachen: Sei gegrüsst, lieber Judenkönig! und gaben ihm Backenstrieche. ⁴ Da ging Pilatus wieder heraus und sprach zu ihnen: Sehet, ich führe ihn heraus zu euch, dass ihr erkennt, dass ich keine Schuld an ihm finde. ⁵ Also ging Jesus heraus und trug eine Dornenkrone und ein Purpurkleid. Und er spricht zu ihnen: Sehet, welch ein Mensch! ⁶ Da ihn die Hohenpriester und die Diener sahen, schrieten sie und sprachen: Kreuzige! Kreuzige! Pilatus spricht zu ihnen: Nehmt ihr ihn hin und kreuzigt ihn; denn ich finde keine Schuld an ihm. ⁷ Die Juden antworteten ihm: Wir haben ein Gesetz, und nach dem Gesetz soll er sterben; denn er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht. ⁸ Da Pilatus das Wort hörte, fürchtete er sich noch mehr ⁹ und ging wieder hinein in das Richthaus und spricht zu Jesus: Woher bist du? Aber Jesus gab ihm keine Antwort. ¹⁰ Da sprach Pilatus zu ihm: Redest du nicht mit mir? Weissst du nicht, dass ich Macht habe, dich zu kreuzigen, und Macht habe, dich los zu geben? ¹¹ Jesus antwortete: Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht wäre von oben herab gegeben; darum, der mich dir überantwortet hat, der hat grössere Sünde. ¹² Von da an trachtete Pilatus, wie er ihn losliesse. Die Juden aber schrieten und sprachen: Lässt du diesen los, so bist du des Kaisers Freund nicht; denn wer sich zum König macht, der ist wider den Kaiser. ¹³ Da Pilatus das Wort hörte, führte er Jesus heraus und setzte

sich auf den Richtstuhl an der Stätte, die da heisst Hochpflaster, auf hebräisch aber Gabbatha. ¹⁴ Es war aber der Rüsttag auf Ostern, um die sechste Stunde. Und er spricht zu den Juden: Sehet, das ist euer König! ¹⁵ Sie schrienen aber: Weg, weg mit dem! kreuzige ihn! Spricht Pilatus zu ihnen: Soll ich euren König kreuzigen? Die Hohenpriester antworteten: Wir haben keinen König denn den Kaiser. Johannes 18,39-19,15

«Ihr habt eine Gewohnheit, dass ich euch einen auf Ostern los gebe; wollt ihr nun, dass ich euch 'der Juden König' los gebe?» –

Nicht wahr, liebe Söhne und Töchter, die ihr heute konfirmiert werdet, es ist nicht das erste Mal, dass ihr diese Frage des Pontius Pilatus zu hören bekommt. Diese Frage schwebte eigentlich, wenn auch nicht gerade mit diesen Worten, so doch dem Sinne nach, über jeder Unterrichtsstunde. Welchen wollt ihr unter diesen Zweien, die Pilatus an jenem Morgen den Juden zur Auswahl anbietet, wollt ihr Jesus? Wollt ihr Barabbas? Ihr habt gemerkt, dass man wollen will, dass man immerhin wählen muss. Ihr habt gemerkt, dass euer Lebenslauf nicht einfach dem Lauf eines Eisenbahnwagens gleichen kann, der, einmal auf dem Geleise, eben seine Bahn abrollt, sondern ihr habt gemerkt, dass wir Menschen in dieser Welt diesen oder jenen Weg gehen müssen, dass wir wählen müssen, dass wir uns entscheiden müssen zwischen verschiedenen Möglichkeiten. Welchen wollt ihr unter diesen zweien?

Und nun ist der schöne, der freundliche und doch auch ernste Tag eurer Konfirmation gekommen. Und nun ist es doch, wie wenn Gott, der uns für diesen Tag dieses Wort geschenkt hat, euch noch einmal so recht handgreiflich vor Augen stellen wollte, zwischen welchen zweien ihr zu wählen habt im Leben, was das für zwei sind. Da steht Jesus, und neben ihn stellt Pilatus den Barabbas. Aber kann man da noch wählen?

Ist es denn nicht selbstverständlich, dass man Jesus wählt? Seht, ich traue es jedem von euch zu, dass er den Entschluss gefasst hat, Jesus zu wählen. Und ich hoffe, ihr selber traut es keinem einzigen unter euren Kameraden einfach zu, dass er je einmal an der Laufbahn dieses Barabbas Gefallen finden könnte im Leben, denn «Barabbas war ein Mörder», um eines Mordes willen angeklagt, gefangen und zum Tode verurteilt. – Jesus oder Barabbas! Welchen wollt ihr unter diesen zweien?

Aber nun, warum hat denn an jenem Karfreitag-Morgen Israel Jesus verworfen und den Barabbas gewählt? Ein ganzes Volk verwirft Jesus und wählt einen Mörder! Nicht wahr, das muss einen doch einfach beunruhigen. Gerade vom Volk hätte man das doch am allerwenigsten erwartet. Man sagt doch immer: Ja, die Obersten! – aber das Volk, das wäre gut, das Volk, das wollte nicht einen Mörder wählen. Und nun wählt, wenn auch, wie Johannes hier zeigt, unter kräftiger Anstiftung von oben, nun halt doch das Volk den Mörder. Dass eine Clique von einigen wenigen Jesus verwerfen kann und heimlich kreuzigen kann, nun, das könnte man noch begreifen. Aber dass ein Volk sich am heiterhellen Tag vorspannen lässt vor die mörderischen Pläne dieser Clique, nicht wahr, das ist unheimlich. Und unter diesem Volk hier hat's doch Väter und Mütter von jenen Vätern und Müttern, deren Kinder Jesus einst gesegnet hat, hat es Brüder und Schwestern, Onkel und Tanten von jenen Ungezählten, die von Jesus Wohltat über Wohltat empfangen haben. Unter diesen Menschen am Karfreitag-Morgen hat es von jenen andern, die noch acht Tage vorher Jesus wegen der Auferweckung des Lazarus jubelnd empfangen haben mit Hosanna. – Und nun rufen sie: «Kreuzige ihn!», rufen es mit gewaltiger Stimme: Ans Kreuz mit ihm! Muss man da nicht stutzig werden? Wer da nicht nachdenklich wird!

Aber nun heisst es von Barabbas noch ein Wort, das uns vielleicht noch einen Schritt weiterführen kann im Verständnis

dieser seltsamen Tatsache. Es heisst nämlich von Barabbas, der Evangelist Matthäus hat diese Notiz überliefert, er sei nicht ein gewöhnlicher Mörder gewesen, sondern ein besonderer, ein «episemos», wie es im Griechischen heisst, ein ausgezeichneter, ein berühmter Mörder. Barabbas ist in einem Volkstumult, in dem es Tote gab, erwischt worden. Barabbas gehört zu jenen Kreisen, die gegen die fremden Eindringlinge, gegen die Römer, eine Verschwörung machten, und die beschlossen hatten, die römischen Gewalthaber mit allen Mitteln hinauszuerwerfen aus dem Land, ein politischer, ein berühmter Mörder. Und nun ist ihm sein Anschlag missglückt. Solche Männer werden sonst, wenn es ihnen glückt, nicht Mörder genannt – die Heilige Schrift nennt ihn aber dessen ungeachtet einen Mörder – die Völker aber nennen solche Männer Helden, nennen sie Retter des Landes. Wenn es ihnen glückt, in den Sattel zu kommen, dann sind Lorbeeren bereit für ihre Stirne, und ihre Namen werden im Heldenlied verehrt. Barabbas ist ein berühmter Mörder. Barabbas ist ein Mann der Selbsthilfe, der Mann, der Rettung, Hilfe von unten herauf will und verspricht und alles daransetzt, diese Hilfe zu schaffen. Barabbas ist der Mann der Gewalt. Barabbas ist der Mensch, der Fleisch von unserm Fleisch und Geist von unserm Geist in sich hat. Barabbas hat unsere Sympathie, unsere menschlich natürliche Sympathie, ihm schlägt unser Herz zu. Barabbas heisst wörtlich: «Sohn des Vaters», Vatersohn, Liebling, Günstling. Er ist der Liebling der Völker aller Zeiten. Er ist Menschengünstling.

Und nun steht neben Barabbas einer, der auch ein Sohn ist, auch ein Sohn eines Vaters, aber eines ganz andern Vaters. Nun steht neben Barabbas einer, der auch ein Günstling ist, aber nicht ein Günstling dieser Welt, sondern ein Günstling des Himmels. Nun steht da einer, der auch gekommen ist, aber nicht von unten herauf, sondern von oben herunter. Von ganz oben herunter ist Jesus herabgestiegen, ganz herab,

nicht wahr, liebe Konfirmanden, das haben wir doch im Verlauf dieses Jahres immer wieder gehört, ganz herab ist er gestiegen, so weit herab, dass man es gedanklich nicht mehr fassen kann. Er ist die Hilfe, nicht aus der Tiefe, Jesus ist die Hilfe aus der Höhe, aus der höchsten Höhe. Welchen wollt ihr nun unter diesen zweien, den von unten oder den von oben? Jesus verzichtet völlig auf Selbsthilfe. Schaut ihn an an jenem Karfreitag-Morgen, wie er dasteht. Kein Wort der Verteidigung, kein Wort der Werbung in diese Volksmassen hinein. Hätte er seine gebundenen Hände nur ein wenig bewegt gegen dieses aufgepeitschte Volk, es wäre sofort stille geworden. Hätte er sich nur zu fünf Sätzen bequemt, um von diesem Volk die Freiheit zu erbitten, dies Volk wäre verstummt. Aber ein Wort ist ein Wort. Jesus ist, was er ist, nicht von Volkes Gnaden, sondern von Gottes Gnaden. Jesus bittet seine Freiheit nicht vom Volk und nicht von Pilatus. Er hat seinen Vater im Himmel gebeten: «Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir. Aber nicht wie ich will, sondern wie du willst», und nun geht er den Weg, den ihn der Vater führt. Aus des Vaters Hand allein nimmt er sein Leben und sein Sterben, und aus keines andern Hand. So frei steht dieser Gebundene da. Ihr habt vielleicht schon Bilder gesehen von dieser Szene. Die Maler malen Jesus an dieser Stelle hoch, hoch aufgerichtet, gegen den Himmel ragend, fast in übernatürlicher Höhe. Ja, hoch steht er da, der Gefangene und zum Tode Verurteilte, frei von ihnen allen. Er schweigt. Er geht nun den Weg des Opfers. Er geht den Weg, der uns Menschen ganz und gar nicht entspricht. Er geht den Weg, gegen den sich jeder Blutstropfen in uns bäumt und sträubt, den Weg des Gehorsams, den Weg ans Kreuz. Welchen wollt ihr unter diesen zweien: Auflehnung oder Opfer, Selbsthilfe oder Gehorsam, duldendes Kreuz oder brutale Tüchtigkeit? Welchen wollt ihr unter diesen zweien – Jesus oder Barabbas?

Liebe Gemeinde, nicht wahr, nachdem wir diese zwei nebeneinander gesehen haben, merken wir, warum jenes Volk Jesus verwirft und den Barabbas wählt. Das hat ja nicht nur jenes Volk getan, das haben heute alle Völker, immerhin mehr oder weniger, getan rings um die ganze Erde herum. Die ganze Welt steht heute im Zeichen des Barabbas und segelt unter der Flagge des Barabbas. Diese Jünglinge und Töchter da, sie sind genau genommen ja auch im Geiste des Barabbas geschult, alle neun Schuljahre, und diese Jünglinge und Töchter haben auch in ihren Elternhäusern weithin ja doch die Luft des Barabbas atmen müssen. Es gibt Eltern unter uns und Taufzeugen, die möchten es fast mit der Frau des Pilatus halten, die, wenn sie merken, wer Christus ist, diesen jungen Leuten da am liebsten zurufen möchten: «Habe lieber nichts zu tun mit diesem Gerechten!» So ein wenig Frömmigkeit, so ein wenig Moral zum Bravsein, nicht wahr, das ist uns schon bequem. Aber Entscheidung für Christus, um's Himmels willen nein, das könnte einem ja schaden. Eine christliche Überzeugung haben, nicht wahr, liebe Eltern, das könnte einem ja am Fortkommen hinderlich sein in dieser Barabbas-Welt. Ja, so ist es. Darum geht diese Frage nicht nur euch, liebe Konfirmanden, an, ihr steht nicht allein, diese Frage geht an eure Eltern, an eure Taufzeugen, an die Gemeinde, an diese Stadt, an dieses Volk, an alle Völker um die ganze Erde herum ergeht jetzt die Frage: Welchen wollt ihr unter diesen zweien, Jesus oder Barabbas?

Eine unheimliche Wahl! Wenn je eine Wahl eine Qual war, dann muss es diese sein. Könnte man das nicht etwas bequemer machen? Nicht wahr, das möchten wir doch, der Wahl aus dem Wege gehen und uns neutral erklären. Neutral sein, das heisst «sowohl als auch» – sowohl Jesus als auch Barabbas – beide! – Barabbas als soliden Unterbau und Jesus als schmückendes Beiwerk. Wir kommen von der Zeit her, da es in der Tat hiess: Jesus *und* Barabbas! Dieses böse Kunststück haben wir zustande gebracht viele Jahrzehnte

hindurch. Aber wenn ich recht sehe, geht jetzt diese Zeit gründlich vorüber. Wenn ich recht sehe, dann ist das das Zeichen dieser Zeit, dass es jetzt heisst: Jesus *oder* Barabbas!, dass wir immer deutlicher nicht mehr darum herkommen, uns für den einen oder für den andern entscheiden zu müssen. Ihr, liebe Konfirmanden, habt das harte Glück, in solch eine Zeit hineingeboren zu sein, da man sich entscheiden muss. Ich nenne das ein hartes Glück, es fasst uns an, aber es ist doch ein Glück, dass wir uns entscheiden müssen. Es ist etwas Unerhörtes und Herrliches, für Jesus entschieden zu sein.

Aber nun noch etwas: Ist es für diese jungen Menschen nicht vielleicht doch zu schwer, das ganze Gewicht eines solchen Entscheides auf sie zu legen? Darf man denn das? Liebe Gemeinde, wenn es so wäre, dass sie mutterseelenallein Jesus gegenüberständen, dann wäre es zu schwer. Aber nun ist es ja ganz anders. Nun ist es ja Jesus, für den sie sich entscheiden dürfen. Und was heisst das? An jenem Morgen, an jenem Karfreitag-Morgen, hat Jesus einmal vor Pilatus sein Schweigen gebrochen, als Pilatus ihn fragte: «Bist du der König?» Da hat Jesus geantwortet: «Du sagst es.» Es ist ja der König, für den ihr euch entscheiden dürft, und zwar ist es der höchste König. Er hat dort vor Pilatus keinen Augenblick seinen Königsanspruch preisgegeben. Er ist der König – auch über Pilatus. Es ist ja nicht so, dass Jesus und Barabbas als zwei Gleichgestellte dastehen, sondern Jesus ist der König – auch über Barabbas. Er ist der höchste König. Und dieser König hat euch gesucht, längst bevor ihr ihn suchtet. Ja, der König hat euch die Hand entgegengestreckt, längst bevor ihr die Hand aufhabet; Jesus, der König, hat sich für euch entschieden, längst bevor ihr euch für ihn entscheiden konntet. Christus, auf dessen Namen ihr getauft seid, ist ein Mächtiger, ist der Mächtigste von allen. Er steht ja heute nicht mehr gebunden vor Pilatus in Jerusalem. Jesus, der König, sitzt ja heute zur Rechten des Vaters, des Allmächtigen.

Jesus, der König, sammelt heute rings um die Welt herum seine Schar und seine Gemeinde. Jesus, der König, wirkt an allen Ecken und Enden. Jesus, der König, hat nun auch euch hineingezogen in sein Reich. Darum tretet ihr heute nicht mit erhobenem Schwurfinger vor diesen König, sondern ihr tretet mit betenden Händen, mit gefalteten Händen, vor euren König. Auf ihn kommt es ja letztlich an. Auf seinen Schultern liegt's, und nicht auf den eurigen. – Welchen wollt ihr unter diesen zweien? – So haben wir immer wieder gefragt. Und nun hören wir die unerhört herrliche Antwort: Einer von diesen zweien will euch! Jesus will euch! Für euch steht er dort vor Pilatus! Für euch geht er ans Kreuz! Für euch ist er auferstanden von den Toten! Für euch! – Darum spricht getrost:

«Das ist mein einziger Halt im Leben und im Sterben, dass ich mit Leib und Seele, im Leben und im Sterben, nicht mein, sondern meines getreuen Heilandes, Jesu Christi, Eigentum bin.»

Die Kreuzigung Jesu

¹⁶Da überantwortete er ihn, dass er gekreuzigt würde. Sie nahmen aber Jesus und führten ihn ab. ¹⁷Und er trug sein Kreuz und ging hinaus zur Stätte, die da heisst Schädelstätte, welche heisst auf hebräisch Golgatha. ¹⁸Allda kreuzigten sie ihn und mit ihm zwei andere zu beiden Seiten, Jesus aber mitteninne. ¹⁹Pilatus aber schrieb eine Überschrift und setzte sie auf das Kreuz; und war geschrieben: Jesus von Nazareth, der Juden König. ²⁰Diese Überschrift lasen viele Juden; denn die Stätte war nahe bei der Stadt, da Jesus gekreuzigt ward. Und es war geschrieben in hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache. ²¹Da sprachen die Hohenpriester der Juden zu Pilatus: Schreibe nicht: "Der Juden König", sondern dass er gesagt habe: Ich bin der Juden König. ²²Pilatus antwortete: Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben. ²³Die Kriegsknechte aber, da sie Jesus gekreuzigt hatten, nahmen sie seine Kleider und machten vier Teile, einem jeglichen Kriegsknecht ein Teil, dazu auch den Rock. Der Rock aber war ungenäht, von obenan gewirkt durch und durch. ²⁴Da sprachen sie untereinander: Lasst uns den nicht zerteilen, sondern darum losen, wes er sein soll. (Auf dass erfüllet würde die Schrift, die da sagt: "Sie haben meine Kleider unter sich geteilt und haben über meinen Rock das Los geworfen.") Solches taten die Kriegsknechte. ²⁵Es stand aber bei dem Kreuz Jesu seine Mutter und seiner Mutter Schwester, Maria, des Kleophas Weib, und Maria Magdalena. ²⁶Da nun Jesus seine Mutter sah und den Jünger dabei stehen, den er lieb hatte, spricht er zu seiner Mutter: Weib, siehe, das ist dein Sohn! ²⁷Darnach spricht er zu dem Jünger: Siehe, das ist deine Mutter! Und von der Stunde an nahm sie der Jünger zu sich. ²⁸Darnach, da Jesus wusste, dass schon alles vollbracht war, dass die Schrift erfüllt würde, spricht er: Mich dürstet! ²⁹Da stand ein

Gefäss voll Essig. Sie aber füllten einen Schwamm mit Essig und legten ihn um einen Isop und hielten es ihm dar zum Munde. ³⁰ Da nun Jesus den Essig genommen hatte, sprach er: Es ist vollbracht! und neigte das Haupt und verschied.

³¹ Die Juden aber, dieweil es der Rüsttag war, dass nicht die Leichname am Kreuz blieben den Sabbat über (denn desselben Sabbats Tag war gross), baten sie Pilatus, dass ihre Beine gebrochen und sie abgenommen würden. ³² Da kamen die Kriegsknechte und brachen dem ersten die Beine und dem andern, der mit ihm gekreuzigt war. ³³ Als sie aber zu Jesus kamen und sahen, dass er schon gestorben war, brachen sie ihm die Beine nicht; ³⁴ sondern der Kriegsknechte einer öffnete seine Seite mit einem Speer, und alsbald ging Blut und Wasser heraus. ³⁵ Und der das gesehen hat, der hat es bezeugt, und sein Zeugnis ist wahr; und dieser weiss, dass er die Wahrheit sagt, auf dass auch ihr glaubet. ³⁶ Denn solches ist geschehen, dass die Schrift erfüllet würde: "Ihr sollt ihm kein Bein zerbrechen." ³⁷ Und abermals spricht eine andere Schrift: "Sie werden sehen, in welchen sie gestochen haben."

³⁸ Darnach bat den Pilatus Joseph von Arimathia, der ein Jünger Jesu war, doch heimlich aus Furcht vor den Juden, dass er möchte abnehmen den Leichnam Jesu. Und Pilatus erlaubte es. Da kam er und nahm den Leichnam Jesu herab. ³⁹ Es kam aber auch Nikodemus, der vormals in der Nacht zu Jesus gekommen war, und brachte Myrrhe und Aloe untereinander bei hundert Pfunden. ⁴⁰ Da nahmen sie den Leichnam Jesu und banden ihn in leinene Tücher mit den Spezereien, wie die Juden pflegen zu begraben. ⁴¹ Es war aber an der Stätte, da er gekreuzigt ward, ein Garten, und im Garten ein neues Grab, in welches niemand je gelegt war. ⁴² Dahin legten sie Jesus um des Rüsttages willen der Juden, dieweil das Grab nahe war. Johannes 19,16-42

Der Anblick, der sich uns da bietet – dieser Gekreuzigte, das Würfelspiel der Henker um sein Kleid, sein Abschied von der Mutter, sein Schrei nach Wasser und sein Tod, die Misshandlung seiner Leiche und endlich die Bestattung derselben – dieser Anblick ist zunächst wie ein Ausschnitt aus der Welt, in der wir Menschen leben. Ja diese Welt zeigt sich uns in den letzten Jahren in einem derart erbarmungswürdigen Zustand, dass uns das, was an jenem Karfreitag vor den Toren Jerusalems sich abspielt, zunächst nicht einmal mehr einen besonderen Eindruck machen will. Wir fangen an, uns an solche Vorgänge zu gewöhnen. Sie ziehen täglich beim Zeitunglesen an uns vorüber und stumpfen unsere Gemüter ab. Ja es will uns dünken, was hier am Karfreitag an diesem einen Misshandelten geschieht, das ereigne sich jetzt nicht mehr nur vereinzelt, sondern massenweise. Wir sehen ganze Bevölkerungen, Städte und Landesgegenden in leibliche und seelische Qualen gestürzt, Länder und Erdteile gelangen zur Verteilung, als handelte es sich um ein paar Habseligkeiten, Scharen von Söhnen nehmen Abschied von ihren Müttern und befehlen sie den zurückbleibenden Freunden an. Gott weiss, wo überall jetzt Menschen verdursten und verschmachten, und Gott allein sieht die Leichen derer, die, einst Ebenbilder, zur Unkenntlichkeit verstümmelt den Erdboden bedecken.

Aber wenn es auch an jenem Karfreitag um einen Ausschnitt aus der Welt geht, in der wir leben, so geht es da nun doch noch um etwas anderes. Das Geheimnis der Ewigkeit liegt in besonderer Weise ausgebreitet über der Marter von Golgatha. Der hier blutig misshandelt wird, ist nicht irgendeiner, sondern einer, um den es eine besondere Bewandnis hat. Wenn auch die Marter jedes Menschen Gott zu Herzen geht, dann ist bei jener Marter von Golgatha Gott in besonderer Art beteiligt. Es ist gewissermassen Gott selber, der hier gemartert wird. Es ist hier Gott, der sich von Menschenhänden an ein Kreuz heften lässt. Es ist Gott, der es zulässt, dass

Henker um den Rock Christi das Los werfen und seine Effekten teilen. Es ist hier Gott, der Abschied nimmt von der Mutter, Gott, der ruft: «Mich dürstet». Ja es ist hier Gott, der wie ein Mensch in Grabtücher eingewickelt und bestattet wird.

Und zwar tut Gott das in einer bestimmten Absicht und nach einem besonderen Plan. Wenn er hier unser Menschenelend auf sich nimmt, dann hat das nicht nur den Sinn der Solidarität. Es geht ihm nicht nur darum, dass er wie etwa ein guter Vorgesetzter alle Strapazen und Entbehrungen mit seinen Untergebenen teilt, nein, wenn er das Gleiche trägt, wie wir Menschen tragen, dann ist es nicht das Gleiche. Hier gilt, «wenn zwei dasselbe tun, dann ist es nicht dasselbe». Wenn Gott hier wie ein Mensch in unsere Qual und Not hineinkniet, dann ist es eben Gott, und darum, weil hier Gott leidet, darum hat dieses Leiden nicht persönlich beschränkte, sondern umfassende Bedeutung. Das aber heisst, dass er, der «alles in allen ist», dass er hier die Schmerzen aller leidet und die Wunden aller trägt. Diese Tatsache aber, dass Gott sich unter unsere Leiden beugt und sie auf sich nimmt, ist die Überwindung unserer Leiden. Gott hat sich hier als stärker erwiesen denn alle unsere Leiden. Darum schauen wir auf diesen Schmerzensmann hin, dessen Kleider verteilt werden, der Abschied nimmt von seiner Mutter, der die Qual des Verschmachtens trägt und dessen Leichnam noch durchstochen wird; und dieses Hinschauen, diese Betrachtung seines Kreuzesleidens ist darum unser Trost. Was etwa in katholischen Spitälern vorkommt, wo man ein Kruzifix so an die Wand hängt, dass der Kranke es auf seinem Schmerzenslager sich gerade gegenüber sieht, ist an sich nicht falsch. Falsch daran ist nur, dass man die Passion Christi in indirekten Bildern betrachtet, anstatt direkt in den Passionsevangelien selber.

Wir dürfen nicht nur, wir sollen die Passion Christi anschauen. Dazu hat sie sich auch in aller Öffentlichkeit

begeben. So heimlich sonst die grössten Vorgänge im Leben und Wirken des Herrn vor sich gegangen sind, so auffällig ist und bleibt die grosse Öffentlichkeit des Kreuzesgeschehens. Gott hat da freilich seine besonderen Gründe, warum er den Herrn derart öffentlich leiden lässt. Einmal soll damit das Böse an den Tag kommen. Die Passion Christi ist eine, ist die umfassende Entlarvung alles Bösen. Jeder Feind lebt schliesslich vom Geheimnis. Jeder Feind profitiert davon, dass man nicht Kenntnis hat von ihm, seine wahre Stärke nicht weiss und ihn deshalb überschätzt und zu viel, oder unterschätzt und zu wenig fürchtet. Der da am Kreuz bringt fertig, was vor ihm keiner vermochte: Christus zwingt hier den Bösen, aus seiner heimtückischen Hinterhältigkeit hervortreten, nötigt ihn zum offenen Kampf vor aller Augen, und damit wird dort am Kreuz der Feind gezwungen, seine allerletzten Hilfstruppen aufmarschieren zu lassen und seine ganze Macht und List, seine Geheimdiplomatie und Taktik preiszugeben. Damit aber entwindet ihm Christus eine seiner bedeutsamsten Waffen, die Waffe der Heimlichkeit und der Tücke. Alle Welt für alle Zeiten kann von jetzt an wissen, woran man mit diesem Feinde ist und wessen man sich gegen ihn zu versehen hat. Diese taghelle Öffentlichkeit war im Aktionsplan der Feinde Jesu ursprünglich durchaus nicht vorgesehen. Im Gegenteil! Unter Ausschluss der Öffentlichkeit sollte Jesus beseitigt werden. «Ja nicht aufs Fest hin!», sondern wenn möglich in irgendeinem Hinterhalt, zwischen den verschwiegenen Mauern eines Gefängnisses, kurz, alles andere, nur gerade so nicht, wie es dann geschehen ist, war der Wunsch der Feinde. An einem Kreuz! In der Nähe der Hauptstadt! An einem Tag, da die Gassen der Stadt von Festpilgern aus aller Herren Ländern wimmeln müssen! Auf einem Hügel! – weithin sichtbar, kein Baum und kein Strauch und keine Bodenwelle, die ersehnte Deckung böte!

Aber noch aus einem anderen Grunde muss die Passion Christi nach Gottes Fügung in breitester Öffentlichkeit sich

vollziehen. Es fällt uns auf, mit welcher merkwürdiger Umständlichkeit vor allem der vierte Evangelist auch die scheinbar geringfügigsten Einzelheiten der Erwähnung wert hält, die sich während des Prozesses und während der Hinrichtung zugetragen haben. Eine Inschrift ist da, deren Vorhandensein eine Meinungsverschiedenheit unter den Feinden Jesu heraufbeschwört. Die Inschrift ist abgefasst in Hebräisch, Griechisch und Latein, übersetzt in die wichtigsten und herrschenden Weltsprachen. Wir würden heute sagen, damit sei der Prozess Jesu «der Weltpresse zugänglich gemacht worden». Johannes erwähnt auch Jesu Kleider. Wir haben eben dieser Tage in der Zeitung gelesen von einem Mörder, der die Kleider seines Opfers samt der Kiste, in der er sie verbarg, an einsamem Ort verbrannt hatte, wie die Fahndungspolizei die verkohlten Holz- und Tuchreste sorgfältigst sammelte und zur Stelle schaffte. So sind die Kleider des hingerichteten Jesus vorhanden als Indizienbeweise. Johannes ist da, und die Mutter Jesu ist da, ein Stab ist da und ein mit Essig getränkter Schwamm. Die alten frommen Maler pflegten alle diese kleinen und kleinsten Einzelheiten auf ihren Bildern nicht zu übersehen. Sie wussten warum. Das sind lauter stumme Zeugen, lauter sprechende Kennzeichen dessen, was dort in unnachahmlicher Einmaligkeit geschehen ist. Ich meine, ein Geschlecht, das erleben muss, was Hinrichtungen unter Ausschluss der Öffentlichkeit am laufenden Band bedeuten, muss diese exakten Sachbeweise wieder zu schätzen wissen, die Johannes der Nachwelt übermittelt.

Aber mit all diesen kleinen Sachen hat es noch eine tiefere Bewandnis. Dass der dort am Kreuz in der Mitte zwischen zwei Übeltätern stirbt, dass über ihm das Plakat hängt mit der Aufschrift «Der Juden König», dass um seine Kleider gewürfelt wird, dass man ihn mit Essig und Galle trinkt, dass man ihm die Beine nicht bricht, ihm aber in die Seite sticht, all diese Einzelheiten sind darum so beachtlich und erwähnenswert, weil darin «die Schrift erfüllt ist». Das ist

sämtlichen Evangelisten über alles wichtig, dass die Schrift erfüllt wird. Und warum? Er selber, der nun da hängt, kann nicht mehr für sich Zeugnis ablegen. Ja was an ihm sichtbar ist, legt eher gegen ihn Zeugnis ab. Er hängt hier in völliger Unkenntlichkeit. Kein Mensch würde jetzt dem ansehen, dass er Gottes Sohn ist und der Erlöser der Menschen. Unsagbar ohnmächtig, hilflos und preisgegeben hängt er ja da. Man verfügt über ihn, bestimmt über seinen Kopf hinweg, was man der Nachwelt über ihn zu sagen gedenkt. Er hat's nicht in der Hand, wie man seine Person und sein Sterben zuhanden der Nachwelt zu deuten gedenkt. Sein letztes Hab und Gut, sein Kleid, wird unter seinen Augen vergantet (versteigert, vermarktet) – und das soll der Erlöser sein? Seine nächste Angehörige muss er anderen zur Fürsorge anbefehlen. Und das soll der Helfer aller Welt sein? Ja, damals, als er die Macht hatte, aus zwei Fischen und fünf Broten 5'000 Mann zu speisen, damals sah er aus wie ein Helfer, jetzt nicht mehr. Von Durst gequält, muss er nach Wasser rufen. Damals, als er ungezählten Kranken die Gesundheit wiedergab, damals sah das aus nach einem Erlöser, aber jetzt muss er, so wie irgendein bedrängter Patient im Spital der Schwester läutet, nach einem lindernden Trunk rufen. Wahrlich, kein Mensch sieht ihm mehr an, wer er ist. Aber gerade diese Zeichen seiner äussersten Niedrigkeit, die seine Hoheit so völlig verhüllen, fangen nun an, von der Schrift her mit Fingern auf ihn zu zeigen. Diese Schrift ist dem Johannes so entscheidend wichtig, weil daraus klar wird: Hier liegen nicht nur die Anschläge der Heiden vor und die Pläne der Juden, sondern noch ein anderer Plan. Über und unter all diesen Mächten und Gewalten, die da auf dem Vordergrund so schrecklich toben und verwüsten, steht so etwas wie ein verborgenes Hauptquartier, in dem hier alle Fäden zusammenlaufen müssen. Die letzten umfassenden Entscheidungen dessen, was hier geschieht, liegen weder beim Tod noch bei der Hölle, sondern bei Gott. Darum sagt Christus: «Vater,

vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!» Sie wissen es tatsächlich und radikal nicht. Pilatus schreibt sein Plakat, schreibt es gerade so, wie es nun für alle Zeit geschrieben steht. Als er das schrieb, da hat ihm ein anderer die Hand geführt. Die Kriegsknechte, als sie um seine Kleider würfelten, haben nicht gemerkt, dass da ein anderer würfelte, dass sie in jenem Moment selber Würfel waren in einer letzten, höchsten, allmächtigen Hand. Und jene Hand, die die Gebeine der beiden Mitgehangenen zerbrach und innehielt, als Christus drankommen sollte, und jene andere Hand, die mit der Lanze in seine Seite stach, all diese Hände sind bewegt und gehalten durch den, der hier verborgen die Dinge lenkt.

Von hier aus schaut nun das Auge des Glaubens die Vorgänge an, die sich am Karfreitag auf jenem Hügel vor Jerusalem zugetragen haben. Der Glaube aber deutet diese Vorgänge völlig anders. Die totale Hilflosigkeit dessen da am Kreuz ist, vom Glauben her gesehen, nun nicht mehr Schwäche vor dem Feind, sondern ein gehorsames Stillhalten dem gegenüber, der hier seinen höchsten Heilsplan vollendet. Die Hilflosigkeit dem Feind gegenüber wird, vom Glauben aus gesehen, eine gehorsame Hilflosigkeit dem Vater gegenüber. Christus ist das Opferlamm, das sich zur Schlachtbank führen lässt und seinen Mund nicht auf tut vor dem Scherer. Seine Niederlage am Kreuz ist nun nicht mehr einfach eine Niederlage vor Tod und Teufel, sondern kindliche Beugung unter den Oberbefehl und darin gerade Sieg über Hölle und Tod. So, gerade so, dass er seinen Sohn ans Kreuz gehen lässt, hat Gott über die Finsternis zu siegen beschlossen. Was da am Karfreitag geschieht, ist darum nicht bloss eine Offenbarung des Todes und der Hölle, sondern gerade darin eine Offenbarung des Himmels. Grab und Bosheit sind hier nicht nur erforscht und entlarvt, sondern überwunden worden. Christus weiss, dass seine Niederlage am Kreuz die Art und Weise ist, wie Gott siegen wird. Darum eines seiner letzten Worte am Kreuz: «Es ist vollbracht.» Fällt euch nicht

auch auf, wie merkwürdig unpersönlich das tönt? Nicht sagt er: «Ich habe es vollbracht», sondern er stellt fest: «*Es ist vollbracht.*» Es ist jetzt bis ans Ende durchgeschehen, es hat sich jetzt erfüllt, was nach der Schrift der Wille Gottes ist. Es ist vollbracht, es ist jetzt gesiegt. Gesiegt hat nicht der Tod und nicht der Teufel, gesiegt hat auch nicht Christus, sondern ein anderer hat ihm den Sieg verschafft: der Vater. Die Hand des Vaters hat's hinausgeführt und ausgetragen. Er selber, der Gekreuzigte, ist in dem Sinn beteiligt, dass er völlig stillgehalten hat dem allmächtigen Walten und gehorsam ward bis auf die Erde, bis in die Hölle und bis ins Totenreich, um sie zu besiegen. Das, nicht weniger als das, ist hier nun vollbracht.

Mit andern Worten: An dieser Stelle hier, wo das Kreuz steht, da ist der Einbruch in die unerlöste Welt erfolgt. Das ist die Stelle, wo nun der Tod nicht mehr umbringen darf, weil ihm der Stachel genommen ist. Hier ist der Teufel wehrlos und gebunden. Die Heiden erzählen von ihren Helden, dass sie eine Stelle haben, wo sie verwundbar seien. Ein Siegfried hat seine Blattstelle zwischen den Schultern, ein Achilles hat seine Ferse. Es ist, wie wenn die Völker eine Ahnung hätten davon, dass es ausser Gott niemand gibt, der nicht verwundbar wäre. Auch Tod und Teufel haben jetzt ihre geschwächte, ihre tödliche Stelle, und das ist der Ort, da Christus am Karfreitag um die neunte Stunde rief: «*Es ist vollbracht.*»

Noch ist damit Gottes Heilsplan nicht vollendet. Er vollendet sich sozusagen etappenweise. Noch ist der Tod nicht abgeschafft, und noch ist dem Bösen Wirkung gegeben. Der Apostel lehrt ausdrücklich, der letzte Feind, der überwunden werden muss, wird der Tod sein. Und nicht umsonst lautet eine jener sieben Bitten, die Christus gelehrt hat: «Erlöse uns von dem Bösen.» Noch leben wir in Feindesland, aber wir haben eine Zuflucht und Deckung gegen die giftigen Pfeile des Bösewichts. Es gibt nun einen Ort, wo das gehetzte und

verängstete Gewissen, das anfängt, die Sünde als unerträgliche Last zu empfinden, Ruhe und Freistatt findet, und dieser Ort ist das Kreuz, wo unsere Sünde, wenn sie auch blutrot wäre, abgewaschen ist.

Was das heisst, dass die Kreuzigung Christi ein Schonbezirk gegen den Verkläger geworden ist, das weiss nun allerdings nur der arme Sünder. Wie viele arme Sünder hat's wohl unter uns? Und wie viel grösser wird die Zahl derer sein, die wohl Sünder sind, aber weit davon entfernt, arme Sünder zu sein! Sie alle, die nicht arme Sünder sind, die es noch ganz gut aushalten und selber tragen können, was in ihrem Leben nicht stimmt, sie werden an Karfreitag vorbei leben, ohne nach dem einzigen Sündentrost zu verlangen. Und wenn man den Sündentrost nicht braucht, dann ist das eigentlich Grund zu Besorgnis und Beunruhigung. Wer aber anfängt, die Tröstung des Gemütes für sich selber zu brauchen, wen nach dieser Tröstung dürstet, der wird bald nicht mehr nur um seiner eigenen, sondern um der Schuld und Verlorenheit seines Volkes und Geschlechtes willen Tröstung brauchen. Ihnen ganz besonders, die etwas wissen vom harten Leid um unseren armen Erdteil, die das Dunkel des Jahrhunderts niederdrückt, ihnen sei es noch einmal ganz persönlich gesagt: Die Hölle ist stark und der Tod ist mächtig, aber mag das kommende Jahrzehnt bringen, was immer uns bestimmt ist, es wird uns, seitdem wir das Kreuz erkannt haben, nichts Neues mehr bringen können, nichts, das schrecklicher wäre als diese Kreuzigung, und siehe, dort, gerade dort ist «es vollbracht». Wir wollen darum nicht müde werden, es einander zuzurufen und einander dran zu erinnern in den kommenden Jahren, mag der Tod grassieren und die Hölle triumphieren; es ist vollbracht.

Vollbracht ist zwar noch nicht vollendet. Aber wenn Gott sein in der Vergangenheit uns gegebenes Wort derart wörtlich erfüllt wie dort am Karfreitag, wie sollte er nicht den Teil seines Wortes, der noch der Vollendung harrt, ebenso

treu erfüllen? Dieser König der Juden hat nie aufgehört, König zu sein. Er wird wiederkommen, und es werden vor ihm die Nationen versammelt werden. An diesem König der Juden hängt unsere Hoffnung für unsere Zukunft und unsere ganze Hoffnung für die Zukunft der Völker. Es werden jetzt Länder und Erdteile verteilt, als handelte es sich um geringfügige Habseligkeiten, aber unsere sündhafte Habgier wird nicht ewig um den Rock der Hilflosen würfeln. Um Jesu Christi willen wissen wir um die neue Erde und um den neuen Himmel, in denen Gerechtigkeit wohnt. Es werden nicht ewig Söhne Abschied nehmen müssen von ihren Müttern, das Dürsten und Verschmachten, das Gliederzerbrechen und Leiberaufstechen wird ein Ende haben, und das Stöhnen der Dürstenden und Verschmachtenden wird verstummen, denn «der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein». Und das alles, so wahr es uns in diesem gekreuzigten «König der Juden» verheissen ist und so wahr Verheissung in Erfüllung geht.

Die Auferstehung Christi

¹ Am ersten Tag der Woche kommt Maria Magdalena früh, da es noch finster war, zum Grab und sieht, dass der Stein vom Grab hinweg war. ² Da läuft sie und kommt zu Simon Petrus und zu dem andern Jünger, welchen Jesus lieb hatte, und spricht zu ihnen: Sie haben den HERRN weggenommen aus dem Grab, und wir wissen nicht, wo sie ihn hin gelegt haben. ³ Da ging Petrus und der andere Jünger hinaus zum Grab. ⁴ Es liefen aber die zwei miteinander, und der andere Jünger lief zuvor, schneller denn Petrus, und kam am ersten zum Grab, ⁵ guckt hinein und sieht die Leinen gelegt; er ging aber nicht hinein. ⁶ Da kam Simon Petrus ihm nach und ging hinein in das Grab und sieht die Leinen gelegt, ⁷ und das Schweisstuch, das Jesus um das Haupt gebunden war, nicht zu den Leinen gelegt, sondern beiseits, zusammengewickelt, an einen besonderen Ort. ⁸ Da ging auch der andere Jünger hinein, der am ersten zum Grab kam, und er sah und glaubte es. ⁹ Denn sie wussten die Schrift noch nicht, dass er von den Toten auferstehen müsste. ¹⁰ Da gingen die Jünger wieder heim.

¹¹ Maria aber stand vor dem Grab und weinte draussen. Als sie nun weinte, guckte sie ins Grab ¹² und sieht zwei Engel in weissen Kleidern sitzen, einen zu den Häupten und einer zu den Füßen, da sie den Leichnam hingelegt hatten. ¹³ Und diese sprachen zu ihr: Weib, was weinst du? Sie spricht zu ihnen: Sie haben meinen HERRN weggenommen, und ich weiss nicht, wo sie ihn hingelegt haben. ¹⁴ Und als sie das sagte, wandte sie sich zurück und sieht Jesus stehen und weiss nicht, dass es Jesus ist. ¹⁵ Spricht er zu ihr: Weib, was weinst du? Wen suchest du? Sie meint es sei der Gärtner, und spricht zu ihm: Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir, wo hast du ihn hingelegt, so will ich ihn holen. ¹⁶ Spricht Jesus zu ihr: Maria! Da wandte sie sich um und spricht zu ihm: Rabbuni (das heisst: Meister)!

17 Spricht Jesus zu ihr: Rühre mich nicht an! denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater. Gehe aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott. 18 Maria Magdalena kommt und verkündigt den Jüngern: Ich habe den HERRN gesehen, und solches hat er zu mir gesagt. Johannes 20,1-18

Wenn Maria Magdalena hier den auferstandenen Herrn sieht und zuerst meint, es sei der Gärtner, dann ist das nicht das einzige Missverständnis, das ihr am Ostermorgen zustößt. Es folgt sofort ein zweites und wesentlicheres. Sowie sie nämlich dann in dem Gärtner ihren Herrn erkennt, meint sie zuerst, Jesus sei von den Toten ins diesseitige Leben zurückgekehrt. Sie wird augenblicklich an Lazarus gedacht haben. So wie dort der tote Bruder seinen Schwestern zurückgegeben wurde, so wäre hier der Herr den Seinigen nun wieder geschenkt. Zufolge dieser Täuschung will denn Maria Magdalena auch sofort ihren Herrn so verehren, wie er während seiner kurzen Erdenzeit etwa geehrt worden ist von Menschen, die ihm besonders Grosses zu verdanken hatten: Sie will ihm zu Füßen fallen, seine Knie umfassen und ihn so anbeten. Die wirkliche Lage, in der sie sich nun dem auferstandenen Herrn gegenüber befindet, hat sie somit noch nicht erfasst. Sie meint offenbar, nun wieder auf jener Ebene mit Jesus zu stehen, auf die er sich während der Tage seiner Menschwerdung herabgelassen und erniedrigt hatte. Aber eben darin hat sich Maria Magdalena nun gründlich getäuscht. Christus ist auferstanden von den Toten, aber nicht wie Lazarus. Nicht ist Christus damit in seinen vorherigen Zustand zurückgekehrt, wie das beim Bruder in Bethanien, beim Jüngling von Nain, beim Töchterlein des Jairus der Fall gewesen ist. Ostern ist nicht eine Rückkehr ins zeitliche, sondern ein Vorstoss und ein Durchbruch ins ewige Leben hinein. Zwischen Maria Magdalena und dem Auferstandenen liegt nun jene geheimnisvolle Trennungslinie, die

Diesseits und Jenseits, die Zeit und Ewigkeit, die Gott und uns Menschen voneinander scheidet. Darum trifft Maria Magdalena das für sie zunächst unerwartete Wort: «Rühre mich nicht an! denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater. Gehe aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.» Nicht, dass es etwa unmöglich gewesen wäre, den Auferstehungsleib des Herrn zu berühren. Thomas hat ihn ja, wie wir bald sehen werden, um seines Unglaubens willen acht Tage später angerührt. Mit seinem zurückweisenden «rühr mich nicht an!» will hier der Herr lediglich die völlig neue und veränderte Lage feststellen, in der sich von nun an die Menschen, auch seine Jünger, im Umgang mit ihm befinden. Wenn er auch noch nicht «zu meinem Vater und zu eurem Vater aufgefahren» ist, so befindet er sich doch schon jetzt im jenseitigen, im himmlischen Zustand. Es ist nur noch eine Frage von kurzer Zeit, und er wird sich dem Dunstkreis dieser Erde in seinem jetzigen Zustand entziehen, und sie werden ihn nicht mehr sehen, denn er ist auferstanden ins Leben, das ewig ist.

Wir aber sagen jetzt, und Maria Magdalena hat es sich gewiss später selber auch gesagt: Gottlob hat sie sich zuerst getäuscht. Gottlob ist das wirkliche Ostern so über die Massen herrlicher ausgefallen, als sie sich's im ersten Augenblick und bei der ersten Überraschung vorgestellt hatte, um so viel herrlicher, als der Himmel über dieser Erde steht. Sie hat darüber geweint, dass sie den Leichnam nicht mehr finden konnte. Gottlob hat sie die Leiche nicht gefunden! Und gottlob hat sie auch nicht nur einen ins vergängliche Leben zurückgekehrten Herrn gefunden. Sie hat sich wahrlich nicht zu ihrem und zu unserem Nachteil zuerst getäuscht. Gottlob ist Ostern nicht die Rückkehr des Auferstandenen ins Gefängnis dieser vergänglichen Welt. Gottlob ist Ostern die Auferstehung aus dem Grab in den Zustand der ewigen Freiheit. Für ewig ist der Herr nun dem Tode entrissen und

entronnen, und Christus ist eingegangen an den Ort, wo keine, für alle Ewigkeit keine Verwesung mehr ihn erreichen wird. In diesem Ausmass hat er gesiegt, für ewig gesiegt über den Tod. Hätte Maria Magdalena zuerst recht vermutet, wäre er ihr und uns durch seine Auferstehung nur so wieder geschenkt worden wie Lazarus den Seinigen, o das wäre ja für alle zunächst Beteiligten sehr nett und lieb und rührend gewesen, aber dann wäre er ja nur dem Tod von neuem in die Arme getrieben, dem er früher oder später dann doch wieder hätte unterliegen müssen. Aber nun ist er zum ewigen Leben eingegangen, und das ist nicht zum Weinen, das ist zum Freuen und zum Rühmen, ja zum Jubeln: Er ist auferstanden, wahrhaftig auferstanden!

Und nun, nachdem sie es hat fassen dürfen, erhält sie vom Auferstandenen den Auftrag, diese Kunde den Jüngern – Jesus nennt sie hier zum ersten Mal seine Brüder – mitzuteilen. Das müssen nun die Jünger wissen, das geht nun sie in erster Linie etwas an. Denn nicht für sich allein, zu seinen eigenen Gunsten und zu seinem eigenen Vorteil ist er ins ewige Leben durchgebrochen, sondern als Heiland und Erlöser. Er hat auch hier seines vom Vater ihm zugedachten Amtes gewaltet, seines Erlöseramtes. Was hier geschehen ist, das geht auch nicht nur den engeren Jüngerkreis an. Sie sollen es in alle Welt hinaus zu allen Völkern tragen, sie alle sollen es wissen, dass er für sie zum ewigen Leben emporgestiegen ist. Für sie, für alle, die es hören werden und hören wollen, die es glauben werden und glauben wollen, ist solches geschehen. Das ewige Leben, das an Ostern für sie alle hindurchgesiegt hat, das soll allen, die an ihn glauben, zugute kommen und zuteil werden. Unser ewiges Leben, – noch deutlicher! – mein und dein ewiges Leben steht an jenem ersten Ostermorgen im Garten des Joseph von Arimathia vor Maria Magdalena. Und wenn sie die Botschaft den Jüngern bringen darf, dann heisst das, dass sie die Botschaft uns bringen darf, dir und mir und allen, die es heute morgen hören:

Uns hat Christus damit hindurchgetragen, hindurchgekämpft und hindurchgerettet aus der Verwesung ins ewige Leben. Was sind doch jetzt alle Kriegs- und Sieges-Nachrichten im Vergleich zur Kunde von diesem heiligen Krieg, der hier einen so geheimnisvoll siegreichen Ausgang genommen hat! Was sind doch alle Entscheidungen dieser Welt und Zeit, wie wichtig sie sein mögen und wie gespannt wir auf sie achten müssen, im Vergleich zu dieser einen Entscheidung, die damit unwiderruflich gefallen ist, dass Christus für uns auferstanden ist zum ewigen Leben!

Ausser von Maria Magdalena ist nun aber in unserem heutigen Osterevangelium noch von zwei anderen Auferstehungszeugen die Rede, von Petrus und Johannes. Auf die Kunde hin, dass das Grab leer aufgefunden worden sei, eilen die beiden unverzüglich herzu. Johannes läuft zuerst dem älteren Petrus voraus und kommt als erster am Grab an. Da aber hält ihn, wir wissen nicht was, zurück. Petrus aber, der später Angekommene, betritt beherzt die Gruft und untersucht sie genau, und nun wagt's auch Johannes, hinein zu schreiten. Sie finden die Leichentücher wie geordnet hingelegt, und etwas abseits das Schweisstüchlein, das dem Toten um die Stirn gewickelt war, auffällig zusammengerollt am Boden liegen. Daraus schliessen sie, dass ihr Herr diese Totenhüllen offenbar nicht mehr benötigte. Und es heisst, nachdem Johannes diesen Sachverhalt festgestellt hatte, «glaubte er». Der Evangelist Johannes sagt das schwerlich, um sich gegen Petrus herauszustreichen, sozusagen zum eigenen Ruhme. Er weiss zu gut, wie sehr und wie ausschliesslich der Osterglaube Geschenk ist. Ihm ist es als dem ersten der Jünger nun gegeben, an den Auferstandenen und damit ans ewige Leben zu glauben. Noch bevor er Jesus selber gesehen hat, schon aus dem viel sagenden Zustand der Grabtücher, wird ihm der Osterglaube zuteil. Um den Glauben freilich kommt keiner der Jünger herum. Auch nachdem sie mehr als nur das leere Grab und die Tücher gesehen haben, auch

nachdem ihnen die Engel begegnet sind, ja auch noch nachdem sie den Auferstandenen selber gesehen und betrachtet haben mit ihren Augen und betastet mit ihren Händen, wie Johannes später in einem seiner Briefe sagt, ist es der Glaube allein, der es zu fassen vermag, denn Christus ist ins ewige Leben auferstanden, und das vermag der Mensch, solange er in Raum und Zeit sich bewegt, einzig im Glauben zu erkennen.

Christus ist ins ewige Leben auferstanden. Das bedeutet für jeden, der daran glauben darf, das ewige Leben. Aber nun meldet sich die Frage: Ist das alles? Hat die Auferstehung Christi somit für uns nur eine jenseitige Bedeutung? Bedeutet sie für uns nur, dass wir einst im Glauben an ein ewiges Leben werden sterben können? Wenn das alles wäre, das wäre wahrlich nicht nichts. Selig sterben können, das ist keine Kleinigkeit. Und doch möchten wir jene Frage aufgreifen, die im Heidelberger Katechismus im Anschluss an die Osterbotschaft merkwürdig hausbacken und doch so bedeutsam gestellt wird: «Was nützt uns die Auferstehung Christi?» Was nützt sie uns für unser Leben während der 70 Jahre und, wenn's hoch kommt, 80 Jahre, die wir hier zubringen dürfen? Wenn die Auferstehung, wie wir beim vierten Evangelisten besonders deutlich hören, ein Durchbruch ins ewige, ins jenseitige Leben ist, gibt es dann überhaupt eine Beziehung zwischen Ostern und unserem Alltag? Oder ist dort die hohe und leuchtende Botschaft von der Herrlichkeit Christi, hier aber, völlig getrennt und unberührt von Ostern, der graue Lebenstag?

Ja, «was nützt uns die Auferstehung Christi»? Sie nützt uns nicht nur dieses oder jenes, nein, es hängt von ihr überhaupt unser ganzes Leben und Sterben ab. Ich muss noch deutlicher werden: Es gibt überhaupt nichts, das so radikal und so durchgreifend auf unseren menschlichen Alltag einwirkt, wie der Glaube an die Auferstehung Christi. Wir wollen versuchen, den Beweis für diese Behauptung anzutreten.

Zunächst mag uns wohl die gewaltige Bedeutung des Osterglaubens dort am klarsten werden, wo dieser Glaube abhanden gekommen ist. Die Folgen des schwindenden und fehlenden Glaubens sind unabsehbar, und wo ein Geschlecht aufhört, ans ewige Leben zu glauben, da wird schon der diesseitige Schaden katastrophal. Die allererste Folge wird die sein, dass ein Geschlecht, das aufgehört hat, ans ewige Leben zu glauben, bald einmal auch jeglichen Glauben ans diesseitige Leben verlieren wird. Es wird ein selbstmörderisches Geschlecht werden, das die Kraft nicht einmal mehr dazu aufbringen wird, sich fortzupflanzen. Wo der Osterglaube schwindet, da erscheint das Gespenst des Geburtenrückganges auf der Bildfläche. Eine Abkehr vom Ewigen bedeutet eben immer zwangsläufig eine falsche Hinkehr zum Zeitlichen. So kennzeichnet die Generation, von der wir herkommen, aus Folge ihres Unglaubens eine gottlose Diesseitigkeit, wie sie so radikal vielleicht seit den Tagen des Noah kein Geschlecht mehr gekannt hat. Diese im Unglauben wurzelnde, radikale Diesseitigkeit aber ist schliesslich schuld am Unglück und an der Katastrophe des ehemals christlichen Abendlandes. Der Europäer, der versucht hat, sich vom Glauben ans ewige Leben loszusagen, ist ein durch und durch verkehrter Mensch geworden. Der so genannte Geburtenchwund war die Folge; dieser ist ja nur eine Verkehrtheit, nur eine von vielen anderen, und mit dieser einen Verkehrtheit hängen alle anderen innerlich zusammen. Das ganze Leben von A bis Z, im privaten und im öffentlichen Bereich, ist verkehrt. Ja nicht nur unser Leben, auch unser Sterben ist verkehrt.

Für den Diesseitsmenschen hat eben auch der Tod lediglich ein diesseitiges Interesse. Für ihn gibt es gar keine ewige Seite des Todes. Darum ist dem osterlosen Diesseitsmenschen der Tod nur insofern ein Feind, als er ihm den Vollgenuss des Diesseits zu stören oder zu schmälern vermag. Der Kampf gegen den Tod hat somit für den Diesseitsmenschen

nur den Sinn, sich den lästigen Ruhestörer und leidigen Spielverderber so lange wie möglich vom Leibe zu halten. Wenn er aber dann doch eines Tages unausweichlich heranrückt, dann kann man sich als Diesseitsmensch sein Sterben immerhin noch so praktisch wie möglich gestalten. Etwelche Schrecken und Todesängste kann man sich als Diesseitsmensch durch allerlei technische Mittel und Mittelchen, die zum Teil rasch und schmerzlos wirken, mildern. Wo aber dem Tod unvermeidliche Leiden und Unannehmlichkeiten vorausgehen, da versteht es der Diesseitsmensch umgekehrt meisterhaft, sich einzureden, der Tod sei ja sein Freund. Der Tod wird ihm dann zum Erlöser schlechthin. Es ist erschütternd, mit welcher Unverfrorenheit auf dem Gang zum Friedhof immer wieder in dreister Selbstverständlichkeit die Behauptung laut wird, «wie gut es doch jetzt die da draussen hätten». So stirbt diese diesseitige und darum «ungläubige und verkehrte Art» weder selig noch unselig, sondern sie stirbt einfach, sozusagen neutral. Das aber ist genau genommen kein Sterben mehr. Neutral stirbt nicht einmal ein Tier. So stirbt höchstens eine Flamme, die der Nachtwind löscht, oder ein Werkzeug, das unter dem Druck der Hand zerbricht. So tief geht der Schaden des Unglaubens, so eingreifend wirkt der mangelnde Osterglaube auf unseren Alltag, dass wir nicht einmal mehr sterben können.

Wer aber nicht mehr in die Ewigkeit hinein sterben kann, wie sollte der von der Ewigkeit her können geboren werden? Diese unsere verkehrte Haltung auch dem Leben gegenüber macht sich vor allem verhängnisvoll bemerkbar an den beiden Rändern des Lebens, in den beiden Randgebieten, in unserer Stellung zum Kind und zum Greis. Für den osterlosen Menschen hat nicht nur der Tod, sondern auch die Geburt eine lediglich diesseitige Bedeutung. Dass die Geburt so reibungslos wie möglich sich abwickelt, wozu auch das so genannte «abgekürzte Verfahren» der Kliniktaufe mit inbegriffen ist, dass eine reichliche Säuglingsausstattung vorhanden

sei, dass das Kind ein stattliches Körpergewicht habe und jeden Tag genügend zunehme, das sind die gewaltigen Zentralprobleme, weithin überhaupt die einzigen Probleme einer modernen «Kindbette». Ein junger Mann wusste einst aufs Gramm genau, wie erstaunlich wenig Blut seine Frau im Wochenbett verloren habe, wusste aber durchaus nicht, welcher Konfession einer der Taufpaten sei. Das Ziel solchen Kinderbekommens und Kinderhabens aber ist: Sie sollen vorankommen im Leben, sollen es zu etwas bringen, sollen es gut, nein, besser haben, als man es selber hatte. Diese radikale Diesseitigkeit ist der wüste Hintergrund jener schönen Redensart: «Nur ein oder zwei Kinder, die aber dafür recht.» Der Mensch, der nur das Diesseits und nur die Zeit kennt, findet bei schlechten Zeiten mit einem gewissen Recht für sich persönlich, aber bald auch für seine Nachkommen, das Leben nicht mehr lebenswert. Ja, dieser Mensch möchte keinem Wesen das Leid antun, es in die Welt gesetzt zu haben, macht sich geradezu ein Gewissen daraus, Vater geworden zu sein, und fängt an zu fürchten, seine Kinder könnten ihm einst den Tag verfluchen, da die Empfängnis sich vollzog. So ist hinter dem Gebär- und Lebens-Streik jene tiefe Verzweiflung verborgen, jene Enttäuschung einem Leben gegenüber, das nur mehr ein lumpiges Diesseitsleben war. So tief greift der Osterglaube, oder dessen Fehlen, in unseren Alltag ein.

Aber zum mindesten ebenso deutlich werden die Früchte unserer Osterferne in unserer verkehrten Einstellung zum Alter offenbar. Wo das Leben, von aller Ewigkeit entleert, nur noch Diesseitswert hat, da muss es zwangsläufig diesen seinen Wert bei fortschreitendem Alter einbüßen. In dem Masse, als darum ein Geschlecht seinen Glauben ans ewige Leben wegwirft, verliert es seine Liebe zu den Alten und Gebrechlichen, sein Verständnis für die Untauglichen und Ausgerangierten, die nicht mehr im Dienste der Diesseitigkeit zu stehen vermögen und darum vom vorwärts stürmenden

Leben als Hindernis empfunden werden. Ein Alter, über dem nicht mehr die schützenden Flügel der Ewigkeit ausgebreitet sind, muss schliesslich zum Gegenstand der Almosengenössigkeit und der Fürsorge herabsinken. So ist es ein und derselbe ewige Gott, der sagt: «Kinder sind eine Gabe des Herrn», und der ebenfalls sagt: «Ich will sie tragen bis ins Alter, und bis sie grau werden.» Und ein und derselbe Unglaube ist's, der heute dem Greis und dem Kinde den Lebensraum schmälert.

Erst ein Geschlecht, das wieder aus der Ewigkeit heraus und für die Ewigkeit ans Tagwerk geht, wird sich wieder freuen können am Werk seiner Hände. Im Glauben ans ewige Leben hat es nun auch wieder einen Sinn, Ehen zu schliessen und zu heiligen, Kinder zu zeugen und zu gebären, und schliesslich im Schweisse seines Angesichtes als Vater und Mutter sein Leben für eine Familie aufzuopfern. Kinder haben wird für den ostergläubigen Christenmenschen zum Gottesdienst, denn gläubige Eltern empfangen ihre Kinder aus der Ewigkeit nicht für die Zeit, sondern für die Ewigkeit. Eine Kinderschar nur für eine böse Zeit zu gebären, dafür lohnte es sich tatsächlich nicht, die Mühsale einer Geburt auf sich zu nehmen. Aber eine Kinderschar für die Ewigkeit gebären, erziehen und erhalten, da lohnt es sich wieder, alle Opfer der Mutterschaft und Vaterschaft zu ertragen. Wenn es darum geht, Kinder für den lieben Gott zu nähren und zu kleiden, welcher Weg zur Arbeitsstätte ist dann dem Vater zu weit, welche Arbeit wird ihm dann zu beschwerlich und zu schmutzig sein? Du schaffst ja für die Ewigkeit, schaffst nicht nur fürs Jahrzehnt oder fürs Jahrhundert, sondern für die Ewigkeit. – Und wenn eines deiner Kinder – die nur zu begreifliche Angst der Diesseitsmenschen! – für diese Zeit nicht tauglich und nicht lebensstüchtig sein sollte? Das ist dann wohl ein Kreuz, das es zu tragen gilt. Aber gläubige Väter und Mütter werden es ertragen in Geduld, denn sie haben ja auch dieses Kind gezeugt und geboren für die

Ewigkeit. Und wenn eines sterben soll? Das wird eine Stunde der Beugung sein, aber eine Stunde der Beugung unter Gottes Hand, eine Stunde, die darum ausklingen wird in das Wort des Ewigkeitsglaubens: «Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.»

Eine Jugend aber, die nicht fürs Jahrhundert, sondern für die Ewigkeit herangewachsen ist, wird zwar nicht den Himmel auf Erden schaffen, aber sie wird Eltern und Gebrechliche wieder mit anderen Augen ansehen und mit anderen Händen tragen. Ihr sind die Alten nun nicht mehr nur hinderlicher Ballast, dessen man sich so glatt wie möglich zu entledigen sucht, nein, der Greis wird nun zusammen mit dem Kind sich des Schutzes der Ewigkeit erfreuen. Es wird das ein in der Zeit und auf dieser Welt gesegnetes Geschlecht sein, das «lange lebt in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt». In diesem «Lande», in dem wieder der Osterglaube leben wird, da wird nicht nur drinnen im Haus die absichtliche Unfruchtbarkeit aufhören, da werden auch die bettelnden Greisenhände von der Plakatwand verschwinden. Greisenhände werden einem gläubigen Geschlecht unentbehrlich sein, wenn auch entbehrlich für den Arbeitsdienst, so doch nicht entbehrlich für den stillen Dienst der aufgehobenen Hände. Die einst überzähligen Alten werden in der Gesellschaft wieder den Platz einnehmen, der ihnen gebührt. Und das ist der Ehrenplatz oben am Tisch und im öffentlichen Rat. Sie werden wieder «Älteste» heißen und damit den hohen Titel tragen, den Gottes Wort ihnen verliehen hat.

Das «nützt uns die Auferstehung Christi». Das nützt es uns, dass Maria Magdalena an jenem Ostermorgen demjenigen begegnen durfte, der ins ewige Leben hinein auferstanden ist. Das ist für uns ewiger und zeitlicher Gewinn. Unter den drei Antworten des Heidelberger Katechismus heisst die zweite: «Wir werden auch jetzt durch die Kraft des Auferstandenen erweckt zu einem neuen Leben.» Unsere

brennenden Zeitprobleme werden vom Osterglauben her gelöst, oder sie bleiben ungelöst.

Der Auferstandene erscheint den Elfen

¹⁹ Am Abend aber desselben ersten Tages der Woche, da die Jünger versammelt und die Türen verschlossen waren aus Furcht vor den Juden, kam Jesus und trat mitten ein und spricht zu ihnen: Friede sei mit euch! ²⁰ Und als er das gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und seine Seite. Da wurden die Jünger froh, dass sie den HERRN sahen. ²¹ Da sprach Jesus abermals zu ihnen: Friede sei mit euch! Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. ²² Und da er das gesagt hatte, blies er sie an und spricht zu ihnen: Nehmet hin den Heiligen Geist! ²³ Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen; und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten. Johannes 20,19-23

«Friede sei mit euch!» Es ist hier zunächst wichtig, dass wir genau den *Ort* beachten, von dem her dieser Ruf an jenem Ostertag zweimal, und acht Tage nach Ostern ein drittes Mal, ergeht. Von der Ewigkeit her ruft's hier, von der anderen Seite des Grabes herüber. Einer, dessen Namen die Menschen bereits in die Totenregister eingetragen haben und der nun von den Toten auferstanden ist, hat hier somit das Wort. Das ist der Mann, bei dessen Geburt schon die Ewigkeit gerufen hat: «Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!» Das ist der Mann, von dem im Dunkel der Jahrtausende ein Prophetenmund aussagt: «Er heisst Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friedefürst.» Dieser selbe Mann ist's, den wir hier sagen hören: «Friede sei mit euch!» Es gibt also einen Frieden, einen im buchstäblichen Sinne des Wortes ewigen Frieden. Das tönt so seltsam, ja das tönt so wunderbar in eine Zeit und Welt hinein, wie wir sie jetzt gerade sehen müssen. Hat's nicht in den letzten Jahren auch anderswoher so ähnlich gerufen? Von Genf her, dann von München (unseligen Angedenkens) und nun von Washington her und aus Rom? Und ist's nicht so, dass wir gelernt haben, gerade da besonders auf der Hut zu sein, wo dieser Ruf am lautesten

ertönte? Musste man nicht oft den Eindruck haben, es sei die Hölle, die sich heute mit Vorliebe dieses Rufes bedient? «Sie sagen Friede, Friede, Friede, und es ist doch kein Friede.» Und nun ist's hier der Himmel, nun ist's die Ewigkeit, die ihren Mund auftut, nun ruft's vom Auferstandenen her: «Friede sei mit euch!»

Der ewige Friede will nicht im Himmel bleiben. Er drängt zur Erde hin. Er will ein Friede sein «mit euch!», ein Friede auf *Erden*». Er will nicht auf die Dauer im Jenseits sich ausperren lassen. Es gelüstet ihn, aus der Ewigkeit heraus zu brechen, hereinzubrechen und durchzubrechen bis dahin, wo wir arme, friedlose Menschen wohnen. Er hat es geradezu auf diese Erde abgesehen. Er belagert sozusagen diese Erde, so wie man beharrlich eine Festung belagert und Tag und Nacht nicht mehr von ihren Mauern weicht. Die Tore dieser Erde, die Türen dieser Zeit sind dicht umstellt von jenseitigen Scharen, von Boten und Dienern des ewigen Friedens. Und wo diese «starken Helden, die seinen Befehl ausrichten», einen Vorstoss des Friedens, eine Friedensoffensive machen können in diese Zeit und Welt herein, da lassen sie keine Gelegenheit unbenutzt. Ein Beweis dieser Erdensehnlichkeit des ewigen Friedens ist das ganze Alte Testament. Dieses ist ein einziger, ununterbrochener Ansturm des Friedens auf diese Erde hin. Die Botschaft des Mose, die Botschaft der Psalmen und der Propheten, sie könnte in das eine Wort zusammengefasst werden: «Friede sei mit euch!»

Aber nun redet hier am Ostertag einer zu uns Menschen, der nicht irgendein Diener und Bote der Ewigkeit ist oder gar ein Geist aus den Gräbern herauf, nein, der hier redet, hat eine ganz besondere Vorgeschichte, und zwar nicht nur eine jenseitige, sondern der hat eine Vorgeschichte, die bereits auf dieser Erde und unter uns Menschen sich ereignet hat. Das ist der Jesus, der geboren wurde, als «Kyrenius Landvogt in Syrien war», der gelitten hat unter Pontius Pilatus, der eingegangen ist in unser Fleisch und Blut. Wenn aber das

nachgewiesen werden könnte, liebe Gemeinde, dass derjenige, der hier aus der Ewigkeit ruft: «Friede sei mit euch», dass das der gleiche ist, der Jesus von Nazareth hiess – ich sage, wenn das nachgewiesen werden könnte, dann wäre etwas Unerhörtes geschehen, dann nämlich hätte jener Ansturm aus der Ewigkeit her Erfolg gehabt. Dann wäre es einem Jenseitigen gelungen, und zwar nicht irgendeinem, sondern dem Friedefürsten selber, Fuss zu fassen auf dieser Erde. Dann wäre der Herr des ewigen Friedens gelandet auf diesem feindseligen Erdeneiland.

Und nichts weniger als das ist es nun, was der Auferstandene als erstes tut in der Osterzeit. Er wird nicht müde, ihnen seine «Identität» nachzuweisen, ihnen zu zeigen, dass er es ist, dem sie nachgefolgt sind bis hin zu seinem Tod am Kreuz. Darum zeigt er ihnen mit solch sorgfältigem Bemühen seine Wundmale an Händen und Füßen und in seiner Seite. Darum geht er acht Tage später mit derart herablassender Umständlichkeit auf das Begehren eines Thomas ein: «Reiche deine Finger her und siehe meine Hände, und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite.» Jetzt ahnen wir auch, warum es daraufhin heisst: «Da wurden die Jünger froh, als sie den Herrn sahen.» Wer sollte da nicht froh werden? Wenn jener Mann des absoluten Friedens, dessen Leben sie gesehen haben, von der Geburt im Stall bis zum Tod am Kreuz, wenn der nun auferstanden ist – und er ist es, steht er doch mitten unter ihnen und zeigt ihnen sozusagen seinen Pass und seine Signale. – Und nun, liebe Gemeinde, nun ist's gewonnen. Nun ist die Sache des Friedens für diese Erde gewonnene Sache. Mag das nun wiederum seltsam und wunderlich klingen für Menschen im Krieg, es ist dennoch so, es ist so, weil Christus auferstanden ist und mit ihm der Friede, der für diese Erde von Ewigkeit her bestimmt war. Damit, dass der Auferstandene sagt: «Friede sei mit euch», ist der ewige Friede auf dieser Erde ein für allemal proklamiert. Und nicht nur ausgerufen ist er ein für allemal,

sondern er ist ein für allemal da, weil der Auferstandene da ist, unversehrt von Hohn und Spott, unversehrt von Schlägen und Pfiffen, unversehrt selbst von den Zugriffen des alten Würgers Tod. In Herrlichkeit und in verklärter Majestät ist er da. Und weil der Friedensruf an uns Menschen von ihm her kommt, darum ist der ewige, der auferstandene Friede da und wird auf dieser Erde bleiben, unversehrt vom Geifer der momentanen Verhöhnung, unversehrt von den Ohrfeigen und Fusstritten, unversehrt selbst vom Zugriff des Todes. Mit ihm ist der Friede selber auferstanden von den Toten. Mit andern Worten: derjenige, der hier den Frieden proklamiert, tut es nicht bloss als frommen Wunsch oder unverbindliche «Botschaft», als Mahnruf oder Forderung, sondern er tut es als Angebot und Gabe. Das ist Gottes Ostergabe an diese Todeswelt: der ewige Friede. Diese Erde ist nun seine Wohnung geworden, nicht nur vorübergehendes Absteigequartier, sondern seine Wohnung. Wie seltsam das wiederum klingt: diese Erde Wohnung des ewigen Friedens! Aber mag es klingen, wie es will, der ewige Friede ist da, denn Christus ist auferstanden. Daran ändert auch kein noch so langer Weltkrieg mehr etwas. Wer will diesen ewigen Frieden noch auf die Dauer zu Tode schlagen, wenn er doch auferstanden ist von den Toten? Wer will auf die Dauer daran zweifeln, dass dem ewigen Frieden der Endsieg gegeben ist in dieser Todeswelt? Der Fürst des Friedens ist ja auferstanden. Kein Fliegerabwehrgeschütz wird ihn herunterholen, kein Gas wird ihn vergiften, kein Tank wird ihn erdrücken. Er ist durchs Grab und durch die Hölle hindurch auferstanden von den Toten. Keine Motte und kein Rost kann ihn fressen, kein Wurm kann ihn zernagen, keine Verwesung wird über ihn Meister werden: «Da wurden die Jünger froh, als sie den Herrn sahen.» Wer unter uns will da nicht froh, einfach froh werden? Da dringt Luft herein, da kann man wieder atmen. Da sickert ein wenig Licht durch ins Jahr 1940. Da ist ein Fenster aufgegangen. Lässt euch durch nichts

mehr, was dieser Sommer immer bringen mag, von diesem Himmelsfenster wegdrängen! Bleibt an diesem Fenster! Atmet diese Luft! Haltet fest daran: Christus ist auferstanden und es gilt euch: «Friede sei mit euch!»

Nachdem wir nun den Ort beachtet haben, von dem her der Friedensruf kommt, verbleibt uns nun noch, den Ort ins Auge zu fassen, an den hin dieser Ruf ergeht. Und diese Situation, in die hinein der Auferstandene seinen Frieden trägt, sieht nun so ganz und gar nicht friedlich aus, im Gegenteil! Es ist Nacht. Eine kleine Anzahl von Männern hat sich in grosser Heimlichkeit zusammengefunden. Die Furcht, entdeckt zu werden, steht ihnen auf den Gesichtern geschrieben. Hinter sich haben sie die Türen zugeriegelt. Habt ihr's beachtet? Auch acht Tage nach Ostern werden diese Türen immer noch verschlossen. Aber, was kümmert sich der Auferstandene um die «Furcht vor den Juden»? Was kümmert er sich um Schlösser und Riegel? Da, ausgerechnet da hinein, an diesen unmöglichen Ort, trägt der Auferstandene den Frieden, der ewig ist. Dieser Ort könnte ja eines Tages einer jener Luftschutzkeller sein, die gerade jetzt gebaut werden hin und her in der Stadt. Bis hin an solche Orte bricht sich der auferstandene Friede seine Bahn, bis hin an Orte, wohin ein Häuflein verängsteter Menschen bei Nacht und Nebel hinter verschlossenen Türen Zuflucht suchen. Denn der Friede, der am Ostermorgen aus dem Gehege des Todes ausgebrochen ist, der ist mächtig genug, am Osterabend durch verschlossene Türen an den Ort der Angst und des Grauens hinein zu brechen. So sieht das Absteigequartier aus, das sich der ewige Friede auf dieser Erde wählt. Der ewige Friedefürst baut sich nicht Friedenspaläste. An armselige Stätten setzt er seinen Fuss. Aber, wie armselig es hier auch aussehen mag, wo der Auferstandene seinen Fuss hinsetzt und Raum gewinnt, da wird etwas offenbar von der Herrlichkeit jener Endverheissung: «Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen.» In Hütten, in Hütten des Elendes und in

Wohnungen des Todes, da hinein baut Gott sein Friedensreich. «Meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht» (Kap. 14). «In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden» (Kap. 16). Dieser Friede gilt. Er gilt, unabhängig von jedem Zustand, ja er gilt unseren Zuständen zum Trotz. Dieser Friede würde gelten auch dann, wenn deine Gasmasken, die du dir gekauft hast, eines Tages versagen wird, auch dann, wenn dein Luftschutzbunker, den du dir gegraben hast, dich nicht zu schützen vermag, auch dann, wenn weder die weiße noch die rote Evakuierungskarte Erfolg haben wird, auch dann gilt es, dieses: «Friede sei mit euch!» Diesen Frieden kann die Welt nicht geben. Darum kann sie ihn auch nicht rauben.

Aber warum, liebe Gemeinde, greift nun nicht einfach jeder mit beiden Händen nach diesem Frieden? Warum entsteht nicht geradezu ein Run zu diesem Frieden hin? Die Antwort auf diese Frage ist in unserem heutigen Textwort wenigstens angedeutet. Der Auferstandene sendet an jenem Ostertag seine Jünger aus mit dem Auftrag: «Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.» Damit erfahren wir, was dieser ewige Friede recht eigentlich ist. Der Auferstandene ist nicht der Herr irgendeines, sondern eines ganz besonderen, eines ganz bestimmten Friedens. Der genaue Inhalt dieses Friedens ist die Vergebung der Sünden. Das ist es, was der Auferstandene an jenem Osterabend den Jüngern zuruft. Er hätte es auch in die Worte fassen können: «Eure Sünden sind euch vergeben.» Das ist der Friede, der auf Erden gekommen ist und hier Wohnung genommen hat: die Vergebung der Sünden. Und das ist der Friede, auf den es, mit oder ohne Gasmasken, mit oder ohne Luftschutzbunker, mit oder ohne Evakuierung, auf den es für Zeit und Ewigkeit ankommt. Weil es dieser Friede ist, für den Christus gestorben und auferstanden ist, dieser ganz bestimmte Friede,

darum entsteht hier kein Andrang und kein Schlangenstehen, denn viele sind's, die diesen Frieden nicht begehren. Wenn wir von Frieden reden, dann schwebt uns sonst eher ein glänzenderer Friedensengel vor, und nicht dieses Aschenbrödel der Menschheit, das Vergebung der Sünden heisst. Aber ob uns dieser Friede willkommen und genehm ist oder nicht, hier geht es nun tatsächlich um die Entscheidung, ob der Ruf des Auferstandenen vom Ostertag dir persönlich gilt oder nicht. Da ist nun jeder von uns ganz persönlich belagert und bedrängt. Von diesem Frieden her ist nun jedem seine ganz persönliche Festung angegriffen, und wenn es da nicht zur Übergabe kommt, wenn da die Mauern nicht fallen und die Türen sich nicht öffnen, dann ist eben das Grösste und Herrlichste geschehen für diese arme Erde, und du hast es nicht angenommen, hast dich ihm verschlossen, und deine Sünden «sind dir behalten». So klein und bescheiden ist es schliesslich, das Hüttlein, das der ewige Friede auf dieser Erde sich baut. Bei «Zöllnern und Huren», die in ihrem Elend zum Himmel schreien, da will der ewige Friede einkehren und Wohnung machen.

Begabt und ausgerüstet mit diesem Frieden sendet der Herr des Friedens seine Boten aus zu allen Völkern: «Gleichwie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch.» Beachte wohl dieses: «Gleichwie –!» Ihn hat der Vater gesandt in Niedrigkeit, Leiden und Kreuz hinein. Darum darf's uns weder wundern noch anfechten, dass er seinerseits die Boten des Friedens aussendet mit den Worten: «Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe.» Es wird Widerstand geben. Die Vergebung der Sünden ist eine törichte oder eine ärgerliche Sache. Es wird Hohn und Spott geben. Die Welt, die hier den ewigen Frieden angeboten erhält, will's billiger haben mit dem Frieden, sie wird marmorne Friedenspaläste der ärmlichen Hütte des Friedens vorziehen. Ja es wird Kampf geben um diesen ewigen Frieden herum (Kap. 16!). Der Friedefürst weiss das. Seine Boten werden

kämpfen müssen. Und der Kampf wird hart sein, so hart, dass kein Mensch ihn von sich aus zu führen und durchzuhalten vermag. Bedeutsam ist die Ausrüstung, die der Herr des Friedens den Seinigen gibt für diesen Kampf: «Und da er das gesagt hatte, blies er sie an und sprach: Nehmt hin den Heiligen Geist.» Dieser Vorgang erinnert an jenes Nachtgesicht des Propheten Hesekiel. Er schaut ein Feld voller Totengebeine. Und wie Gottes Geist über das Leichenfeld hinbläst, fährt Leben in die Totengebeine und sie stehen auf zum Leben. So voller Tod und Furcht und Widerstand sind wir Menschen, sind auch jene ersten Jünger gewesen. So wenig taugen sie zu dem Amt des lebendigen und kräftigen Friedens, das ihnen anvertraut ist unter den Völkern. Aber wie der Auferstandene in dieses elende Häuflein verstörter Menschen bläst, siehe, da werden die Toten lebendige Boten der Auferstehung, die Furchtsamen werden todesverachtende Zeugen des ewigen Friedens. Die Furcht muss weichen, und der Friede bricht sich Bahn. Damit sind sie ausgerüstet, weiterzugeben, was sie selber nun empfangen haben. Und so wird jener verschlossene, nächtliche Raum zur Friedenszentrale für alle Völker. Und ein Schärlein Jünger wird zur Armee, die der Friedefürst aussendet zu allem, was Menschenantlitz trägt.

Aber wie? Sind wir damit wieder einmal angelangt bei jenem berühmten und berüchtigten Herzensfrieden, von dem man in aller Welt keine Wirkung merkt? Sind wir damit wieder einmal glücklich gelandet an jener «inneren Linie», an jenem Zufluchtsort der Faulen und der Feigen? Gemach (mal langsam)! Sprich nicht zu rasch ab über den Herzensfrieden. Um den kommst du nun einmal nicht herum. Wenn Jeremias Gotthelf einmal sagte: «Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland», dann weiss er genau, dass es noch weiter innen anfangen muss: Im Herzen muss beginnen, was leuchten soll im Haus. Und doch habt ihr recht, die ihr nicht einfach mögt stehen bleiben bei dem, was

verborgen in den Herzen der Menschen vor sich geht. Ihr habt recht, die ihr hungert und dürstet nach einem Frieden, der grösser ist als persönliches Fühlen und Erfahren, und wenn's auch die vollendetste Erfahrung wäre, die des persönlichen Heils. Ihr habt recht, die ihr trachten müsst nach einem Frieden, der zur Sache wird, zur Sache Gottes, die über die Grenzen unserer Person hinausgreift. Selig, wer im Glauben festhält an einer Friedenshoffnung, von welcher weit und breit in der Runde heute nichts zu sehen ist, an einer Friedenshoffnung für diese ganze Erde. Ihr habt recht, die ihr euch hineinrufen lasset in einen umfassenden Friedensglauben, dem das Schauen jetzt noch versagt ist. Als Christus an jenem ersten Osterabend den Jüngern sein Wort gab: «Friede sei mit euch», da lag in diesem Wort eine Verheissung des ganzen, des umfassenden Friedens, eines Friedens, der die ganze seufzende Kreatur und alle Engel und alle Teufel in sich schliesst. Was er dort sagt, das sagt er als «Erstling aller Auferstandenen». Auf diese Fülle des Friedens, dessen wir harren, weist jenes Prophetenwort hin, mit dem wir für heute hier schliessen müssen: «Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen und die Parder bei den Böcken liegen. Ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen und Mastvieh miteinander treiben. Kühe und Bären werden auf die Weide gehen, dass ihre Jungen beieinander liegen. Und Löwen werden Stroh essen wie Ochsen. Und ein Säugling wird seine Lust haben am Loch der Otter, und ein Entwöhnter wird seine Hand strecken in die Höhle des Basilisken. Man wird nirgends Schaden tun noch verderben auf meinem ganzen heiligen Berge, denn das Land ist voll Erkenntnis des Herrn, wie Wasser, das das Meer bedeckt.»

Das Thomasbekenntnis

²⁴ Thomas aber, der Zwölfeiner, der da heisst Zwilling, war nicht bei ihnen, da Jesus kam. ²⁵ Da sagten die andern Jünger zu ihm: Wir haben den HERRN gesehen. Er aber sprach zu ihnen: Es sei denn, dass ich in seinen Händen sehe die Nägelmale und lege meinen Finger in die Nägelmale und lege meine Hand in seine Seite, will ich's nicht glauben. ²⁶ Und über acht Tage waren abermals seine Jünger drinnen und Thomas mit ihnen. Kommt Jesus, da die Türen verschlossen waren, und tritt mitten ein und spricht: Friede sei mit euch! ²⁷ Darnach spricht er zu Thomas: Reiche deinen Finger her und siehe meine Hände, und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig! ²⁸ Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein HERR und mein Gott! ²⁹ Spricht Jesus zu ihm: Dieweil du mich gesehen hast, Thomas, glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben! ³⁰ Auch viele andere Zeichen tat Jesus vor seinen Jüngern, die nicht geschrieben sind in diesem Buch. ³¹ Diese aber sind geschrieben, dass ihr glaubet, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, und dass ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen. Johannes 20,24-31

Wenn das sich so verhält, wie wir eben vernommen haben, dann empfiehlt es sich, in Zukunft besser darauf Acht zu geben, was man redet. Sonst könnte es einem ergehen wie diesem Jünger hier. Thomas hat sich nach der Auferstehung des Herrn unter anderem dahin geäußert, er glaube es nicht, ja er würde es nicht einmal dann glauben, wenn er mit seinen Augen die Nägelmale sehen und mit seinen Händen die Seitenwunde des Herrn betasten könnte. Und nun muss Thomas acht Tage später erfahren, dass im Moment, da er so ungeheimt redete, der Auferstandene ihm zuhörte und Wort für Wort verstanden hat. So unsichtbar die Ewigkeit ist, so nah ist sie uns. Die Ewigen hören und sehen, was wir in der Zeit

sagen und tun. Wir sind von der Ewigkeit umstellt und eingehüllt; sie ist uns, um ein Wort Luthers zu gebrauchen, «näher als unser Rock oder Hemde». Ich mag mich erinnern, als wir einst eine Zeitlang mit mehreren anderen Familien zusammen in einem besonders leicht gebauten Miethause wohnten, dass wir uns damals im Familienkreis oft im lauten Gespräch zu unterbrechen pflegten, wobei wir mahnend mit dem Finger gegen die Decke hinauf oder gegen den Nachbar hinüberzeigten, um dann mit gedämpfter Stimme weiterzureden, damit die Mitbewohner nicht gar jedes Wort verstanden. Solch eine leicht gebaute Hütte ist die Zeit. Die Wände ringsum, die uns von der Ewigkeit trennen, sind dünn. Und wenn wir auch gar zu selbstsicher und grossartig reden, sollten wir uns öfters gegenseitig daran mahnen, dass man uns in der Ewigkeit zuhört. Freilich, die Ewigkeit hört uns, mögen wir unsere Stimmen noch so dämpfen, sie hört uns, noch bevor unsere Gedanken sich zu Worten geformt haben: «Es ist kein Wort auf meiner Zunge, dass du, Herr, nicht alles wissest. Du verstehst meine Gedanken von ferne.» Und so genau und wirklich wie hier Thomas kann man von der Ewigkeit beim Wort genommen werden.

Dass man sich in der Ewigkeit so mit unserer Person befasst, dass man sich dort so sehr um uns interessiert, dass uns der Auferstandene so nah sein kann, das ist nun freilich für uns nicht nur eine bedrohliche, sondern nicht weniger eine heilsame Tatsache. Thomas erschrickt zwar im Moment, da er innewird, wie der Auferstandene ihn beim Wort nimmt. Er erschrickt fast zu Tode, und doch ist es ein heilsames Erschrecken. Denn derjenige, der ihn über seinem Unglauben ertappt hat, ist ja nicht irgendeiner, sondern der Herr. Die Nägelmale zeigt er ihm ja, und nicht die geballte Faust. Seine Wunden, die Zeichen seiner ewigen Barmherzigkeit und Treue, hält er dem Thomas hin. Das ist's, was damit hier dem Thomas aufgeht: Die Ewigkeit kann lieben. Sie kann lieben, wie nur die Ewigkeit zu lieben vermag. Die ganze

Herrlichkeit der ewigen Liebe begegnet hier im auferstandenen Herrn dem Thomas und umfängt den armen Zweifler mit einem solchen Glanz, dass er nur noch in die Knie sinken und ausrufen kann: «Mein Herr und mein Gott.»

Christus ist sein, des Thomas, Herr und Gott. So kann die Ewigkeit lieben, so, dass sie die ganze Fülle ihrer Barmherzigkeit einem ganz bestimmten, einzelnen Menschen verschwenderisch herschenken kann. Vor dieses Geheimnis der persönlichen Erwählung sieht sich hier der Apostel Thomas gestellt. Elf Jünger sind sie zurzeit noch. Die zehn übrigen haben acht Tage zuvor den Auferstandenen gesehen, nur er, Thomas, hat ihn nicht gesehen, denn er war nicht dabei. Und nun begegnet ihnen der Auferstandene wieder, und diesmal befasst er sich gerade nur mit Thomas. Als wären die anderen zehn nicht vorhanden, geht der Auferstandene stracks auf Thomas zu. Und ihn ganz persönlich greift er aus allen anderen heraus und redet ihn aus allen heraus an. Nur gerade um dieses einen Thomas willen hat sich hier gleichsam der Himmel aufgetan und bemüht und hat sich der Herr, dem doch alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, herabgelassen, um diesem einen zu begegnen und eine Unterredung mit ihm zu halten. Das ist das Geheimnis der persönlichen Erwählung. Aus allen Millionen und aber Millionen Menschen, die vor dem Auge der Ewigkeit leben, hat dies Auge ein Menschlein ausgesucht, dies eine Menschlein angeblickt, es beobachtet und auf die dummen Sprüche dieses einen Menschleins gehört, und aus der Ewigkeit heraus hat sich ein Mund geöffnet und diesen einen, armen Menschen angedet, eine Hand hat sich nach ihm ausgestreckt und ihn aus allen anderen Menschen herausgerissen. Thomas ist Zwillings. Er hat noch ein Zwillingsgeschwister, von dem wir nie etwas hören, dass es auch Jünger geworden wäre, wie andere Bruderpaare. So handgreiflich hat Gott sein erwählendes Erbarmen diesem Thomas zugewendet, dass er ihn als einen von Zwillingen hineingenommen hat in den Kreis

der Jünger. So geheimnisvoll kann Gott vorgehen, wenn er uns Menschen seine hohe Aufmerksamkeit zuwendet: Zwei werden arbeiten auf einem Feld, der eine wird angenommen und der andere wird verlassen werden. Zwei werden mahlen auf einer Mühle, die eine wird angenommen und die andere wird verlassen werden. Zwei werden als Zwillinge getragen in ein und demselben Mutterleib, der eine wird ein Jünger Thomas, und vom anderen hören wir nichts. Vor dem Viertausender dieses Geheimnisses sinkt hier Thomas der Zwilling in die Knie und ruft aus: «Mein Herr und mein Gott.»

Die Erwählung des Thomas ist umso erstaunlicher und umso unbegreiflicher, weil ja von besonderer Würdigkeit gerade hier wahrhaftig nicht viel zu merken ist. Was wir sonst noch von Thomas wissen, ist, dass er ein schwerblütiger Mensch und defaitistischer (verzagter, hoffnungsloser) Charakter ist. Als der Herr ihnen seinerzeit mitteilte, Lazarus sei jetzt gestorben, da liess Thomas als erster die Flügel völlig hängen und gab die Antwort: «So lasst uns hingehen und mit ihm sterben», womit er sagen wollte, es komme doch jetzt alles, wie es wolle, habe jetzt alles keinen Sinn mehr (Kap. 11). Und als Jesus von den Jüngern Abschied nahm und ihnen sagte: «Wo ich hingeh, das wisst ihr, und den Weg wisst ihr auch», da hat der Zweifler und Grübler wiederum sofort entmutigt geantwortet: «Wie sollen wir den Weg wissen?» (Kap. 14). Und dass er dann nach der Kreuzigung am Osterabend als einziger nicht bei den Jüngern weilte, das wird seinen Grund in der gleichen, zum Zweifeln und zum Verzweifeln geneigten Art dieses Jüngers haben. Den anderen aber, die ihm von der Auferstehung des Herrn erzählen, sagt er nicht nur, er könne das nicht glauben, sondern da hören wir ihn ausdrücklich sagen: «Ich will nicht glauben», ich will nicht! So tief hat sich der Zweifel in ihn hineingefressen, dass er bereits zur drohenden Verhärtung seines Willens gereift ist. Und über diesen menschlich gesprochen so unmöglichen Jünger schüttet der Herr nun eine Fülle der

Barmherzigkeit, dass er nur noch sagen kann: «Mein Herr und mein Gott!» Und damit schenkt der Auferstandene diesem personifizierten Kleinglauben ein Christusbekenntnis, das an Glanz und Herrlichkeit das Christuszeugnis sämtlicher Jünger, auch das des Petrus, überragt. Thomas, der buchstäblich der letzte von den Elf war, darf nun sagen: «Mein Herr und mein Gott.» So kann die selbstherrlich wählende Hand des Herrn aus Ersten Letzte machen und aus Letzten Erste.

Gibt es das heute auch noch, dass Gott bestimmte Menschen wählt vor und aus anderen? Oder ist die Gnadenwahl nur auf die biblischen Zeiten beschränkt, auf die Zeit der Propheten und Gottesmänner im Alten, und auf die Zeit der Apostel im Neuen Testament? Darauf ist zu antworten: Ja – und nein. Zu Aposteln und Propheten wählt Gott jetzt nicht mehr. Ihre Wahl und ihre Zahl ist abgeschlossen. Paulus ist, wie er selber sagt, gleich einer Spätgeburt, als zwölfter noch zu den elfen hinzugekommen. Gott hat die Zahl dieser Zwölf als genügend erachtet. Aber wenn er nun auch nicht mehr Apostel und Propheten erwählt, so hat er doch mit Wählen selber noch nicht aufgehört. Sein liebender Hirtenblick schweift weiter, schweift Tag und Nacht durch Völker und durch Zeiten. Da sucht er sich zwar nicht mehr Apostel und Propheten aus, wohl aber Kinder und Erben.

Darin aber ist seine wählende Liebe sich gleich geblieben: Es ist das Verlorene, das er sucht. Der Auferstandene, der einen Thomas zum Apostel wählt, hat nicht aufgehört, Ertrinkende aus dem Sumpf der Sünde und aus dem Pfuhl des Todes heraus aufs Trockene zu bergen, hat nicht aufgehört, Menschen aus der Glut verzehrender Leidenschaften herauszuretten, so wie man ein angekohltes Scheit aus dem Feuer zieht, bevor es zu Asche zerfällt. Was anderes als diese, das Verlorene suchende und wählende Gnade ist es, was uns heute Morgen hier zusammengeführt hat? Dieselbe Gnadenwahl ist es, die über uns ihre Flügel breitet, wenn uns heute

hier der Tisch gedeckt ist, von dem her nun die Einladung ergeht, als Gast und als Kind herzukommen, um Speis und Trank zum ewigen Leben anzunehmen. Wenn Gott einen Mann, eine Natur wie die des Thomas gar zu seinem Jünger hat wählen können, wie sollte dann einer unter uns zu verloren und zu verworfen sein, wenigstens Kind und Erbe zu sein? In diesem Sinn haben die Apostel alle Glieder der Kirche Christi getrost und kühn als Auserwählte angesprochen. Und weil wir an diese Erwählung zur Kindschaft und zum ewigen Leben glauben, weil wir glauben, dass Christus auch unser Retter sein will, darum wagen auch wir es, wie Thomas, ihn als «unseren Herrn und unseren Gott» anzureden. Das grösste Wunder seiner rettenden und wählenden Gnade ist man schliesslich immer wieder selber. Von da an aber kann kein dankbares Kind anders, als immer wieder auch den verlorensten Bruder daraufhin anzusehen und daraufhin anzureden, dass Christus Macht hat, Verlorenes zu wählen. Wer für sich selber sagen darf «Mein Herr und mein Gott», der bekommt Mut, zu glauben und zu hoffen, dass Christus auch der Herr und Gott des Bruders ist. Ja, wenn er mein Herr und Gott ist, wie sollte er dann nicht auch der Herrgott meines ganzen Landes und Volkes sein können, der Herr und Gott dieser armen, zerrissenen und verlorenen Menschheit?

Die Erwählung hat eben ausser der passiven auch diese aktive Seite. Das heisst, das Wissen um die persönliche Erwählung wird zum Motor und zur Triebkraft für den Dienst am Bruder. Wer an sein persönliches Erwähltsein glauben darf, den treibt die erfahrene Liebe Christi zum verlorenen Bruder hin. Das göttliche Erbarmen ist wie ein Öl, wie ein Treibstoff der Nächstenliebe. Lassen wir uns das heute ganz besonders zurufen. Heute bewegt ja ein anderer Treibstoff die Räder der Welt: der Hass und nicht das Erbarmen. Und diese Räder laufen im Dienst des Hasses und der Vernichtung, laufen von Monat zu Monat auf höherer und immer höherer

Tourenzahl. Und diese Räder des Verderbens werden so lange nicht zum Stillstand kommen, bis auf dieser oder jener Seite der Treibstoff auszugehen beginnt. Ich muss jetzt oft denken, und der Gedanke lässt mich nicht los, ob es je so weit hätte kommen können mit Europa, wenn die Christenheit ihre Zeit besser genutzt hätte, sich vom Treibstoff des göttlichen Erbarmens mehr hätte zum Bruder treiben lassen. Aber eben, in der Kirche waren die Ölschächte weithin verschüttet, und in der europäischen Christenheit waren die Ölleitungen defekt. Dem Zerfall Europas ging der Zerfall der Kirche voraus. Wir wagten beispielsweise auf den Kanzeln kaum mehr, von Erwählung zu reden. Der Mann, der diese Botschaft nach ihrer passiven, aber auch nach ihrer aktiven Seite hin am tiefsten erfasst hat, Johannes Calvin, war für uns zum Zerrbild geworden, ein Gegenstand des Spottes und der kleinen Schulmeisterei. Wir selber wagten nicht mehr, die Erwählung zu predigen, fürchteten die Vernunft, die niemals fassen kann noch fassen will, was Erwählung heisst. Wir redeten von einer allgemeinen Gottesliebe und hatten es verlernt, was das heisst, dass Gott der Herr ist. Wir sagten wohl schwach und weich: «Mein Gott, mein Gott, mein Gott», aber wir unterschlugen den ersten Teil des Thomasbekenntnisses, und der lautet halt: «Mein Herr und mein Gott.» Er ist der Herr, und als solcher kann er wählen und verwerfen.

Weil wir aber aus der abgründigen und hintergründigen Botschaft ein flaches und seichtes Durchschnittschristentum machten, darum ist dann alles flach und seicht und durchschnittlich geworden, auch unsere Werke und Taten. Für alles hatten wir ein Mass des Schicklichen und Gewöhnlichen, ein Mass, das wir uns selber gaben, auch für unsere Hingabe und für die Opfer, die es zu bringen galt. An diesem Durchschnittschristentum ist das alte Europa zugrunde gegangen. Nicht an der wachsenden Gottlosigkeit, sondern an der bequemen und schlaun Mässigung der europäischen Christen,

denn dieses bürgerliche Durchschnittschristentum hatte begreiflicherweise nicht mehr die bergeversetzende, Welt überwindende Kraft, die nötig gewesen wäre, um die drängenden Fragen des menschlichen Zusammenlebens und -arbeitens zu lösen. Ein Automobilist hat mir einmal gesagt, wenn dem Autofahrer eine Flasche Wasser in den Ölbehälter gegossen werde, sei das strafbar, denn dann höre das Weiterfahren bald einmal auf. Aber gerade das ist in der abendländischen Kirche geschehen. Wir haben Wasser in die heiligen Öltanks gegossen und sind elend stecken geblieben, haben die Botschaft gefälscht und verwässert. Kein Wunder, musste dies Christentum ohne Erwählung und ohne Verwerfung stecken bleiben. Ein Wunder, wenn's nicht so weit gekommen wäre.

Das Bekenntnis des Thomas aber lautet: «Mein Herr und mein Gott.» Mein Herr! Wer vom Vater im Himmel zum Kind an den Tisch und zum Erben ins Haus berufen ist, der ist dann aber auch zur Arbeit im Weinberg des Herrn berufen. Und diese Arbeit wird nun vom Herrn des Weinbergs nicht schablonenhaft und gleichmässig, das heisst, nach mittelmässigen Tagewerken verteilt, nein, auch in der Zuteilung der Arbeit übt der Herr seine eigene Wahl. So wenig ein Vater seinen Kindern gleichviel zumutet, so wenig mutet der Herr allen seinen Kindern gleichviel zu. Bei der Zuteilung hält sich der Herr an die Grösse der Gaben, die er einem jeglichen geben will. Er gibt nicht jedem gleichviel. Der eine erhält zehn Zentner, der andere deren fünf, oder zwei, oder einen. Wem aber viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert. Der Herr ist wie ein Arzt, der allen seinen Patienten mit gleicher Hingabe nachgeht und dient, der aber die Rechnungen nicht nach Tarif ausstellt, sondern nach der Leistungsfähigkeit des geheilten Patienten. Und da ist es aus mit dem tarifmässigen Christentum. Der Herr kann ungeheuer viel geben, aber auch ungeheuer viel fordern. Er kann den Zehnten verlangen, aber auch die Hälfte aller Güter,

oder aber er kann alles fordern, was du hast, je nach seiner Wahl. Über dem Christenmenschen steht die schenkende und fordernde Gnadenwahl Gottes, und nicht der Schutz eines Minimaltarifs. Haben die Herren dieser Welt kommen müssen und von ihren Knechten als Freiwillige, als Spezialtruppen, als Fallschirmspringer, Flammenwerfer, Flugzeug- und Unterseeboot-Führer im Dienste der Vernichtung das Letzte herausholen müssen, um einer Christenheit zu bedeuten, was es wäre, als Auserwählter im Dienste der Liebe seinem Herrn mit vorbehaltloser Hingabe zu dienen? Wenn der Teufel anfängt, Wunder zu tun, ist es uns Christen dann auch nur noch einen Tag lang wohl im Schutz und Schatten unserer selber gewählten Mittelmässigkeit? Eine Gemeinde aber, die wieder die Botschaft von der Gnadenwahl hören und glauben wird, wird wieder bereit werden für Abenteuer der Nächstenliebe.

Von seinen auserwählten Kindern und Knechten erwartet der Herr Glauben ohne Schauen. Hier gilt nun: «Dieweil du mich gesehen hast, Thomas, so glaubest du, selig sind, die nicht sehen und doch glauben.» Wir aber wollten sehen und dann erst glauben. Das ist jeweilen der Tod des Glaubens. Darum hat uns jetzt Gott, uns zur Strafe, an den Kindern der Welt gezeigt, was blind gehorchender Glaube im Dienst des Teufels vermag, um uns zu reizen und zu beschämen. Die Kinder der Welt haben uns zeigen müssen, was es wäre, nicht fürs Nahe und Erreichbare sein Leben zu opfern, sondern fürs Unmögliche, Ferne und Zukünftige, fürs kommende Geschlecht und Jahrhundert. Uns zur Züchtigung sind die Wunder des Antichrist geschehen, damit wir endlich erkennen, was es heissen würde, im Dienst Christi zu trachten nach seinem Reich und seiner Gerechtigkeit, was es heissen würde, im Glauben ans zukünftige Gottesreich zu leben und zu sterben. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben, die im Dienst des höchsten Herrn ans Ferne, Menschenunmögliche und Zukünftige glauben.

Aber kann man glauben? Thomas konnte es nicht. Noch schlimmer, Thomas wollte nicht. Aber wenn der Herr will, und er will es, wenn Gottes Gnadenwahl nach einem greift, dann kann man eben, ob man will oder nicht. Darum lässt uns bitten ohne Unterlass um das eine Notwendige, um den Glauben an unseren Herrn und Gott.

Die Begegnung am See von Tiberias

¹ Darnach offenbarte sich Jesus abermals den Jüngern an den Meer bei Tiberias. Er offenbarte sich aber also: ² Es waren beieinander Simon Petrus und Thomas, der da heisst Zwillig, und Nathanael von Kana in Galiläa und die Söhne des Zebedäus und andere zwei seiner Jünger. ³ Spricht Simon Petrus zu ihnen: Ich will hin fischen gehen. Sie sprechen zu ihm: So wollen wir mit dir gehen. Sie gingen hinaus und traten in das Schiff alsobald; und in derselben Nacht fingen sie nichts. ⁴ Da aber jetzt Morgen war, stand Jesus am Ufer; aber die Jünger wussten nicht, dass es Jesus war. ⁵ Spricht Jesus zu ihnen: Kinder, habt ihr nichts zu essen? Sie antworteten ihm: Nein. ⁶ Er aber sprach zu ihnen: Werft das Netz zur Rechten des Schiffs, so werdet ihr finden. Da warfen sie, und konnten's nicht mehr ziehen vor der Menge der Fische. ⁷ Da spricht der Jünger, welchen Jesus lieb hatte, zu Petrus: Es ist der HERR! Da Simon Petrus hörte, dass es der HERR war, gürtete er das Hemd um sich (denn er war nackt) und warf sich ins Meer. ⁸ Die andern Jünger aber kamen auf dem Schiff (denn sie waren nicht ferne vom Lande, sondern bei zweihundert Ellen) und zogen das Netz mit den Fischen. ⁹ Als sie nun austraten auf das Land, sahen sie Kohlen gelegt und Fische darauf und Brot. ¹⁰ Spricht Jesus zu ihnen: Bringt her von den Fischen, die ihr jetzt gefangen habt! ¹¹ Simon Petrus stieg hinein und zog das Netz auf das Land voll grosser Fische, hundert und dreiundfünfzig. Und wie wohl ihrer so viele waren, zerriss das Netz nicht. ¹² Spricht Jesus zu ihnen: Kommt und haltet das Mahl! Niemand aber unter den Jüngern wagte, ihn zu fragen: Wer bist du? denn sie wussten, dass es der HERR war. ¹³ Da kommt Jesus und nimmt das Brot und gibt es ihnen, desgleichen auch die Fische. ¹⁴ Das ist nun das dritte Mal, dass Jesus

offenbart war seinen Jüngern, nachdem er von den Toten auferstanden war. Johannes 21,1-14

Christus ist auferstanden und seinen Jüngern erschienen. Diese Botschaft, die wir uns in diesen Osterkapiteln neu haben bestätigen lassen, gilt jetzt. Die Auferstehung Jesu ist nun gleichsam in Geltung und Kraft. Aber diese Auferstehung gilt in einer Welt, der man es wahrhaftig nicht ansieht, dass Christus in ihr und für sie von den Toten auferstanden ist, gilt in einer Welt, die, vom Tode gezeichnet, im Zeichen des Todes steht. Der Tod ist in dieser Welt nicht leblos und untätig; seit der Auferstehung Jesu Christi nun erst recht nicht! Er ist zwar nun in die Defensive gedrängt, aber er ist aktiv, ist am Werk. Wenn er als Mann mit der Sense dargestellt wird, dann ist das sicher mehr als nur ein leeres Sinnbild. Er braucht sie, diese Sense, und versteht sie zu gebrauchen, und das nicht nur im Luftraum, auf den Ozeanen und in der russischen Steppe, sondern auch hier in dieser Stadt, unter uns, in diesem Quartier und in diesen Häusern hin und her wanken und fallen Menschen wie Halme unter den Streichen des Todes. Ja der Tod ist nicht nur um uns herum aktiv, sondern nicht weniger auch in uns drin. Auch in unseren Herzen tötet er. Seit Ostern dieses Jahres sind erst vierzehn Tage verstrichen, aber hundert Stimmen haben uns schon zugeflüstert, zugerant und zugehöhnt, es sei dann doch nichts gewesen mit der Auferstehung. Hundert Hände haben wir seither am Werk gesehen, die uns das offene Grab des Herrn wieder haben zuschaukeln wollen. Wir leben in der Welt, für die Christus auferstanden ist, aber es ist eine unösterliche, es ist eine osterfeindliche Welt.

Trotzdem und gerade darum gilt es nun, im Glauben beim leeren Grab und beim auferstandenen Christus zu stehen. Und dieses Im-Glauben-Stehen inmitten dieser Todeswelt heisst im Glauben Widerstand leisten gegen die Wellen des Todes, die daherstürmen. An den auferstandenen Christus glauben, heisst an Särgen, an Kranken- und Totenbetten, auf

dem eigenen Todbett, wenn es dazu kommt, im Glauben dem Tode widerstehen. Was immer der Tod jetzt «leistet» und «zustande bringt», trotz aller Gräber, die sich Tag für Tag neu füllen, trotz aller Massengräber, ja im Anblick der Meere, die jetzt tonnenweise Menschenleiber verschlingen – das Grab ist trotzdem leer, und dieses eine leere Ostergrab verrät dem, der da glauben darf, dass der Auferstandene den Endsieg haben wird. Ja dieser Endsieg ist schon jetzt mitten in allem Massensterben drin in Kraft. Seit dem Ostersieg Christi ist das Sterben der Menschheit nicht einfach ein einheitliches, dunkles Erntefeld des Knochenmannes, nein, seit der Auferstehung Christi wird auf dieser Welt sehr unterschiedlich gestorben. Millionen Gläubiger, die nur Gott bekannt sind, sind seither nicht in den Tod hinein, sondern ins Leben und in die Auferstehung Christi hinein gestorben. Seit jenem ersten Ostertag gibt es Sterbebetten, an denen die Engel des Auferstandenen aktiv sind, Engelhände, die dem Tod im Moment, da er zu triumphieren meint, seine Beute für alle Ewigkeit entreissen.

Dass aber Ostern kein unbestrittener, wohl aber ein äusserst angefochtener Sieg ist in dieser Welt, darf uns, wenn wir die Bibel kennen, keine Überraschung mehr sein. Wohl ist es uns ein Schmerz und legt unserem Glauben so etwas wie ein geistliches Fasten auf, aber die Tatsache selber kann uns nicht mehr überrumpeln. Christus hat seine Kirche auf Kampf und auf Rückschläge genügend vorbereitet. Und gerade durch die Osterevangelien wird es besonders deutlich, dass die Gemeinde wohl Osterbote sein darf, aber Osterbote in der Todeswelt. Schaut doch nur die sieben Männer an, die uns in unserem heutigen Evangelium gezeigt werden! Wie sehen diese sieben aus? Sehen sie etwa so aus, wie wir es lieben, uns Osterboten vorzustellen? Nicht wahr, menschlich gesprochen stellt man sich sonst jene ersten Osterzeugen, nachdem sie einmal vom Ostersieg ihres Herrn überzeugt und erfasst waren, vor als eine jubelnde, triumphierende,

halleluja singende Schar, als Menschen, die fast aus dem Häuschen kommen könnten vor Siegeshochgefühl. Wenn man das hat hören und sehen dürfen, was diese sieben Männer eben gesehen und gehört und mit Händen betastet haben, dann müssten sie nach menschlichem Ermessen durch die Strassen Jerusalems eilen und müssten es von den Dächern herab in die Welt hinaus rufen: Christus ist auferstanden und seinen Jüngern erschienen. Wir sind aber den Evangelisten, und wir sind Johannes besonders dankbar, dass er uns die ersten Osterzeugen so zeigt, wie es dem wahren Sachverhalt entspricht. Wir sehen sie hier in einer Situation und Geistesverfassung, die der Tatsache Rechnung trägt, dass der Tod noch über dem Leben liegt wie «ein Reif in der Frühlingsnacht». Sie sind eher kleinlaut, diese ersten Osterboten. Sie sind wie ratlos und desorientiert. Petrus, der schliesslich die flauere Lage nicht mehr auszuhalten scheint, erklärt: «Ich will hin fischen gehen.» Die anderen sechs schliessen sich ihm an. Man vergegenwärtige sich, was das heisst! Diese Männer sind Träger einer Botschaft, die alle Völker alarmieren wird, einer Botschaft, die bis in die Gräber hineingreift und hineinwirkt, und nun wollen sie – fischen gehen! Eine Wartezeit, eine Zeit des Tastens ist ihnen hier verordnet und aufgelegt. Osterboten, und wollen fischen gehen!

Wenn aber so etwas den ersten Osterzeugen passiert, wie sollte es nicht auch uns, die wir ja doch nicht Jünger sind wie sie, erst recht zustossen können? Es gibt in der Kirche Christi Zeiten des Wartens, des Tastens und des Suchens, da die Gläubigen, wie hier Petrus, den Botenrock ausziehen und das leichte Fischergwändli anziehen müssen. Und es dünkt mich, jetzt sei solch eine Zeit gekommen, eine Zeit des Wartens, eine Zeit der eingeschränkten Möglichkeiten und der gehemmten Botschaft, da es vorkommen kann, dass die Gläubigen müssen «fischen gehen». So gehen wir denn getrost fischen! Petrus und seine Mitjünger sind auch fischen gegangen, und Ostern gilt doch. Man kann auch pickeln und

schaufeln gehen und dennoch Osterbote sein. Gehen wir getrost «fischen», wenn es so sein soll, und nehmen wir uns nur nicht zu tragisch dabei. Ostern gilt dennoch, und Christus ist doch auferstanden.

So geht Petrus mit den Jüngern dort fischen, und sie fangen nicht einmal etwas. Es wird von den drei anderen Evangelisten erzählt, dass es den Jüngern schon einmal ähnlich erging, dass sie die ganze Nacht fischten und doch nichts fingen. Aber damals war alles so ganz anders! Damals war nicht Osterzeit. Damals lebte ihr Herr noch in seinem Todesleib und im Stande seiner Niedrigkeit. Damals war es gleichsam begreiflich, dass man als Jünger dieses Herrn in Knechtsgestalt eine ganze Nacht erfolglos fischte. Aber nun ist die grosse Wendung eingetreten, nun ist der Tod überwunden, nun ist Osterzeit. Und nun, nein, das kann man schon nicht mehr gleich begreifen, wie man Osterbote sein und zugleich eine ganze Nacht vergebens fischen soll. Damit sehen wir die Jünger in grosser Armut und in anstössigem Unvermögen. Und schonungslos wird ihnen hier dieses ihr Unvermögen und diese ihre Ohnmacht und Armut aufgedeckt. Vom Ufer herüber ruft ihnen einer zu: «Kinder, habt ihr nichts zu essen?» Sie kennen den Fremdling nicht und nehmen an, er heische Speise von ihnen, um den Hunger zu stillen. Und sie müssen ihm die Antwort geben: «Nein!» Sie, die Osterboten, müssen sagen, dass sie selber nichts haben und darum auch nichts geben können. Und dennoch gilt Ostern, und dennoch ist Christus auferstanden von den Toten. Und in jene äusserste Kirchenarmut und Botenohnmacht hinein will sich nun der Auferstandene offenbaren in seiner ganzen überflutenden Herrlichkeit.

Der Fischzug, der sich nun reich und voll einstellt, ist hier ausdrücklich erwähnt als eine Offenbarung des Auferstandenen. Nachdem sie in dem Fremdling am Ufer drüben Christus erkannt haben können sie sich nicht mehr über die Menge der Fische wundern. Dass ihm solches möglich ist, das

wissen sie ja von früher her. Und nun kann er's erst recht, jetzt, da ihm Sieg über den Tod und Herrlichkeit verliehen sind. Das Bedeutsame an diesem Osterfischzug liegt anderswo. Es liegt in der Sprache, die das Ereignis in diesem Zeitpunkt spricht. Für die Jünger ist das Ereignis eine Predigt, sozusagen eine Predigt ohne Worte, aber eine Predigt von unvergesslicher Eindringlichkeit. Die Predigt des österlichen Fischzuges lautet: Ihr könnt nichts. Ihr könnt nicht einmal fischen ohne mich. Ihr könnt auch jetzt, in der Osterzeit, nichts. Aber weil ich nun auferstanden bin und weil mir nun alle Dinge übergeben sind von meinem Vater, darum werdet ihr im Glauben an mich grössere Dinge tun, als diejenigen sind, die in der Zeit meiner Niedrigkeit geschahen. Und ihr habt nichts, habt selber nichts und darum auch nichts zum Geben. Aber weil ich nun auferstanden bin von den Toten und lebe, darum kann ich euch geben über alles Bitten und Verstehen. Sehet da: ein Netz voller Fische, hundertdreißig an der Zahl! So seid ihr arm und unvermögend inmitten einer sehr reich und sehr vermögend sich gebärdenden Welt. Aber seid nur getrost arm! Ihr dient einem reichen Herrn. Seid nur getrost unvermögend und ausgeliefert, ihr steht im Dienste eines Herrn, dem das Meer und seine ganze geheimnisvolle Breite und Tiefe untertan ist. Diesem Herrn gegenüber gibt es nichts mehr zu markten. An Ostern ist die Entscheidung über seinen Endsieg gefallen, und die entscheidende Ozeanschlacht gewinnt er und kein anderer.

So predigt das Ereignis des österlichen Fischzuges. Und die Sprache dieses Zeichens wird noch deutlicher, noch enthüllter, noch umfassender. Wir haben eben gesagt, es sei eine Predigt ohne Worte. Und doch ist sie nicht ganz ohne Worte. Christus hat die Worte zum wunderbaren Fischzug früher schon gesprochen. Das war damals, als der Herr diesen Männern zum ersten Mal an diesem Seestrand begegnete. Damals, als er das Netz über sie warf und als sie sich von ihm

fangen liessen, als sie ihm ins Netz gingen. Damals hat er ihnen ein Wort zugerufen, und dieses Wort leuchtet jetzt, bei dieser letzten Begegnung am See, hell auf in ihrer Erinnerung: «Folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen.» Menschenfischer! In Erinnerung an dieses Wort wissen jetzt die Jünger: Es geht nun nicht um diese hundertdreiundfünfzig Fische hier im vollen Netz. Es geht da überhaupt nicht um Fische, es geht da um Menschen, um Menschenfischerei. Und damit fällt es ihnen wie Schuppen von den Augen. Sie werden bald hingehen in alle Welt und zu Jüngern alle Völker machen. Sie werden Osterboten sein in einer osterfeindlichen Völkerwelt. Sie werden als Menschenfischer noch manchen Schweisstropfen vergiessen, noch manchen Seufzer ausstossen, noch manche Nacht durchwachen, noch oft genug ihrer Armut und ihres Unvermögens innewerden. Aber sie haben nun das volle Netz geschaut. Die Erinnerung an dieses volle Netz der Osterzeit wird ihnen auf die Völkerstrasse nachgehen als Segen und Verheissung. Das Netz ist voll, voll zum Zerreißen, und zerreisst doch nicht.

Und nun noch eine Frage: Gilt diese Verheissung, die der Auferstandene in der Osterzeit vor der Entsendung in die Völkerwelt den Jüngern gibt, gilt diese Verheissung auch uns? Die bejahende Antwort wäre selbstverständlich, wenn Gott nicht seine Ordnungen hätte, an die wir uns zu halten haben. Die Verheissung des vollen Netzes ist den Jüngern gegeben. Wir aber sind nicht die Jünger. Es ist darum keineswegs selbstverständlich, dass nun auch wir nach dieser Verheissung greifen dürfen. Diese Frage ist für viele von uns am heutigen Morgen ganz besonders lebendig gegenwärtig. Wir haben in der vergangenen Woche Abend für Abend und auch an Nachmittagszusammenkünften in einem Bibelkurs, der für die Arbeiter der Gemeinde durchgeführt wurde, die Bibel miteinander gelesen. Damit haben wir uns neu zu den Netzen rufen lassen, haben uns neu stärken, ausrüsten,

ermuntern, trösten und senden lassen durchs Wort, das wir gehört haben. Und nun, dürfen wir heute, zum Abschluss dieser Woche, die Verheissung des Osterfischzuges als Freundlichkeit und Segen mit uns nehmen? Ja, wir dürfen es. Denn das Wort ist den Jüngern zuhanden der Gemeinde gegeben. Und gerade eine Kirche, die ihre einzige Stärke in dem sieht, der sie unter die Völker sendet, gerade eine solch gedämpfte und gedemütigte Kirche darf sich an der Verheissung des vollen Netzes aufrichten.

Weiter wird heute in den Räumen unseres Hauses die Frühjahrskonferenz des Blauen Kreuzes von Baselstadt und -land abgehalten. Es sind jetzt Arbeiter und Arbeiterinnen unter uns, die schon seit vielen Jahren an den Netzen stehen, indem sie die Botschaft vom Ostersieg dem «Fuhrmann des Todes», dem Alkohol und seinen verbündeten Mächten, entgegenstemmen und entgegenhalten. Dürft auch ihr, liebe Freunde vom Blauen Kreuz, die ihr auf eure Weise und an eurem Ort am Netze zieht, dürft auch ihr das Wort, das wir heute gehört haben, mitnehmen? Ja, ihr dürft es, dürft in eure Strassen und Quartiere, in eure Dörfer und Täler zurückkehren unter der voranleuchtenden Verheissung des wunderbaren Fischzuges. Nehmt dieses Wort als Segen mit und zehrt daran, wenn das Jahr hindurch flaue Tage und lange Nächte euer warten. Denkt dann an das volle Netz mit den hundert-dreiundfünfzig grossen Fischen, die der Auferstandene vor der Aussendung den Jüngern zeigt. Und die gleiche Verheissung gilt allen, die irgendwo im Osterglauben an den Netzen stehen und Menschen fischen.

Aber wenn die Verheissung des wunderbaren Fischzuges nun der Kirche Christi gilt, dann bedeutet das keineswegs eine Versicherung für alles und jedes. Gott kann einmal auch ein Kirchenvolk oder eine Vereinsmitgliederschaft links liegen lassen und übergehen. Man kann auch als Glied einer Kirche, man kann auch als Blaukreuzler der Verheissung verlustig werden. Darum lassen wir doch alle, die wir

irgendwo an den Netzen stehen, uns zum Segen und zur Verheissung auch noch die Mahnung zeigen, die in diesem grossen Sendewort enthalten ist: Habt ihr's beachtet? Vom Moment an, da Johannes sagt «es ist der Herr», sind ihrer aller Gedanken und Bewegungen aufs Ufer hin gerichtet. Wie ein Magnet auf die ungeordneten Eisenteilchen einwirkt, so wirkt das Wissen «es ist der Herr» auf die sieben Männer auf dem See. Das ist die Mahnung: Schauen wir nicht auf uns und unsere Schwächen, oder, was noch schlimmer ist, auf unsere Stärke. Schauen wir auf Christus hin. Schauen wir auch nicht auf unsere Mitarbeiter, auf unseren Nebenmann am Netz. Wie manche Reichsgottesarbeit wird durch Neideereien innerhalb des Brüderkreises zerstört! Schauen wir auch nicht zu viel aufs Meer hinaus mit seinen Schrecken. Solches Schauen aufs Meer entmutigt nur und lähmt den Arbeiter am Netz. Schauen wir vor allem aber nicht nach der Beute, als wäre sie unser. Sie ist nicht unser, sie gehört dem Herrn. Es ist überhaupt nichts unser, weder das Netz noch die Beute, weder die Kirche noch der Verein. Und das ist die dringlichste Mahnung: Nur wenn wir auf den schauen, der in seiner Herrlichkeit am Ufer steht, werden wir das Netz in der rechten Richtung ziehen. Man kann nämlich beim Menschenfischen im Dienste des Auferstandenen in der falschen Richtung ziehen. Man kann das Netz an sich selber ziehen, anstatt hin zum Herrn. Wie manche Reichsarbeit geht zugrunde am Ehrgeiz der Arbeiter, an jener falschen Liebe, die das Ihre sucht! Wenn wir das Netz an uns ziehen, dann pflegt es zu zerreißen! Wie manches Netz haben wir doch schon zerrissen oder zerreißen helfen! Darum die Mahnung: Das Netz zum Herrn hin ziehen! Beachtet Petrus. Er tut im Moment, da er den Herrn am Ufer erkennt, etwas, was sonst kein Fischer täte: Er lässt die Hand vom Netz, gibt die Beute preis, stürzt sich in die Flut, schwimmt hindurch zum Herrn und gibt damit denen hinter ihm die Richtung an, in der auch sie zu fahren und zu ziehen haben.

Und noch eine zweite Mahnung ist hier dem Menschenfischer erteilt. Weil der Herr weiss, in was für eine zähe, osterfeindliche Todeswelt hinein er seine Boten sendet, darum hält er es für nötig, sie vor der Aussendung zu stärken. Am Ufer hat er ihnen ein Feuer angezündet und ein Mahl bereitet. Vorher waren immer sie es, die ihm das Mahl bereiteten, jetzt ist er's. Und nun ruft er sie vorsorglich zum Essen, bevor er sie zum Menschenfischen sendet. Damit erklärt er für alle Zeiten die Seinigen als stärkungsbedürftig. Wir aber arbeiten oft seltsam unbedürftig im Dienste unseres Herrn, kommen oft mit merkwürdig wenig Stärkung aus. Das ist nicht gut. In dem Masse, als die Kirche erkennen wird, dass es eine Todeswelt ist, in die sie gesandt wird und in der sie zu stehen und zu widerstehen hat, in dem gleichen Masse wird sie bedürftiger nach Gottes Wort werden und hungriger nach Gottes Tisch. Der Menschenfischer lebt von dem Feuer, das ihm am Ufer angezündet ist, und lebt von dem Mahl, das ihm der Herr der Herrlichkeit bereitet.

Und nun noch ein Letztes: Was aber geschieht mit all den Fischen, die nicht in das Netz gehen, das wir im Auftrag des Herrn auswerfen? Wir wissen aus der Schrift, dass es ausser den Netzen, die wir in der Zeit auswerfen dürfen, noch ein letztes, grosses, umfassendes Netz gibt. Das ist das Netz des Gerichtes. Wer sich in der Zeit den Netzen der Gnade entzieht, der wird am Ende der Zeit dem Netz des Gerichts nicht entgehen. Es wird über alle Nationen geworfen werden, und kein Volk wird hier durch die Maschen gehen. Dieses Netz des Gerichts und des Zorns wird zuletzt eingezogen werden. Das aber werden nicht Menschenhände besorgen. Das letzte grosse Schleppnetz werden die gewaltigen Engel des Jüngsten Gerichts ziehen, hin zu jenem Ufer, wo der Herr steht in seiner Herrlichkeit.

Die Einsetzung des Petrus

¹⁵ Da sie nun das Mahl gehalten hatten, spricht Jesus zu Simon Petrus: Simon Jona, hast du mich lieber, denn mich diese haben? Er spricht zu ihm: Ja, HERR, du weisst, dass ich dich lieb habe. Spricht er zu ihm: Weide meine Lämmer! ¹⁶ Spricht er wider zum andern Mal zu ihm: Simon Jona, hast du mich lieb? Er spricht zu ihm: Ja, HERR, du weisst, dass ich dich lieb habe. Spricht Jesus zu ihm: Weide meine Schafe! ¹⁷ Spricht er zum dritten Mal zu ihm: Simon Jona, hast du mich lieb? Petrus ward traurig, dass er zum dritten Mal zu ihm sagte: Hast du mich lieb? und sprach zu ihm: HERR, du weisst alle Dinge, du weisst, dass ich dich lieb habe. Spricht Jesus zu ihm: Weide meine Schafe! ¹⁸ Wahrlich, wahrlich ich sage dir: Da du jünger warst, gürtetest du dich selbst und wandeltest, wohin du wolltest; wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürteten und führen, wohin du nicht willst. ¹⁹ Das sagte er aber, zu deuten, mit welchem Tode er Gott preisen würde. Und da er das gesagt, spricht er zu ihm: Folge mir nach! ²⁰ Petrus aber wandte sich um und sah den Jünger folgen, welchen Jesus lieb hatte, der auch an seiner Brust beim Abendessen gelegen war und gesagt hatte: HERR, wer ist's, der dich verrät? ²¹ Da Petrus diesen sah, spricht er zu Jesus: HERR, was soll aber dieser? ²² Jesus spricht zu ihm: So ich will, dass er bleibe, bis ich komme, was geht es dich an? Folge du mir nach! ²³ Da ging eine Rede aus unter den Brüdern: Dieser Jünger stirbt nicht. Aber Jesus sprach nicht zu ihm: "Er stirbt nicht", sondern: "So ich will, dass er bleibe, bis ich komme, was geht es dich an?" ²⁴ Dies ist der Jünger, der von diesen Dingen zeugt und dies geschrieben hat; und wir wissen, dass sein Zeugnis wahrhaftig ist. ²⁵ Es sind auch viele andere Dinge, die Jesus getan hat; so sie aber sollten eins nach dem andern geschrieben werden, achte ich, die

Welt würde die Bücher nicht fassen, die zu schreiben wären. Johannes 21,15-25

Seine Lämmer und seine Schafe nennt er sie. Damit sind wir vor die Tatsache gestellt, dass es in der Welt Menschen gibt, die in dieser besonderen Weise Gott angehören. Diese Herde Jesu Christi unter den Völkern, das ist die Kirche. Es ist nicht selbstverständlich, es ist ein Wunder, dass es in dieser Welt eine Kirche gibt. Dies grosse Wunder hat Gott durch den guten Hirten vollbracht. Er hat hier Menschen zu «Schafen seiner Weide» gemacht, nicht sie sich selber. Diese seine Lämmer und seine Schafe werden nun hier vom guten Hirten dem Apostel Petrus anvertraut; nicht dem Petrus allein, sondern, wie aus anderen Bibelworten unzweideutig hervorgeht, ihm und seinen übrigen Mitaposteln und damit all den vielen Bekannten und Unbekannten, die je in der Kirche Christi zu Aufsehern und zu Hirten berufen wurden, sei es in Form von Ämtern, sei es in Gestalt schlichter Kirchenghörigkeit als Gemeindeglied. Und darum gilt nun der Auftrag Jesu durch Petrus und durch die übrigen Apostel hindurch auch uns allen, die wir jetzt als Glieder der Kirche hier am Vorabend der Synode zum Synodal-Gottesdienst versammelt sind, in besonderer Weise aber euch, die ihr in der Basler Kirche das Amt eines Synodalen oder Kirchenvorstandes oder Pfarrers oder irgendein Amt angenommen habt. Euch, jedem von euch ganz persönlich, gilt jetzt der Zuruf des guten Hirten: «Weide meine Lämmer, weide meine Schafe.»

Wahrlich, «wer ein Hirtenamt begehrt, begehrt ein köstlich Amt», köstlich, weil es sich hier um Lämmer und Schafe Jesu Christi handelt, köstlich, weil die Herde köstlich ist, die es hier zu weiden gilt. Als mir einst in der Jugendzeit der Bauer seine Herde anvertraute, da führte er mich am Tag vor dem ersten Weidgang durch den Stall. Dabei fragte ich ihn in knabenhafter Neugier nach dem vermutlichen Marktpreis seiner Tiere, und gutmütig trat er auf meine Frage ein. Als

ich am Schluss zusammenzählte, stieg die Rechnung auf eine Gesamtsumme von 8'000 Franken. 8'000 Franken sind dir anvertraut, nun weisst du, was du zu tun hast! Und wenn nun wir, liebe Synodalen und Kirchenvorstände, am Vorabend des ersten «Weidganges» stehen und den Meister nach dem Preis derer fragen, die er uns zum Weiden anvertrauen will, dann antwortet er uns in grossem Ernst: Eine teure Herde! «Der gute Hirte liess sein Leben für die Schafe.» Das ist der Preis, den er für seine Schafe bezahlt hat und den sie gelten. Und diese Herde ist euch nun anvertraut. Euch ist auch die gewissenhafte Verwaltung von rund einer Million an Steuergeldern übertragen; die sorgfältige Aufsicht über Gebäulichkeiten, die auf rund 22 Millionen Franken geschätzt sind, ist eure Pflicht. Aber was ist eine Million, was sind 22 Millionen an Geldeswert im Vergleich zu einer einzigen Menschenseele, die der gute Hirt um den Einsatz seines Lebens aus dem Verderben loskaufte und ins ewige Bürgerrecht einkaufte! Das Weiden von über 100'000 solch teuer erkaufte Menschen ist uns hier in dieser Stadt auferlegt. Nun wissen wir, was wir zu tun haben! Das ist kirchliche Verantwortung. Wenn dem so ist, wer kann sie tragen?

Petrus und die Apostel konnten es. Nicht weil sie dazu fähig waren, sondern weil Christus ihnen den Auftrag gab. Wem Gott eine Last auferlegt, dem hilft er sie auch tragen. Er lässt uns nicht versucht werden über unser Vermögen, fordert nicht mehr Verantwortung von uns Menschen, als wir zu geben vermögen. Das ist sein «sanftes Joch» und seine «leichte Last», die er uns auferlegt. So ist Petrus kein Halbgott und kein Engel, sondern ein Mensch, und Menschen sind sie alle, auch die übrigen Apostel. Petrus ist sogar ausgesprochen schwach gewesen, hat seinen Herrn verleugnet und damit versagt. Er erwartet alles andere, als dass ihm der Herr jetzt sagt: «Weide meine Lämmer, weide meine Schafe.» Wenn einer diesen Auftrag besser verdient hätte als er, dann wäre

es sicher eher der andere Jünger, der hier auch zugegen ist, der Jünger, «welchen Jesus lieb hatte». Johannes ist Jesus bei der Gefangennahme nachgegangen bis in den hohepriesterlichen Palast hinein, und auch noch unterm Kreuz stand er bei Jesus. Von diesem erwartet Petrus, dass ihm in erster Linie jener Auftrag gegeben werde. Alle andern, nur nicht er selber, scheinen berufen zu diesem Amt. Er selber hat seine Untauglichkeit zu deutlich bewiesen. Ich traf einst anlässlich eines Hausbesuches einen Bauernsohn weinend an. Nach dem Grund gefragt, zog er sein neues Dienstbüchlein aus dem Kittel und hielt mir die erste Seite hin. Da stand in grossen violetten Lettern das entsetzliche Wort «Untauglich». «Untauglich haben sie mich erklärt», und er wollte sich nicht trösten lassen. Es gab im Leben des Petrus einen Tag, da wurde auch ihm mit feurigen Buchstaben der Befund ins Lebensbuch gedrückt: Untauglich, für immer untauglich zum Dienst in den Reihen des Königs. Und Petrus hat auch geweint. Nun aber ist wieder ein Tag, und da streicht ihm sein Herr und Hauptmann den vernichtenden Stempel dreimal durch, und dreimal schreibt er ihm darüber: Tauglich, tauglich, tauglich zum Dienst, «weide meine Lämmer, weide meine Schafe». Petrus traut seinen Augen nicht. Aber wenn der Herr es ihm eigenhändig ins Lebensbuch schreibt, dann wird es so sein dürfen.

Woher diese unerwartete Wendung zum Besseren? Hat Petrus unterdessen die Scharte ausgewetzt? Hat Petrus tüchtig geübt und geturnt, um schliesslich dann auf Grund einer besser bestandenen Nachmusterung doch noch tauglich erklärt zu werden und anzukommen? Petrus hat weder geübt noch geturnt, Petrus hat geweint, und Christus hat ihn in seinem Jammer angeschaut, hat ihn in unerklärlicher Hirtentreue aufgesucht und hat ihm die Schande mit seinen Wundmalen zugedeckt, Christus hat sich des Petrus angenommen, wie der gute Hirte sich seiner Schafe annimmt. Und nun fragt er hier seinen Jünger dreimal: «Simon, Jona, hast du mich

lieber, als mich diese haben? Simon, Jona, hast du mich lieb?» Damit verlangt Christus von seinem Jünger kaum eine sentimentale und billige Liebesbeteuerung. Der Sinn dieser Herrenfrage ist vielmehr der: Petrus hat sich an seinem Herrn geärgert, hat nicht einen gekreuzigten Herrn gewollt, hat nicht einen Hirten begehrt, der sein Leben lasse für seine Schafe. Petrus selber hat kein verlorenes und wiedergefundenes Schaf sein wollen. Darum wird er nun hier gefragt: «Hast du mich lieb?» Hast du dich jetzt damit abgefunden, einen solchen Herrn und Hirten zu haben? Willst du mich jetzt so annehmen, wie ich nun halt einer bin? Und bist du jetzt damit einverstanden, ein gefundener Petrus zu sein, der seine Tauglichkeit nicht hat verdienen können, sondern sie sich hat müssen schenken lassen? Hast du mich lieber, als mich diese haben? Hast du mich darum lieber als sie, weil du ein grösserer Sünder warst als sie und weil dir darum mehr musste vergeben werden als ihnen? Simon Petrus, genügt dir meine Gnade? Dazu sagt Petrus hier sein dreimaliges Ja. So dingt (stellt an) dieser Dienstherr seine Leute. Er bestellt diejenigen zu Hirten seiner Herde, die vorher selber seine Lämmer und seine Schafe gewesen sind, dieses Hirten und dieser Weide bedürftig.

Es gibt unter euch Männer und Frauen, denen bei der Annahme eines kirchlichen Amtes die Frage nach der persönlichen Würdigkeit schwere Stunden der Selbstprüfung bereitete. Manch einer unter euch ist erschrocken, als er gefragt wurde, ob er gewillt sei, das Amt eines Synodalen oder Kirchenvorstandes anzunehmen. Nicht wenige von euch haben gefragt: Wer bin ich? Soll Hirte werden und bin selber noch ein bedürftiges Schaf? So ist es normal. Wenn wir so zu unseren Hirtenämtern gelangten, dann ist es gut. Ja wehe uns, wenn wir anders als so dies köstliche Amt beehrten. Wehe dem Hirten, der nicht durch die Tür (Kap. 10), der nicht durch Jesus Christus, der nicht durch die Vergebung hindurch in den Schafstall eingegangen ist, sondern durch

irgendeine Hintertür der schlimmsten aller Diplomaten, der kirchlichen. Den nennt Christus «einen Dieb und Mörder». Er ist ein Dieb, weil er an sich reißt, was ihm nicht gehört. Und er ist ein Mörder, weil seine Schafe Hungers sterben werden. Denn nur der kann den Schafen die Weide zeigen, der zuerst selber dieser Weide bedurfte. Wer aber Vergebung hat, der soll sich's nur nicht anfechten lassen. Und wenn hundert Nachbarn belfern (schmähen, bellen) würden: Untauglich, untauglich, wenn das eigene Herz zagen und einstimmen würde: untauglich, wenn der gute Hirte das 'Tauglich' ins Buch geschrieben hat, dann ist's in Ordnung. Er selber, der die Seinen kennt, hat euch dann gewählt. Wir sind dies Jahr in ausserordentlicher Weise durch die so genannte «Stille Wahl» zu unsern Ämtern gelangt. Das ist nicht gut und will uns alle nicht recht froh werden lassen. Aber wenn wir durchs Prüfungsfeuer seiner Gnadenwahl, durch diese stillste aller Wahlen, hindurchgegangen sind, dann ist es gut, und dann kann Gott gutmachen, was wir in Verkennung der Zeichen dieser Zeit wirklich nicht gerade gut gemacht haben.

Nun aber ist es an der Zeit, dass wir uns klar darüber werden, was denn Christus eigentlich darunter verstehe, wenn er seiner Kirche durch Petrus sagt: «Weide meine Schafe.» Es ist das ein Bild. Bilder müssen gedeutet werden, und deuten kann man sehr verschieden. Darum ist die Frage wichtig und entscheidend: Was ist inhaltlich damit gemeint? Was heisst: «Weiden»? Wie weidet man die anvertraute Herde, wie weidet man recht? Ganz konkret gesagt: Was ist von mir als Aufseher und als Hirte verlangt? Jeder von uns möchte doch aus Dank für die durch Christus erfahrene Hirtentreue ein rechter Synodaler und ein rechter Kirchenvorstand werden. Wie weidet man recht? Gottlob hat Christus selber exakt umschrieben, was er unter dem Weiden seiner Schafe verstanden haben will: «Welchen ihr die Sünden vergebt, denen sind sie vergeben, und welchen ihr sie behaltet, denen sind

sie behalten.» Das ist die rechte, von Christus selber geschenkte und verordnete Weide für seine Schafe: das Wort von der Vergebung der Sünden. Die Schar Jesu Christi lebt von der Vergebung. Wo diese Weide ihr vorenthalten wird, da serbelt die Herde und stirbt. Wer der Gemeinde Christi andere Nahrung vorsetzt, der bietet ihr entweder Steine oder, was ebenso schlimm ist, Süßigkeiten statt Brot.

Euer Amt, liebe Kirchenvorstände und Synodalen, besteht infolgedessen in allererster Linie darin, darauf bedacht zu sein, dafür zu sorgen und darüber zu wachen, dass die Gemeinden hin und her in dieser Stadt das Evangelium von Jesus Christus, der uns unsere Sünden vergibt, zu hören bekommen. Durch Predigt und Bibelstunde, durch Unterweisung und Seelsorge, durch Taufe und Abendmahl soll in dieser Stadt die Herde Gottes genährt werden zum ewigen Leben. Dabei nennt Christus die Lämmer seiner Herde an erster Stelle. Das werden die Kleinen sein. Eurer ganz besonderen Aufmerksamkeit sei darum die heranwachsende Jugend anbefohlen, angefangen vom Sonntagsschüler bis zum Konfirmanden und dem schulentlassenen Jugendlichen. Auf dem Gebiet der Jugenderziehung und der Jugendführung werden der Kirche in der nächsten Zukunft gewaltige Aufgaben erwachsen. Aber wie bekommt ein Kirchenvorstand Einfluss auf die Verkündigung des Wortes innerhalb der Gemeinde? Sind es nicht die Pfarrer, die bei uns fast ausschliesslich die Verwaltung des Wortes innehalten? Gewiss. Aber ihr seid es, die das erste und praktisch entscheidende Wort bei Pfarrwahlen führt. Ihr werdet einst an jenem Tag vor dem grossen Hirten Rechenschaft ablegen müssen darüber, ob ihr die Wahl eurer Prediger so gestaltet habt, dass verhungerte oder verschlechte oder aber geweihte Gemeinden entstanden sind. Der Synode aber erwächst heute in besonderer Weise der Wächterdienst darüber, dass das geschriebene und das gesprochene Wort in unserem Volk überhaupt frei bleibt und uneingeschränkt und unverboden kann verkündigt werden.

Christus aber hat ausser der Gemeinde «noch andere Schafe», die sind nicht aus diesem Stall». Dieselben will er herführen, «bis dass ein Hirt und eine Herde sei». Ihr bestellten Hirten der Gemeinde habt darum drauf zu achten, dass euren Gemeinden der Blick über die eigene Schafhürde hinaus geschenkt werde und erhalten bleibe. Der Befehl Christi geht nicht nur bis zu den Grenzen der einzelnen Kirchgemeinden und Landeskirchen, sondern bis «an die Enden der Erde». Darum habt ihr darauf bedacht zu sein, dass die Kirche ökumenisch bleibe und nicht zum Winkeldasein eines bloss nationalen Christentums zusammenschrumpfe. Für Fragen über Kirche und Völkermission muss in den Sitzungen der Kirchenältesten mehr Raum und Zeit vorhanden sein, als das zeitweise der Fall war.

Ein besonderer Fall ist in diesem Zusammenhang die Sorge um das eine nebenaus geratene Schaf, die Sorge um Israel. Es gibt zwar seit vielen Jahren bei uns eine «Gesellschaft der Freunde Israels». Dieser Verein hatte früher einen Direktor. Jetzt ist es merkwürdig still geworden um diese «Freunde Israels», ausgerechnet jetzt, wo alles darauf ankäme, dass an diesem Posten in doppelter Wachsamkeit «gehirtet» würde! Vielleicht ist das ein Hinweis darauf, dass jeder einzelne Synodale und Kirchenvorstand, ja jedes Gemeindeglied dazu aufgerufen ist, ein «Freund Israels» zu werden. Das gilt besonders im Blick auf die hoch und höher gehenden Wellen des grundsätzlichen Antisemitismus in aller Welt. Hier gilt es, sich zu der Verheissung zu bekennen, die dem Volk Israel nicht die Ausrottung ansagt, sondern ihm die Rückkehr und Einkehr zu der einen Herde unter dem einen Hirten anbietet.

Aus diesen Anliegen des gläubigen Bekennens heraus wachsen da, wo der Glaube lebendig ist, gleichsam selbstverständlich die Anliegen des liebenden Bekennens, die mannigfachen Aufgaben der inneren Mission und Liebestätigkeit. Ich will hier nicht all die vielgestaltigen Zweige der

christlichen Diakonie aufzählen, sondern aus ihrer Fülle heraus nur zwei erwähnen, die sich als besonders dringlich erweisen. Da ist einmal der Samariterdienst am «Fremdling, der in deinen Toren ist», der Dienst an den Emigranten und Heimatlosen und das kräftige Einstehen für sie vor Volk und Behörden, ein Dienst, der nicht besonders populär ist da, wo es sich um ausgesprochene Märtyrer der Gesinnung handelt. Ein ebenfalls nicht populärer Liebesdienst ganz anderer Art, der in letzter Zeit immer deutlicher vor der Tür der Kirche steht und um Hilfe anklopft, ist die Sorge um die Opfer der Trunksucht. Kirche und Blaues Kreuz, Blaues Kreuz und Kirche, dieses Traktandum dürfte in den nächsten Jahren auf der Liste keines verantwortungsbewussten Kirchenvorstandes fehlen. Kurz, dass das Evangelium von Christus, dem Retter der Welt, in gläubigem und liebendem Bekennen an alle Verlorenen ausgerichtet werde hier und bis an die Enden der Erde, das heisst: «Weide meine Lämmer, weide meine Schafe.»

Und nun enthält unser Bibelwort schliesslich noch eine Ankündigung und eine Mahnung.

Zunächst die Voranzeige: Christus bedeutet dem Petrus, dass er seinen Hirtendienst nicht unangefochten wird ausrichten können. Er wird leiden, ja er wird im Dienste des Erzhirten sterben müssen, denn Christus sendet seine Boten ausdrücklich «wie Schafe mitten unter die Wölfe». Es müsste seltsam zugegangen sein, liebe Kirchenvorstände und Synodalen, wenn es im Jahre 1942 auch nur noch einem einzigen unter euch in den Sinn gekommen wäre, durch die Annahme eines kirchlichen Amtes menschliche Anerkennung oder gar Ehre vor der Welt zu erwarten. Wer so ahnungslos und so töricht gewesen wäre, der könnte es erleben, dass er diesmal nicht auf seine Rechnung kommen wird. Wer jetzt solch ein Amt begehrt, der tut im Gegenteil gut daran, sich auf Anfechtung, Schmach und Leiden gefasst zu machen. Ihr habt von euren Amtsbrüdern, den Synodalen

und Kirchenältesten des Nachbarkantons, vernommen, die letztthin an einer Tagung die Frage bewegten: Was werden wir tun, wenn unsere Pfarrer verhindert sein sollten, ihren Dienst auszuüben? Diese Frage ist wahrlich heute nicht vom Mond heruntergeholt. Es ist jedenfalls gut, wenn heute Abend jeder in aller Stille die Frage mitnimmt: Was werde ich tun, wenn eines Tages bei uns holländische, norwegische oder tschechische Stunden schlagen sollten? Christus selber hat solche Fragen immer schon im Voraus mit seinen Jüngern erwogen, damit die schwere Stunde nicht über eine unvorbereitete Schar hereinbreche. So kündet er auch hier dem Petrus an und durch Petrus allen künftigen Hirten und darum auch uns: «Da du jünger warst, gürtetest du dich selbst und wandeltest, wohin du wolltest; wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürteten und führen, wohin du nicht willst. Das sagte er aber, um anzudeuten, mit welchem Tod er Gott preisen würde.» Wer von uns wird dann auf seinem Posten als Hirt der Gemeinde beharren, wenn die Stunde der Heimsuchung über die Herde hereinbrechen wird? Die Antwort auf diese Frage bleibt offen. Wir aber halten uns hier an das Wort, das dem Petrus verheißt, dass er darum die Kraft haben werde, «Gott mit seinem Leiden zu preisen», weil der gute Hirte seinen angefochtenen Jünger «gürteten und führen» wird. Diese in Aussicht gestellte Gürtung und Führung ist uns heute Abend ein besonderer Trost.

Und dann zum Schluss noch die Mahnung: «Petrus aber wandte sich um und sah den Jünger folgen, welchen Jesus lieb hatte, der auch an seiner Brust beim Abendessen gelegen war und gesagt hatte: Herr, wer ist's, der dich verrät? Da Petrus diesen sah, spricht er zu Jesus: Herr, was soll aber dieser? Jesus spricht zu ihm: So ich will, dass er bleibe, bis ich komme, was geht das dich an? Folge du mir nach! Da ging eine Rede aus unter den Brüdern: Dieser Jünger stirbt nicht. Aber Jesus sprach nicht zu ihm: 'Er stirbt nicht',

sondern: 'So ich will, dass er bleibe, bis ich komme, was geht das dich an?' Dies ist der Jünger, der von diesen Dingen zeugt und dies geschrieben hat, und wir wissen, dass sein Zeugnis wahrhaftig ist.» Seltsam! Kaum ist Petrus durch die unerwartete Wahl seines Herrn zum Hirtenamt begnadigt, meldet sich bei ihm gleich wieder der alte Simon, der dem Herrn dreinredet, anstatt ihm zu gehorchen, der nicht dienen, sondern herrschen will. Wohl braucht es zu allen Zeiten auch ein Kirchenregiment. Aber dasselbe ist nicht dazu da, dem Herrn der Kirche vorzuschreiben, was er zu tun hat, sondern um ihm gehorsam zu dienen. Wie oft haben das diejenigen vergessen, die sich «Nachfolger Petri» nannten! Dem Petrus ist hier das Märtyrium angesagt. Nun verlangt er von Christus Aufschluss darüber, was mit «dem anderen Jünger», was mit Johannes zu geschehen habe. Soll Johannes nicht auch leiden und sterben? Oder soll es diesem anderen Jünger gar vergönnt sein, steinalt zu werden und eines natürlichen Todes zu sterben? Damit legt Petrus dem Herrn sozusagen gleiche Behandlung aller nahe. Christus weist dieses Ansinnen mit nicht zu übersehendem Unmut als unbefugte Einmischung zurück. Wenn es Christus gefällt, den einen seiner Jünger so zu führen und den andern ganz anders, was hat dann Petrus zu reklamieren? Nicht nach einer Schablone, sondern mannigfaltig sind die Wege, die der Herr die Seinen führt. Und wenn es dem Herrn der Kirche gefallen würde, Johannes bis zum Jüngsten Tag am Leben zu lassen, was ginge das den Petrus an? Damit weist der Herr der Kirche jede falsche Gleichmacherei, jede falsche «Einheit der Kirche» von sich. Freilich will das nicht sagen, dass es überhaupt keine Einheit der Kirche gebe. Es gibt eine Einheit zwischen Petrus und Johannes. Sie beide glauben an Christus als an ihren einzigen Halt im Leben und im Sterben. In diesem Glauben an den Gekreuzigten und Auferstandenen, da sind sie einig. Wenn auch «viele Wege nach Rom führen», so wissen sie, dass es nur einen Weg gibt, der vom

Himmel zur Erde und von der Erde zum Himmel führt: Christus. Damit aber sind wir durch unser Textwort dicht an jene Frage herangeführt, die uns heute alle zusammen am tiefsten bewegt, und das ist die Frage der Einheit der Kirche. Und damit liegt die schwärende Wunde unserer Basler Kirche, der Kirche überhaupt, offen da. O könnten wir doch auch unter uns feststellen: In der Hauptsache sind wir alle miteinander einig, so wie Petrus und Johannes einig sind! Wie weitherzig könnten wir uns dann freigeben und wie könnten wir uns dann herzlich freuen über die Mannigfalt der persönlichen Prägungen und Färbungen des Glaubens! Aber ach, nun können wir das nicht sagen. Wir sind zwar in vielen Nebensachen miteinander einig, und es ist nicht zu leugnen, dass noch viel Gemeinsamkeit und darum Zusammenhang unter uns besteht. Aber eben gerade in der Hauptsache sind wir nicht so einig, wie Petrus und Johannes einig sind. Das ist unser aller tiefe, tiefe Not. Wir dürfen um der Wahrhaftigkeit willen diese Not nicht verschweigen. Aber was sollen wir denn tun? Die Zerrissenheit mit List überbrücken oder mit Gewalt beseitigen? Gewalt ist böse. Eine mit Gewaltmassnahmen hergestellte und aufrechterhaltene Kircheneinheit ist vielleicht der Weg Roms, aber nicht der Weg Jesu Christi. Als evangelische Christen haben wir die Zerrissenheit der Kirche zu tragen, nicht indem wir sie billigen und uns damit abfinden, sondern indem wir um die Kirche Leid tragen, so wie man um Vater oder Mutter Leid trägt. So legt uns die schadhafte Gestalt der Kirche, die wir jetzt und hier schauen, ein Warten und ein Fasten auf. Aber fastend glauben wir an die Einheit der Kirche bis zu dem Tag, da wir die eine Herde unter dem einen Hirten schauen werden.

- ¹ A. Katterfeld: «Felician Zaremba. Ein Christusjünger im Kaukasus». Evangelischer Missionsverlag, Basel.
- ² F. Blanke: «Columban und Gallus». Fretz & Wasmuth Verlag AG., Zürich.
- ³ Nicol Macnicol: «Pandita Ramabai». Evangelischer Missionsverlag, Stuttgart und Basel.